bibliothek
ensburg

26. (I).

sbibliothek R...nsburg

Paedag. 26. I
~~45.~~
Von der Kreisbibliothek Regensburg

Nützlicher Stoff

zur

Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens an sinnlichen und moralischen Gegenständen,

mit

Sprach-, Les-, und Schreibeübungen verbunden.

Eltern, Lehrern und Kindern

gewidmet

von

Johann Siegmund Klinger.

Paed. (8°). 26.
Von der Kreisbibliothek Regensbu

Hof
bey Gottfried Adolph Grau
1799.

Sr. glorwürdigst regierenden Majestät

Friedrich Wilhelm III.

Koenig von Preußen ꝛc. ꝛc.

in

aller Unterthänigkeit

gewidmet

vom

Herausgeber.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Sowohl der Titel dieses Buchs, als auch das erste und zweyte Bändchen meiner Verstandesübungen, wo Eltern und Lehrer hinlängliche Anleitung zum nützlichen Gebrauch desselben finden, macht eine lange Vorrede für dasselbe ganz entbehrlich. Da ich aber hoffe und wünsche, daß auch dieses Buch in recht viele Hände der Eltern kommen möchte, so kann ich nicht unterlassen, Ihnen hier etwas aus einem Aufsatz: Ueber das Verhalten der Eltern gegen ihre Schullehrer, aus der beliebten Wohlfahrtszeitung mitzutheilen.

„Sie wissen, beste Väter und Mütter! daß unser ganzes Wohl größtentheils von unsrer Erziehung abhängt. Der Unterricht, den wir als Kinder genossen, die Beyspiele die wir da gesehen, und der Umgang, den wir da gepflogen, bestimmt unser künftiges glückliches oder unglückliches Schicksal. Tausend Widerwärtigkeiten würden wir we-

niger kennen, wenn man die Quelle alles menschlichen Elendes, Unwissenheit und Unsittlichkeit, in unsrer Jugend verstopft hätte. Dagegen würde unser Leben unendlich reich an den reinsten Freuden seyn, wenn wir frühe zur Erkenntniß und Ausübung des Wahren und Guten auf die gehörige Art wären angeleitet worden.

Gewiß, wenn alle Menschen mit der nöthigen Sorgfalt zu weisen und guten Mitgliedern der Gesellschaft wären gebildet worden, wenn sie ihr höchstes Glück im ruhigen Nachdenken über solche Wahrheiten, die uns zunächst angehen, und in der eifrigsten Verrichtung guter Handlungen zu suchen wären gelehrt worden — gewiß, alles was häusliche und bürgerliche Ruhe stört, was Kriege im Grosen und im Kleinen mit ihrem schrecklichen Gefolge hervorbringt, wäre ungekannt, und wir würden schon allenthalben auf Erden, in unsern Häusern, in unsern Zusammenkünften, zur Zeit der Arbeit und in den Stunden der Erholung den Himmel finden, wenn wir einmal jene Sätze in unsern Herzen hätten. Dies ist kein Traum, sondern ewige Wahrheit. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es helldenkende und tugendhafte Menschen gegeben, die lebendige Beweise waren, daß man bey allen unvermeidlichen Unvollkommenheiten des Lebens dennoch zufrieden und glücklich seyn könne. Und dies verdanken sie ihrer früh angefangenen und bis ins Alter fortgesetzten Bildung ihres Verstandes und Herzens."

Mit

— —

Mit unbeschreiblicher Freude setze ich hinzu, daß es gewiß noch in keinem Zeitalter und unter keinem Volke so viele verständige und edle Menschen gegeben habe, als in dem gegenwärtigen, in einem grosen Theile von Europa — und daß noch nie so viele Schritte geschehen sind, um diese Veredlung und Beglückung der Menschheit allgemein zu machen, und Unwissenheit und Laster, gleich der Blatterseuche auszurotten, als jezt. Vorzüglich haben viele würdige Regenten in unserm teutschen Vaterlande sich mit den aufgeklärtesten Gelehrten vereinigt, auch den schäzbaren Theil unsrer Nation, der der zahlreichste ist, durch einen verbesserten Schulunterricht an demjenigen Glücke, welches Kenntniß und Herzensgüte unausbleiblich gewähren, Antheil nehmen zu lassen, und solche Anstalten getroffen, daß jeder, sey er bisher noch so wenig geachtet worden, richtig denken und handeln lerne. Auch an guten Lehrern, die an der Ausführung jener großen Plane wirklich arbeiten, ist kein Mangel. Aber eines fehlt noch, und zwar eines der wichtigsten Erfordernisse, wenn jene Absichten erreicht werden sollen. — Und dies ist Ihr Mitwirken, liebe Väter und Mütter, Ihre Einstimmung, um einen völligen Einklang hervorzubringen. Alle noch so eifrigen Bemühungen der größten und besten Menschen, eine glücklichere Nachkommenschaft zu ziehen, sind umsonst, sobald Sie unthätig sind, oder Sich gar widersetzten. Und da das meiste hiebey auf Ihre häusliche Kinderzucht

 zucht

zucht und auf Ihr Verhalten gegen die Lehrer Ihrer Kinder als die vornehmsten Werkzeuge der Volksbildung ankommt, so will ich hier einige Regeln geben, wie Sie Sich gegen diese zu betragen haben, wenn sie mit Segen arbeiten sollen.

Indem ich von Ihrem Verhalten gegen Ihren Schullehrer sprechen will, setze ich voraus, daß er wirklich der Mann sey, der er seyn soll. Nicht Schulmeister im gewöhnlichen Sinne des Worts, der Ihre Kinder höchstens ein wenig lesen, schreiben, singen, und einige Formeln auswendig hersagen lehrt, und der mit unmenschlicher Härte jede kleine Vergehung derselben bestraft — sondern von Jugend auf mit allen nöthigen Kenntnissen seines großen Berufs ausgerüstet, mit dem lebendigen Vorsatz nur immer zu nützen, soll er als zärtlicher Freund und Rathgeber Ihren Kindern erscheinen, sie mit Gott und der Welt, mit der sie umgebenden Natur und mit sich selbst bekannt machen, sie die Pflichten lehren, die sie als Geschöpfe, als Staatsbürger, als Freunde glücklich machen, sie vor dem Schädlichen warnen, ihnen die Ausübung des Guten durch schickliche Ermunterung und durch sein Beyspiel erleichtern rc. —

Haben Sie nun einen solchen Mann, so sey Ihre erste Sorge, 1) ihm Ihre ganze Achtung und Ihre zärtlichste Liebe zu zeigen, und eben diese Gesinnung Ihren Kindern gegen ihn einzuflösen. Wenn Sie die Gröse, die Wichtigkeit seines Berufs

rufs bedenken, wenn Sie erwägen, daß seltene Talente und Gaben, ein unermüdeter Fleiß, eine ganz vorzügliche Rechtschaffenheit zur Ausrichtung desselben gehören, so werden Sie ihm niemand im Orte vorziehen. Der Schulmann nützt Ihnen am meisten, wenn er auch nur einen kleinen Theil seiner Amtspflichten erfüllt, — und zwar mit der grösten Aufopferung seiner selbst. Dreyßig bis 40. Stunden in der Woche arbeiten, erfordert wahrlich große Anstrengung des Geistes und Körpers, und gestattet wenig Stunden der Erholung. Und wenn vielleicht euch sanfter Schlaf der Mitternachtsstunden deckt, wacht er noch für das Wohl eurer Kinder und Familien.

Der Nutzen von dieser Behandlung des Lehrers fällt auf Sie zurück. Jemehr Sie ihm Ehre erweisen, desto mehr wird er sich beeifern, derselben immer würdiger zu werden. — Wenn Sie ihm aber gar seine Ehre zu rauben suchen, ihm Verachtung und Schmach blicken liessen, so würden Sie auch dem rechtschaffensten den letzten Sporn nehmen, der ihn zu edlen Thaten und zu ausharrendem rühmlichen Fleiße antreibt. Sie selbst werden ihm die Thüre zu einem niederträchtigen und schändlichen Lebenswandel öffnen, er würde sich endlich genöthiget sehen, in dem schlechtesten Umgang sein Ehrgefühl zu ersticken, seinen Unmuth und mit demselben seine Pflichten zu vergeßen. Dann ist die Hofnung einer bessern Erziehung für Ihre gegenwärtige Nachkommenschaft

verlohren. Ein anderer Nutzen eines anständigen und ehrerbietigen Betragens gegen öffentliche Jugendlehrer ist der, daß, wenn es Ihre Kinder sehen, und von Ihnen zu gleichen Gesinnungen ermuntert werden, seine Reden bey ihnen weit leichter Eingang finden. Denn nur die Ermahnungen eines geschätzten Mannes hält man für wichtig und befolgt sie mit Freuden. Nur sein Lob oder Tadel ist von Folgen. Ein wahrhaft verehrter Erzieher hat dann nicht nöthig, sich harter Zwangsmittel zu bedienen, die ganz unter der menschlichen Würde, und dem Zweck der Veredlung des Menschengeschlechts schnurstracks entgegen sind. —

2) Ueberlaßen Sie ihm Ihre Kinder mit vollem Vertrauen auf seine Einsichten und auf seine Gewissenhaftigkeit. Am allerwenigsten müsse Ihnen einfallen, ihn bey seiner Lehrart hofmeistern zu wollen, denn er muß dieß Werk besser verstehen, als Sie. Sie können brave und kluge Männer in Ihrem Gemerbe seyn, und verstehen darinne gewis mehr als jeder Gelehrte, aber das Erziehungswesen können Sie nicht so verstehen als der, der seine ganze Lebenszeit auf das Studium derselben verwendet, und die größten Weisen aller Zeiten, nehmlich durch ihre Schriften und durch ihren mündlichen Unterricht, dabey zu Rathe gezogen hat. — Ja, ich sage Ihnen voraus, daß seine Lehrart anfangs gar nicht nach Ihrem Sinne seye, noch Ihre Erwartung befriedigen werde.

Denn

Denn Sie beurtheilen ihn nur nach der Art des Unterrichts, die Sie genossen haben, und diese war damals bey weitem noch nicht die Beste. — Unterdrücken Sie jede Neigung zum Tadeln, und wenn Sie ja ganz gewiß dieses oder jenes dabey erinnern zu müssen glauben, so thun Sie es mit einer solchen Bescheidenheit, die den Mann nicht beleidigen kann. — Aber unverständige Tadelsucht richtet hier nichts Gutes aus. Ueberhaupt und dies sey meine

3te Regel: Seyn Sie nirgends behutsamer und billiger in Beurtheilung der Menschen als hier. Der Lehrer wird als Mensch seine Fehler haben, aber so lange es Schwachheiten sind, so lange sie auf seinen Dienst keinen wesentlichen Einfluß haben, so seyn Sie nachsichtsvoll oder vielmehr unbekümmert dabey; desto scharfsichtiger seyn Sie in Aufsuchung seiner Tugenden und Verdienste, die Sie gewiß bey einem rechtschaffenen Lehrer finden werden. Nur vergessen Sie die obige Bemerkung nicht, daß manche seiner geglaubten Fehler seine größten Lobsprüche seyn können, und *verlangen Sie nicht auf einmal zuviel von ihm.* — Der wahre Unterricht fängt mit der allmähligen Entwickelung der Seelenkräfte an, und dabey sieht man es freylich dem Knaben nicht an die Stirne geschrieben, wie weit er es in *einem Jahre* gebracht hat. Die zum Fortkommen in der Welt nöthige Fertigkeit des Schreibens und Lesens wird nebenher kein Lehrer vernachlässigen, ohne

die

— —

die Hauptsache daraus zu machen. Den Knaben schön und gut handeln lehren, ist tausendmal mehr werth, als die schönste Handschrift. — So messen sie auch die Fortschritte des Knaben nicht nach der Zahl der auswendig gelernten Sprüche ab. Ihr Knabe kann die ganze Bibel auswendig gelernt haben, und doch unwissend, boshaft und mit einem Worte schlecht erzogen seyn. — Lassen Sie nur den Lehrer sorgen, der so handeln wird, daß er mit Freuden vor Gottes Richterstuhl treten kann. Ihre Bemühung sey a) ihm bey jeder Gelegenheit zu zeigen, daß Ihre Kinder, Ihr größtes Kleinod, Ihr höchster Stolz und ihre reinste Erdenseligkeit seyn werden, wenn sie in Ihre Hände wohlgebildet zurück kommen. Fragen Sie dabey fleißig nach ihnen, wenigstens monatlich einmal, und zwar am meisten nach ihrer Aufführung; Sagen Sie dann Ihren Kindern wieder, was Sie gehört haben, und schenken Sie ihnen allen Beyfall und alle Zärtlichkeit, wenn sie ein gutes Zeugniß vom Lehrer erhalten haben; b) bestärken Sie von Zeit zu Zeit Ihre Kinder in der Liebe und Ehrfurcht gegen den Lehrer, drohen Sie ihnen ja nicht mit ihm, als mit einem Zuchtmeister. So müssen Eltern dem Lehrer in die Hand arbeiten: der Lehrer wird von seiner Seite es gewiß auch so machen. c) Gehen Sie ohne Geräusch öfters in die Schule, und hören den Unterricht selbst mit an. Sie werden selbst für Sich manches dabey lernen. Eben so

seyn

seyn Sie bey den öffentlichen Prüfungen allezeit gegenwärtig.

4) Suchen Sie dabey Ihrem Lehrer sein Leben so angenehm als möglich zu machen. Er ist eines der nützlichsten Mitglieder der Gesellschaft, und bleibt Ihr Wohlthäter, Sie seine Schuldner, wenn Sie noch so viel zu seinem Wohlstand und zu seiner Zufriedenheit beygetragen haben. Seine mühsamen Geschäfte können auch nur mit einem heitern und sorgenfreien Geiste verrichtet werden. Alle andere Dienste lassen sich eher erzwingen, als Schularbeiten. Hier muß schlechterdings jeder Kummer und Verdruß verbannt seyn. Entfernt daher alles, was seine Stirne wölken, oder gar sein Leben verbittern kann. Mit dem Lehrer leiden zugleich eure Kinder, wie sie ehemals unter dem Herzen der Mutter jede Ungemächlichkeit, die diese litt, mit empfanden. —

5) Erhaltet das gute Vernehmen mit ihm, so lange es möglich ist. Laßt es nie zu einem öffentlichen Bruch kommen, denn der Schade von diesen Mißhelligkeiten ist für eurer Kinder Seelen unbeschreiblich —. Doch ich schließe hier mit den Worten des berühmten Freyherrn von Knigge, welcher in seinem bekannten Buche: Ueber den Umgang mit Menschen. Th. 1. S. 291. sagt: Der geringste Dorfschulmeister, wenn er seine Pflichten treulich erfüllt, ist eine wichtigere und nützlichere Person im Staate, als der Finanzminister, und da sein Gehalt gewöhnlich

lich sparsam genug abgemessen ist, was kann billiger seyn, als daß man diesem Manne wenigstens durch einige Ehrenbezeugung, das Leben süß, und das Joch erträglich zu machen suche? — Hof, den 4. October 1798.

J. S. Klinger.

Worterklärungen.

Sichtbar: was man sehen kann. — Z. B. ein Baum.

Unsichtbar: was man nicht sehen kann. — Geist.

Durchsichtig: wodurch man sehen kann. — Glas, Luft, Wasser.

Nützlich: was mehr Nutzen als Schaden bringt. — Feuer, Holz, Wasser.

Nutzbar: was Nutzen bringen kann. — Der Dünger, der auf der Strasse liegt.

Schädlich: was mehr Schaden als Nutzen bringt. — Jede Sünde.

Angenehm: was uns wohl gefällt. — In der Schule herauf gesetzt zu werden.

Entbehrlich: was einer missen kann. — Eine Tresse auf dem Hut, Kaffee.

Bedürfniß: was man zur Erhaltung des Lebens durchaus haben muß. — Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arzney.

Veränderlich: was nicht so bleibt, wie es ist. — Ein Mensch.

Furchtsam: wem leicht bange wird (auch wo ers nicht braucht); z. B. weil er im Dunkeln geht. — Furchtsamkeit ist im Gemüth; Furcht, Aeußerung derselben.

Furchtbar oder fürchterlich: was Furcht verursacht. — Ein sehr starkes Gewitter.

Fruchtbar: was Früchte bringen kann. — Das Erdreich, Bäume.

Gegenwärtig: was eben jetzt da ist — Der heutige Tag.

Vergangen: was schon vorbey ist. Der gestrige Tag.

Zukünftig: was noch kommen soll. — Der morgende Tag.

Abwesend: was nicht da ist. — Kinder, die in der Schule fehlen.

Wesentlich oder nothwendig: das, was an einer Sache durchaus seyn muß. — Daß eine Kugel rund sey; daß das Feuer brenne; die Luft ist nothwendig zum Leben; der Acker muß bearbeitet und mit Saamen besäet werden, wenn man davon wieder erndten will.

Zufällig: was an einer Sache seyn kann; aber nicht daran seyn muß. — Ein Baum kann Raupennester haben, aber es muß nicht so seyn, darum, weil er ein Baum ist. Ein mit guten Saamen besäeter Acker kann Unkraut tragen, aber es muß nicht so seyn, denn man kann ihn reinigen.

Wißbegierig: wer gern was wissen will. — Wißbegierde ist immer löblich; Neugier nicht immer.

Neugierig: wer nur Neues wissen will (es mag ihm angenehm oder nicht, es mag nützlich oder nicht nützlich für ihn seyn). Z. B. Klementine hatte eine grosse Begierde, Alles zu wissen, was andere Leute dachten, sagten oder thaten. Sie horchte daher gern an den Thüren, um zu erfahren, was die Leute in der

der Stube sprachen. Sie durchsuchte gern alle Gemächer, alle Schränke und Kästen, die nicht verschlossen waren. Nun wußte sie doch, was darinnen lag. Auch wenn sie zu fremden Leuten kam und auf einem Tische irgend ein beschriebenes Papier liegen sahe; so trat sie gern hin und las es. Haltet ihr das wohl für anständig und erlaubt?

So oft ihre Mutter etwas gekauft hatte, ohne es ihr zu zeigen, oder in der Küche etwas zubereitete, ohne sie dazu zu nehmen; so ward sie so sehr dadurch beunruhigt, daß sie des Nachts nicht schlafen konnte. Ihr Bruder, Ernst lachte oft darüber und sagte: Sie würde noch an der Neugierde sterben. — Klementine nahm das übel und warf ihm vor, daß er ja selbst neugierig wäre, indem er alles sehen und hören wollte. Nein! erwiederte Ernst, du hast kein Recht, mir diesen Vorwurf zu machen: denn Dinge, die mich nichts angehen, verlange ich nicht zu wissen. Wenn mir gleich die Mutter nicht alles zu kosten giebt, was sie kocht und bäckt, das beunruhigt mich nicht. Unsere Nachbarn mögen laut oder heimlich mit einander reden: ich frage nicht darnach: und du, liebe Schwester, magst Neuigkeiten und Heimlichkeiten ins Haus tragen, so viel du willst; ich werde dich niemals bitten, mir eine zu erzehlen. Aber, was in der Natur vorgeht; oder, was die Menschen durch ihre Kunst und Geschicklichkeit hervorbringen, das geht mich an: das sind auch keine Heimlichkeiten: darum wünsche ich davon so viel zu sehen und zu hören, als möglich ist. **Werdet ihr euch nun den Unterschied**

zwischen Neugierde und Wißbegierde wohl vorstellen können?

Vergleichen: die Aehnlichkeit der Dinge aufsuchen, oder zusehen, was an einem Dinge ist, und am andern auch. Z. B. Fritz hat schwarze Haare, und Carl auch. Der Eichenbaum hat Blätter und der Pflaumenbaum auch. Der Hund hat vier Füße, und eine Katze auch. Der Fisch kann schwimmen, der Frosch auch.

Unterscheiden: auf die Unähnlichkeiten der Dinge merken; oder zusehen, was an einem Dinge ist, und am andern nicht. — Die Hunde bellen, die Katzen mauken. Der Frosch hat vier Füße, der Fisch ist ohne Füße.

Aehnlich: was in den mehresten Stücken überein kommt. — Zwey Eyer.

Unähnlich: was in den wenigsten Stücken überein kommt. — Ein Ey und ein Baum.

Gleich: was in allen Stücken überein kommt (was sehr viel Aehnlichkeit hat).

Kennzeichen oder Merkmal: dasjenige, wodurch man ein Ding von dem andern unterscheidet.

Endzweck: was ich zu erlangen wünsche oder gern haben will. — Wer säet oder säen läßt, will erndten. Wer aufmerkt oder Acht giebt, will etwas lernen, begreifen, verstehen.

Mittel: wodurch ich den Entzweck erlange. — Säen ist ein Mittel zum Erndten. — Aufmerken, oder Acht geben ist ein Mittel zum Lernen, oder um etwas begreifen, verstehen, und thun zu können.

Ur-

Ursach: wodurch etwas erfolgt, oder hervorgebracht wird. — Das Feuer verursacht Wärme. Der Sonnenschein ist die Ursach des Tageslichtes.

Wirkung: was durch die Ursach erfolgt. — Die Wärme ist die Wirkung des Feuers. Das Tageslicht ist Wirkung der Sonne.

Möglich: was seyn oder geschehen kann. — Daß ein Mensch schreiben lernt. Daß es regnen kann. Daß eine Feuersbrunst entstehe, durch Wetterstrahl, Verwahrlosung, oder durch böse Menschen.

Unmöglich: was nicht seyn und nicht geschehen kann. — Daß 2 mal 2, 5.

Groß: was viel Raum einnimmt, oder viel wirken kann. Klein: Das Gegentheil von Groß. — In Vergleichung mit einer Nähnadel, ist eine Schreibfeder groß; hingegen in Vergleichung mit einem Baum, ist sie klein.

Mittelmäßig: was weder zum Großen, noch zum Kleinen gehört.

Vollkommen: was nicht besser seyn kann, als es ist. Seele: was in dem Menschen denkt, empfindet, und den Leib belebt und bewegt.

Empfinden: Durch die Sinne wahrnehmen.

Begriff: Die Vorstellung von einer Sache. — Wir haben einen deutlichen Begriff von einem Dinge, wenn wir die Merkmale, wodurch es sich von andern unterscheidet, angeben können.

Gedächtniß: die Kraft der Seele, gehabte Vorstellung, oder was man bey dieser oder jener Sache gedacht, ehemals geurtheilt hat u. s. w. fest zu halten und wieder bey sich hervor zu bringen.

Einbildung: das Vermögen der Seele, sich etwas vorzustellen, was nicht wirklich ist. — Silberne Schneeflocken.

Urtheilskraft: das Vermögen der Seele, Begriffe mit einander zu verbinden; Dinge mit einander zu vergleichen oder sie von einander zu unterscheiden.

Folgern oder schließen: aus zwey Urtheilen ein drittes herleiten. — Faulheit macht mißvergnügt; Ich bin faul, darum bin ich auch mißvergnügt.

Vernunft: Die Fähigkeit, verständig werden zu können.

Verstand: Die durch Lernen und Ueben wohl angewendete oder ausgebildete Vernunft.

Verständig: wer viel weiß, kennt, versteht und davon einen nützlichen Gebrauch macht.

Wille: das Vermögen, sich nach Ueberlegung zu entschließen.

Freier Wille: das Vermögen, unter einerley Umständen eines oder das andere zu thun oder zu lassen. — Z. B. Jemand verläumden; dieses kann ich thun, ich kann es auch unterlassen.

Sinnlichkeit: Trieb nach sinnlich Angenehmen und Abscheu vor Unangenehmen. Die Sinnlichkeit verleitet den Menschen, bisweilen etwas zu thun, was ihm in der Folge schadet. Vernunft muß sie regieren als ihr Leitstern.

Sinnliches Vergnügen: ein Vergnügen, das durch die Sinne genossen wird. — Z. B. Musik.

Geistiges Vergnügen: ist dasjenige Vergnügen, welches aus Erkenntniß der Wahrheit, aus Liebe und Uebung des Guten entsteht.

Selbst-

Selbstliebe: des Menschen Wunsch nach Wohlergehn (also Verlangen nach Lust und Vergnügen, und Abscheu vor Schmerz und Verdruß).

Triebe: Verlangen nach Etwas. Gott hat die Seelen der Menschen und Thiere so eingerichtet, daß sie manches begehren oder verabscheuen müssen, ohne zu wissen, warum? Dieses Begehren oder Verabscheuen, dem sie folgen müssen, sie mögen wollen oder nicht, nennt man Trieb, Instinkt. — a) Glückseligkeitstrieb, b) Erhaltungstrieb, c) Wißbegierde und Neugier, d) Liebe und Dankbarkeit, e) Mitgefühl, f) Nachahmung.

Tugendhaft: Wer das Gute liebt und thut, oder wer die herrschende Neigung oder Fertigkeit hat, Recht zu handeln.

Tugend: die Gewohnheit, gut, recht und anständig zu handeln.

Lasterhaft: wer das Böse liebt und thut.

Laster: die Gewohnheit, Böses zu thun.

Wahrhaftig: wer die Wahrheit liebt und sagt.

Sanftmüthig: wer nicht leicht etwas als Beleidigung ansieht.

Versöhnlich: wer geneigt ist, seinem Beleidiger zu vergeben.

Friedfertig: wer Frieden (Eintracht) liebt und befördert.

Wohlthätig: wer andern gern und viel Gutes thut.

Sparsam: wer nichts Unnöthiges ausgiebt.

Verschwenderisch: wer oft etwas Unnöthiges ausgiebt.

Geizig: wer das Geld zum Zweck macht, es zu sehr schätzt und liebt (ohne es zu gebrauchen).

Geiz: eine zu heftige Begierde nach Reichthum.

Aufmerksam: wer darauf hört und sieht, und an das denkt, worauf er hören und sehen, und woran er denken soll.

Genügsam: wer zufrieden ist mit dem, was er hat oder bekömmt (nichts mehr wünscht).

Bedachtsam: wer überlegt, was aus seinen Handlungen entstehen kann.

Behutsam: wer sich in Acht nimmt, daß er weder sich noch andern Schaden verursache.

Gelehrig: wer sich gern belehren läßt, und leicht Belehrung faßt.

Reinlich: wer keinen Schmutz leiden kann, (Schmutz sind fremdartige Dinge, die nicht an die Sache gehören, z. B. Staub, Koth, Fett, Oel, an Kleidern rc.)

Rein: woran kein Schmutz ist.

Nachgebend: wer Zank zu vermeiden sucht, und am ersten aufhört zu streiten.

Arbeitsam: wer gern etwas nützliches thut, oder gern beschäfftigt ist.

Gehorsam: wer willig das thut, was ihm seine Vorgesetzten befehlen.

Artig (gutartig): wer sich anständig beträgt.

Fromm: wer aus Liebe zu Gott Recht thut.

Rechtschaffen: wer in allen Stücken Recht thut.

Aufrichtig, redlich, ehrlich: wer seinen

Nebenmenschen auf keine Weise zu hintergehen sucht (wer es mit Anderer Nutzen wirklich gut meynt).

Offenherzig: wer so redet, wie ers meynet, (sogar seine Fehler gesteht). — Nicht gegen jeden sey offenherzig.

Dankbar: wer das Gute, das er erhält, auch erkennet, es gut anwendet, sich darüber freut, und sich hütet je etwas zu thun, das seinen Wohlthäter betrüben könnte.

Thätig: wer viel arbeitet, und seine Arbeiten unverdrossen verrichtet.

Mäßig: wer nur so viel, als seinem Körper nützlich ist, ißt und trinkt.

Unmäßig: wer mehr isset und trinkt, als seinem Körper nützlich ist.

Vielfraß: wer gewöhnlich viel mehr isset, als andere.

Säufer: wer viel mehr trinkt, als andere.

Trunkenbold: wer oft durch starke Getränke seinen Verstand benebelt, so, daß er nicht weiß, was er macht, und dabey lallet, beleidigt, Schaden anrichtet ꝛc.

Leckermaul: wer begierig ist nach sehr wohlschmeckenden Speisen.

Näscher: wer heimlich seine Eßlust zu befriedigen sucht.

Schmarozer: wer durch Schmeicheleien sich die Freyheit erwirbt, auf Kosten eines andern zu speisen.

Kostgänger: wer bey Jemanden täglich zu Tisch geht.

Kostverächter: wer nicht gerne mit dem vorlieb nimmt, was ihm aufgetragen wird.

Dienstfertig: wer andern gern erlaubte Gefälligkeiten erzeigt.

Sittsam: wer das Unanständige verabscheut.

Bescheiden: wer von seinen Vorzügen wenig spricht, dagegen das Gute an Andern bemerkt und rühmt, und überhaupt Jedem anständig begegnet.

Gefällig: wer Andern auf alle erlaubte Art zu gefallen sucht.

Willig: wer gern das thut, was von ihm gefordert wird.

Emsig: wer anhaltend fleißig oder hurtig bey seiner Arbeit ist.

Unverdrossen: wer nicht leicht mißvergnügt bey und über der Arbeit wird; oder gern und mit Lust arbeitet..

Gottselig: wem es Vergnügen macht, Gottes Willen zu thun.

Beständig: wer bey einer guten Sache, die er nach reifer Ueberlegung vorgenommen hat, bleibt und nicht gleich verdrießlich und ungeduldig wird, wenn es etwa nicht gleich gehet.

Verschwiegen: wer das nicht wiedersagt, was heimlich bleiben soll. (Stillschweigen bezieht sich nur auf eine einzelne Handlung.) Verschwiegenheit aber ist Gemüthsbeschaffenheit und eine sehr nöthige Tugend.

Träge: wer nicht Lust zu arbeiten hat.

Verdrossen: wer mit Widerwillen und Verdruß arbeitet

Ei=

Eigennützig: wer stets nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht ist.

Frech: wer ohne Scheu ununständige Dinge begeht.

Neidisch: wer sich nicht freuet über das viele Gute, das er hat, sondern sich ärgert über das Gute, das andere haben und es ihnen nicht gönnt.

Schadenfroh: wer sich über anderer Schaden freut.

Widerspenstig: wer nicht gehorchen will.

Ungehorsam: wer nicht thut, was befohlen wird.

Verläumden: von andern erdichtetes Böse erzehlen.

Tadelsüchtig: wer gern tadelt (Anderer Fehler aufsucht).

Wankelmüthig: wer bald dieß bald jenes will.

Falsch: wer Jemanden zu hintergehen sucht.

Heucheln: sich gut anstellen und es doch nicht seyn.

Argwöhnisch: wer ohne Wahrscheinlichkeit von Andern das Schlimmere denkt, oder wer von Andern immer Böses fürchtet.

Eigensinnig: wer immer nach seinem Willen Alles haben will.

Mürrisch: wer verdrüßlich ist.

Nachlässig: wer seine Geschäfte gar nicht, oder nur obenhin verrichtet.

Zänkisch: wer leicht zankt.

Rachsüchtig: wer seinem Beleidiger zu schaden und Verdruß zu machen sucht.

Undankbar: wer erzeigte Wohlthaten nicht erkennt, und seinen Wohlthäter betrübt.

Undankbarkeit ist Gemüthsbeschaffenheit, sie

will

will die Wohlthaten nicht vergelten, ob sie es gleich könnte.

Undank lohnt wirklich mit Bösem.

Flatterhaft: wer seine Gedanken nicht auf das richtet, worauf er sie richten soll, sondern bald an dieses, bald an jenes denkt.

Gedankenlos: wer an nichts denkt.

Hochmüthig: wer eine zu vortheilhafte Meinung von sich hat, und sich über Andere erhebt. — Der Hochmuth ist die Begierde, sich über Andere zu erheben, und mehr zu scheinen, als man in der That ist.

Eitel: wer auf Putz und dergleichen einen zu hohen Werth setzt, und darin Ehre für sich sucht.

Stolz: wer sich wirklich über andere erhebt, und Andere gegen sich gering schätzt.

Unartig: was der Anständigkeit zuwider ist. — Daniel tritt zu uns in die Stube, nimmt seinen Hut ab und grüßt uns freundlich: findet ihr das anständig oder unanständig? — Paul kommt zu mir in strenger Kälte barfuß; ich schenke ihm aus Mitleiden ein Paar neue Strümpfe. Er nimmt sie, geht damit zur Thüre hinaus, ohne mir ein Wort des Danks oder einen Abschiedsgruß zu sagen: ist das anständig?

Unhöflich: was der Achtung und Ehrerbietung zuwider ist, welche man andern beweisen muß.

Faul: wer die Arbeit scheuet.

Müßig: wer nichts thut.

Dreist: wer in seinen Unternehmungen keine Schwierigkeiten scheuet.

Kühn: wer keine Gefahr scheuet.

Keck: wer an Schwierigkeiten und Gefahren nicht denkt, sondern sich ohne Anstand auf Unternehmungen einläßt.

Herzhaft: wer sich nicht fürchtet.

Verwegen: wer sich unnöthiger Weise in Gefahr begiebt.

Umsonst, unnütz, vergeblich: Man arbeitet umsonst, wenn man für seine Arbeit keinen Lohn nimmt; unnütz ist die Arbeit, wenn sie zu nichts dient, oder keinen Nutzen bringen kann; man hat vergeblich gearbeitet, wenn man seinen Entzweck nicht erreicht und nichts ausrichtet.

Gutherzig: wer verlangt, den Wohlstand seiner Nebengeschöpfe zu befördern.

Gemeinnützig: was vielen hilft oder Vortheil bringt. — Schulen, Schreiben, Heerstrassen.

Glauben: Etwas für wahr halten. — Ich glaube, daß die Seele unsterblich ist.

Unglaubig: aus strafbaren Absichten nicht glauben wollen (besonders Religionswahrheiten).

Leichtglaubig: wer alles ohne Prüfung für wahr annimmt.

Aberglaubig: wer Wirkungen erwartet, wozu die Ursachen fehlen; und wer zu Wirkungen Ursachen angiebt, die es nicht seyn können. — Wenn jemand z. B. von einem umgehängten Zeddel erwartete, daß ihm derselbe das Fieber vertreiben werde.

Thor oder Narr ist derjenige, der oft unverständig denkt, redet und handelt, und sich dennoch einbildet, klug zu seyn.

Körper: was man sehen und berühren kann — oder ein Ding, welches auf allen Seiten der Berührung widersteht.

Harte Körper: in welche man entweder gar nicht, oder doch nur mit vieler Mühe eine Vertiefung zu drücken im Stande ist. — Stein, Holz, Eisen, Kupfer, Bernstein.

Weiche Körper: Solche, dessen Theile durch eine geringe Gewalt getrennt werden können. — Thon, Lehm, Butter, Talg.

Flüßige Körper; solche, dessen Theile mit der allerleichtesten Kraft zusammen hängen. — Wasser, Luft, Oel, Milch.

Spröde Körper: solche, die durch eine äußere Kraft, welche auf sie wirkt, eher zerspringen, als biegend nachgeben. — Glas, Steine, alle Halbmetalle, Zucker.

Zähe Körper: welche sich mehr oder weniger biegen und ziehen lassen, ehe sich ihre Theile trennen. — Pech, Thon, mancherley Holz z. B. von der Esche, der Linde, der Ulme.

Elastische Körper: solche, an denen wir die Eigenschaft bemerken, daß sie, wenn sie zusammengedrückt oder ausgedehnt werden, wieder von selbst ihre vorige Figur annehmen, so bald die Kraft, durch welche das Zusammenpressen oder Ausdehnen geschieht, nachläßt. — Die Luft, das Feuer, das Elfenbein, Messer und Degenklingen, der Band dieses Buchs ꝛc.

Naturkörper: sind solche Körper, die unmittelbar

bar ihr Daseyn von Gott haben. — Alle Himmelskörper, Sonne, Mond, Erde, Feuer, Wasser, Luft.

Natürliche Körper nennt man solche Produkte, welche durch die Kräfte der Natur aus schon vorhandener Materie entwickelt und ausgebildet werden, nehmlich das ganze Mineralreich, Pflanzenreich und Thierreich.

Künstliche Körper werden alle die Producte genannt, welche entweder durch die Kunst der Menschen, als: Häuser, Tisch, Bücher, Bier, Pflug, Wagen ꝛc. oder durch den Kunsttrieb der Thiere hervorgebracht werden, als: Zellen der Bienen, Wohnungen dee Bieber, Nester der Vögel ꝛc. ꝛc.

Organische und unorganische Körper: Solche Körper, deren Theile so untereinander verbunden sind, daß gewisse Flüßigkeiten sich in bestimmten Kanälen herum bewegen können, heißen organische, und die, von denen man dies nicht sagen kann, unorganische Körper. Die organischen Körper ziehen oder bringen ihre Nahrung in sich und wachsen also von innen, die unorganischen Körper hingegen ziehen ihre Nahrung nur an sich, und wachsen, indem sich ein Theil dicht an den andern legt, von aussen. — Die natürlichen Körper, welche zum Pflanzen und Thierreiche gehören, sind alle organische, und die, welche zum Mineralreich gehören, alle unorganische Körper.

Mineralien heißen die natürlichen leblosen Körper, welche dadurch entstehen und wachsen, daß sich von aussen ein Theil an den andern ansetzt. —

Die

Die verschiedenen Erdarten, Steine, Salze und die Metalle.

Pflanzen sind diejenigen Körper, die ihre Nahrung durch Wurzeln einnehmen, zwar leben, aber nicht empfinden, auch sich nicht willkührlich bewegen. — Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser ꝛc. ꝛc.

Thiere sind lebendige Geschöpfe, die ein Vermögen haben, sich willkührlich zu bewegen, zu empfinden, oder sich einer Sache, die einen Eindruck auf sie macht, bewußt zu werden, und sich fortzupflanzen, als: Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer.

Kraft: das Vermögen eine Veränderung hervorzubringen, oder etwas zu thun.

Stärke: viel Kraft.

Macht: sehr viel Stärke.

Unwissenheit: Mangel an Kenntnissen.

Dummheit: Mangel der natürlichen Verstandesfähigkeiten. — Bey dem Dummen hilft kein Unterricht.

Unverstand: Mangel an Ueberlegung und richtiger Einsicht.

Loben: Jemanden Gutes nachrühmen.

Hoffen: Gutes erwarten.

Befürchten: Uebels erwarten.

Urtheil: die Bejahung oder Verneinung von den Eigenschaften und Beschaffenheiten einer Sache.

Vorurtheil: ein Urtheil, welches wir ohne gehörige Untersuchung für wahr halten.

Mey-

Meynung: eine ungewisse Vorstellung, welche wir für wahr halten.

Wahn: ist eine falsche Meynung.

Wahrheit: ist jede Vorstellung, oder Aussage, die mit der Sache übereinstimmt.

Irrthum: ein falsches Urtheil unsers Verstandes. — Z. B. kalt Wasser sey kein gut Getränk, es schwäche den Magen. Sehr heisse Stuben im Winter wären gesund. Holz und Eßwaren wegnehmen, heisse nicht stehlen 2c. 2c.

Gewiß: ist etwas, das man mit Gründen beweisen kann.

Wahrscheinlich: wo man mehr Gründe für, als gegen die Wirklichkeit einer Sache hat.

Natur: die sämmtlichen sichtbaren Geschöpfe, sammt allen Kräften, die sie vom Schöpfer haben.

Natürlich: was durch diese Kräfte bewirkt wird. — Daß z. B. ein Kind gehen und reden lernt, ist natürlich.

Sehnsucht: das heftige Verlangen, bey Jemand zu seyn, der abwesend ist.

Mitleid: Traurigkeit über das Unglück anderer.

Ehrgeitz: eine heftige Begierde nach Lob und Ehre. (Oft ist der Ehrgeitz eine Denkungsart, da man nichts unternimmt, nichts spricht, auch nichts gegen sich thun oder von sich reden läßt, wodurch man von seiner Ehre verlieren könnte.)

Reue: Betrübniß darüber, daß man etwas schlecht gemacht hat.

Schaam: Besorgniß darüber, daß man von andern verachtet wird.

Haß: Widerwille gegen Jemand.

Feindschaft: öffentlicher Haß.

Groll: heimlicher Haß.

Schande: wenn viele Leute eine üble Meynung von uns haben.

Stehlen: heimlich Andern das Ihrige wegnehmen.

Rauben: Andern mit Gewalt das Ihrige nehmen.

Lust: Vergnügen für die Sinne.

Wonne: große Freude.

Entzücken: die größte Freude oder süßeste Empfindung.

Wandel: die Aufführung eines Menschen (das Thun und Lassen eines Menschen.)

Recht: was so ist, wie es seyn muß — was den Gesetzen gemäß ist.

Unrecht: das Gegentheil von Recht.

Vergelten: einem geben, nachdem er verdient hat.

Belohnen: Jemanden für sein Wohlverhalten aus freyem Willen etwas schenken.

Jemand vertrauen: Sich Gutes von Jemand versprechen, oder von ihm erwarten. (Ich vertraue Gott, wenn ich seine Einrichtungen und seine Belehrungen für sehr gut halte).

Unkraut: was da wächst, wo man es nicht haben will.

Ueberfluß: hat, wer mehr hat, als er braucht.

Mangel: hat, wer weniger hat, als er braucht.

Lebendig: was sich willkührlich bewegen und empfinden kann. — Thier.

Leblos: was kein Leben hat — Stein, Materie.

Beseelt: worin eine Seele ist.

Entseelt: worinn eine Seele gewesen, aber nicht mehr darinne ist. — So lange wir leben, ist unser Leib beseelt; wenn wir sterben, entseelt.

Jammerthal: ein Ort, wo mehr Elend, als Freudengenuß ist. — Die Welt ist kein Jammerthal.

Ich kann: ich bin fähig, das auszurichten.

Lernen: Unterricht empfangen.

Lehren: Unterricht geben.

Sprechen: seine Gedanken mündlich zuerkeñen geben.

Denken: eine Sache von mehrern Seiten sich vorstellen.

Fähigkeit: natürliche Anlage wozu.

Fertigkeit: die durch Uebung erlangte Geschicklichkeit, etwas leicht auszuüben.

Ueben: Etwas oft thun.

Gewohnheit: die durch Uebung entstandene Fertigkeit, etwas zu thun.

Regel: Die Anweisung oder Vorschrift, wie man etwas machen soll.

Gesetz: der bestimmte Wille aller, was gethan oder gelassen werden soll.

Pflicht: was man thun soll, oder zu thun verbunden ist.

Ordnung: Die beste Art, wie das, was zusammengehört, bey einander seyn oder auf einander folgen kann. — Ordnung ist da, wo alles zu recht

er Zeit, am rechten Ort und auf die rechte Weise geschieht.

Bestimmung: die Absicht, wozu etwas da ist.

Weise: wer zu guten Entzwecken die rechten Mittel anwendet.

Welt: Alles, was Gott geschaffen hat.

Eigenschaft: das=enige, was man immer an einer Sache oder einem Dinge antrift. — Flüssigkeit ist eine Eigenschaft des Wassers.

Beschaffenheit: ist die zufällige Einrichtung eines Dinges.

Insel, (Eyland, Werder, Holm;) ist ein um und um mit Wasser umgebenes Stück Land. — Großbritanien, Irland.

Halbinsel: ein Land, das nur an einer Seite mit dem vesten Lande zusammen hängt, an den übrigen Seiten aber mit Wasser umgeben ist. — Italien, Dännemark u. m.

Erdzunge: ist ein schmaler Strich Landes, der sich von einer Insel, oder vom vesten Lande ins Meer erstreckt.

Land oder Erdenge: ist ein sehr schmaler Strich Landes, so zwischen zwey Meeren liegt, und zwey große feste Länder mit einander verbindet. — So hängt der obere Theil von Amerika mit dem untern durch eine solche Erdenge zusammen.

Sandbänke: sind Höhen eines ungleichen Grundes im Meer, worauf die Schiffe oft stranden.

Küste oder Seekannt; ist die erhabene Ecke eines vesten Landes, so am Meere liegt.

Ufer,

Ufer, Strand, Bord, ist das niedrig flache, am Meere liegende Land, das zur Zeit der Fluth überschwemmt, und zur Zeit der Ebbe wieder trocken wird.

Dämme: sind Ufer, die die Kunst verfertiget hat.

Dünen: sind Sandbänke, die das Meer am Ufer macht.

Gestade, ist der Rand eines längst am Flusse liegenden Landes.

Berg: ist ein über andere Theile der Erdfläche sehr erhabenes Stück Erdreich, so oben spitziger als unten.

Felsen: ist ein aus Steinen bestehender Berg.

Vulkan, feuerspeiender Berg: ist ein solcher Berg, der durch die Wirkung der Elektricität, oder durch irgend eine andere Ursache in den Zustand gesetzt wird, Sandsteine und andere Materien auszuwerfen.

Gebirge: sind viele aneinanderhängende Berge.

Vorgebirge (Cap): ist ein weit in die See hineingehendes Gebirge.

Archipelagus: ist eine Sammlung vieler beyeinander liegenden Inseln.

Thal: ist eine zwischen den Bergen befindliche Tiefe.

Enger Paß: ist ein enger Durchgang durch Gebirge.

Hölen, Grotten: sind tiefe und weite Klüfte, oder Löcher in den Bergen und Felsen, welche theils die Natur, theils Menschenhände, theils Kunst und Natur zugleich zubereitet haben.

Eben und plattes Land: das sehr wenig oder gar keine Gebirge hat.

Wald: ein weiter Platz voll großer, hoher Bäume.

Busch: niedriges Gesträuch.

Hain: ein kleiner schattenreicher Wald.

Forst: ein gewisser Bezirk von Wäldern und Büschen.

Fruchtbares Land: ist ein mit vielen, zum menschlichen Leben nützlichen Dingen gesegnetes Land.

Unfruchtbares Land: das einen Mangel hat an den zum Unterhalt des menschlichen Lebens nöthigen Stücken.

Wüsteney (Einöde, Steppe): ein Land, das wegen Mangel hinreichender Fruchtbarkeit wenig oder gar nicht bewohnt ist.

Das große Weltmeer (die offenbare See, der Ocean): ist dasjenige, welches die ganze Erde umgiebt, und in welches sich alle Flüsse und Ströme vom Land stürzen.

Meerbusen (Golfo): ist ein Arm vom Meer, der sich ins veste Land hineingebohrt hat.

Bucht (Bay): ist ein kleiner Meerbusen.

Meerenge (Kanal, Strasse, Sund): ist ein solcher schmaler Theil des Meers, der sich zwischen zwey enge Ufer des vesten Landes durchdrängt.

Meerstrudel (Meerschlund, Målstrom): ist eine gefährliche Tiefe im Meere, die eine schneckenförmige brausende Bewegung macht und alles verschlingt, was ihr zu nahe kömmt.

See, (Landsee, ein stehender See): ist eine

Sam-

Sammlung von Wasser, ohne sichtbaren Ablauf, und die um und um mit Land umgeben ist. — Der Bodensee in Schwaben, der Zirknizersee in Krain u. m.

Teich, Fischteich; ist eine Menge Fluß oder Quellwasser, welches in eine Tiefe geleitet, und zur Ernährung und Erhaltung der Fische vermittelst eines Dammes darinnen erhalten wird.

Sumpf: ist ein seichtes, stehendes Wasser in einer tiefen, wässrigen Gegend, welches manchmal durch die Sonnenhitze ausgetrocknet wird.

Mündung (Ausfluß): ist der Ort, wo ein Fluß sich in einen Strom, oder wo der Strom sich ins Meer ergießt.

Haven, Port: ist ein Theil des Meers, der durchs veste Land an mehrern Seiten so eingeschlossen ist, daß in ihm die Schiffe sicher ans Land kommen, und vor Sturmwinden ruhig liegen, und wo also Waaren und andere Schiffsbedürfnisse aus und eingeladen werden können. Er ist entweder schon von der Natur angelegt und durch die Kunst verbessert, oder auch ganz von Menschen Händen gegraben worden.

Quelle: ein Wasser, das sich durch eigene Kraft aus der Erde bohrt. Es giebt eiskalte, kühle, warme, heiße, und kochende Quellen. Auch findet man viele Quellen, die in der Erde allerhand mineralische Theile, z. E. Eisen, Schwefel, allerhand Erd-Arten abgespült nnd aufgelöst haben, und eben dadurch eine heilende (medicinische) Kraft für den Menschen besitzen.

sitzen. Man nennt sie Gesundbrunnen und Gesundbäder. Auch giebt es Salzquellen.

Bach: ist ein Wasser einer oder mehrerer Quellen.

Fluß: ist das Wasser mehrerer zusammengeflossener Bäche.

Strom: ist das Wasser mehrerer zusammengelaufener Flüsse.

Wasserfall: ist ein solcher Ort, wo von einem Berge oder Fels ein Fluß jähe herabstürzt.

Furth: ist eine seichte oder flache Stelle in einem Strom oder Fluß, wo man durchfahren, reiten oder waden kann.

Kanal: ein durch Kunst gezogener Wassergraben, wodurch zwey Gewässer zu bequemer Schiffarth und Handlung mit einander verbunden werden.

Polder: ein ausgetrockneter See, der zum Ackerbau angewandt wird.

Dörfer: eine Anzahl nahe aneinander liegender Häuser, ohne Ringmauern, deren Einwohner gemeiniglich Bauern heissen, und sich vorzüglich mit dem Ackerbau beschäftigen.

Flecken (Markt, oder Marktflecken): sind Oerter, die gewöhnlich weder Mauern noch Thore haben, und deren Einwohner sich theils mit dem Landbau, theils mit Künsten und Handwerken beschäftigen.

Städte: sind Oerter mit Mauern und Thoren, die vornehmlich von Handwerkern, Künstlern, Kaufleuten und Gelehrten bewohnt werden. Ihre Einwohner nennt man Bürger. Eine Haupstadt in einem Staate ist diejenige Stadt, wo die allgemeinen

Re-

Regierungs= und Justiz=Collegien ihren Sitz haben. Eine Residenzstadt ist eine solche, wo der Regent sich meistens aufhält. Die übrigen größern und kleinern Städte nennt man Landstädte.

Seestädte: sind solche Städte, die nahe am Meer liegen und Schiffarth treiben.

Bergstädte: Die Bergwercksrecht haben.

Festungen: Oerter, die zur Sicherheit und Vertheidigung des Landes gegen Feinde erbaut und mit Soldaten besetzt werden.

Ich bin ein Kind.

Ein Kind ist ein kleiner Mensch. So lange das Kind klein und schwach ist, versorgen es die Eltern. Stirbt es nicht jung, so wird es älter, größer und stärker, und muß endlich sein Brod selbst verdienen. Wer sein Brod selbst verdienen soll, der muß viel Nützliches können. Aber was man nicht lernt und übt, das kann man nicht. Das Kind muß also in der Jugend viel Nützliches lernen, damit es sich und andern Vortheile verschaffen kann, wenn es älter und größer wird. In der Schule kann das Kind viel Nützliches lernen. Das Kind muß also gern in die Schule gehen, weil es sein eigener Vortheil ist.

Die Welt ist die Schule.

Aber immer kann ich doch nicht lernen, sagte ein Knabe zu seinem Vater, als er hörte, daß er nun täglich werde in die Schule gehen müssen. Da frag=

te ihn der Vater, was heissest du denn lernen? K. Ich denke, man lernt, wenn man aus Büchern allerhand herlieset, auswendig lernt, abschreibt.— V. Behüte der Himmel! Kind! das ist nicht das eigentliche Lernen. Sage mir, haben die Handwerker auch Bücher, woraus sie ihre Lehrburschen lernen?

K. Das hab' ich auch immer gedacht, wenn ich hörte, es käme einer auf die Lehre und wenn ich doch alsdann sahe, daß er am Werktische ohne Bücher saß.

V. Du lernst, mein Kind, wenn du das, was in der Welt ist, betrachtest; wenn du deine fünf Sinne gebrauchst und nun allerhand in deiner Seele denkst, was du zuvor noch nicht gedacht hast. Siehe! so lernen wir Alten noch alle Tage.

K. Ja so will ich gern lernen.

V. Aber auch aus Büchern mußt du lernen: denn können wir beide alles sehen und betrachten?

K. Ey behüte! da müßten wir ja beständig auf der Reise seyn.

V. Nun siehe! in den Büchern ist nur das, was wir vielleicht nicht sehen können, beschrieben; in den Büchern steht, was andere vernünftige und gute Menschen gedacht haben, wenn sie die Welt betrachteten; in den Büchern steht, so wie in den Zeitungen, was sich hier oder da, jezt oder vor langen Zeiten zugetragen hat; Geschichten—

K. — Ach ja! Geschichten, Geschichten, lieber Vater! die hör' ich recht gerne: ach! erzähle mir doch eine.

Aber indem der Vater ein Buch herbey brachte

und

und eine Geschichte vorlesen wollte, wurde er abgerufen. Der Knabe nahm das Buch in die Hand, in welchem vortrefliche, anmuthige und lehrreiche Geschichten standen. Aber, aber —— der Knabe konnte nicht lesen und hörte doch so gern erzehlen. Als nun der Vater wieder in die Stube kam, sagte der Knabe: O Vater! schicke mich doch morgen in die Schule, ich will ja gern auch aus Büchern lernen. Das soll geschehehen, sagte der Vater: denn die Welt ist wohl eigentlich die Schule: aber die Schule in der Stadt ist eine kleine Welt, und wer in der kleinen Welt nichts lernt, versteht nichts von der großen.

Was kann man in der Schule lernen.

In der Schule lernt man Acht geben, die Dinge um uns her kennen und mit ihrem rechten Namen benennen, unterscheiden, oder die Verschiedenheit der Dinge bemerken, vergleichen, das ist, Aehnlichkeiten, oder was Dinge mit einander gemein haben, entdecken; deutlich sprechen, deutlich lesen, deutlich schreiben; aus dem Kopf und auf der Tafel rechnen; was der Mensch ist, und werden soll, verstehen. Auch manche nützliche Handarbeit, als spinnen, nähen und stricken, kann man in der Schule (Industrieschule) lernen, damit keinen die Langeweile plagt, wenn er alt wird, oder sonst wegen eines Schadens mit der gewöhnlichen Arbeit nicht fort kann.

Die

Die Natur.

Die Dinge um uns her sind von vielerley Art und Beschaffenheit. Es ist sehr nützlich, sie zu kennen, und ihre Namen zu wissen. Da giebt es Menschen, Thiere, Bäume, Pflanzen, Steine, Wasser, Erde, Luft, Sonne, Mond und Sterne. Alles zusammen heißt mit einem Worte: die Natur.

Der Mensch, oder Leib und Seele.

Was äußerlich am Menschen ist, das kann man sehen, als seine Glieder, seine Gestalt, seine Farbe. Was aber innwendig ist, sieht man nicht so leicht, als Lunge, Herz, Leber und Magen. Alles dieses muß nothwendig unbeschädigt seyn, wenn der Mensch gesund ist.

Wie nun durch die Zusammenwirkung dieser Theile das Leben erhalten wird und der Mensch viele Jahre hindurch Nahrung und Kräfte bekommt, das ist höchst bewundernswürdig eingerichtet. Erkältung oder kalter Trunk auf Erhitzung bey der Arbeit, oder sonst Unmäßigkeit können aber diesen Bau vor der Zeit zerstören. Denn durch Erkältung stocken die Säfte in den feinsten Gefäßen, werden dort verdorben, und theilen ihre Fäulniß dem ganzen Körper mit.

Und durch Ueberladung und Unmäßigkeit jeder Art, verlieren die inwendigen Haupttheile ihre nöthige Wirksamkeit. Wer also diese Feinde seiner Gesundheit zu vermeiden weiß, der wird seltner krank und unmuthig.

Aber im Körper ist sonst noch etwas, das verglei-

chen,

chen, unterscheiden, rechnen, und sich so oder anders entschließen kann. Dieses nennt man den Geist, oder die Seele des Menschen. Sie ist völlig unsichtbar; aber daß sie da ist, sieht man alle Augenblicke an sich und andern. Beydes zusammen macht den Menschen aus.

Farbe der Haut und Länge des Leibes.

Als der Fürst von M. durch den Ort fuhr; so hatte er unter andern Bedienten auch einen Mohren und einen Zwerg bey sich. Dieses waren für den größten Theil der Einwohner Seltenheiten, dergleichen sie vorher noch niemals gesehen hatten.. Folglich lief das ganze Volk zusammen: und da der fürstliche Wagen bey dem Gasthofe still hielt, so hatte die neugierige Menge Zeit genug, den schwarzen und den kleinen Menschen recht in der Nähe zu betrachten. Der Zwerg war schon sechs und dreißig Jahr alt und ohngefehr vierzig Zoll lang: man sahe es ihm also an, daß er kein unerwachsener Knabe war.

Als das Schauspiel vorbey war, kamen die Kinder nach Hause und erzehlten ihren Vätern und Müttern mit großer Verwunderung, was sie für sonderbare Menschen gesehen hätten. Der Vater nahm daher Gelegenheit, seinen Kindern etwas von der Verschiedenheit des menschlichen Körpers zu erzehlen. Der Körper der Menschen, sagte er, ist von sehr verschiedener Beschaffenheit. Ordentlicher Weise ist ein neuge-

gebohrnes Kind achtzehn bis vier und zwanzig Zoll lang. — Hier nahm er das Ellenmaß und zeigte seinen Kindern, wie viel ein Zoll beträgt. — Alsdenn wächst es, wenn es gesund bleibt, von Jahr zu Jahr, bis es ein Mann wird, der dritthalb oder drey Ellen lang ist: das ist die gewöhnliche Menschenlänge. Aber in einigen Ländern, besonders in solchen, wo es sehr kalt ist, werden die Menschen ordentlicher Weise nicht über zwey Ellen lang. Es giebt indessen auch Gegenden, wo sie weit über drey Ellen lang werden. Ungewöhnlich kleine Menschen nennt man Zwerge und ungewöhnlich große heißen Riesen. Man hat Riesen gesehen, die vier Ellen lang und drüber gewesen sind.

Eben so verschieden sind die Menschen in Ansehung der Hauptfarbe. Hier zu Lande und in allen Gegenden der Erde, wo es weder sehr heiß noch sehr kalt ist, sehen die Menschen weis aus. Dahingegen die Menschen, welche in den heissesten Erdstrichen wohnen, schwarz aussehen und gewöhnlich Mohren oder Neger genennt werden. Die Länder, welche mehr gegen Morgen liegen, sind von gelben, und die Abendländer von rothen und braunen Menschen bewohnt.

Menge der Menschen.

Kinder haben bisweilen seltsame Einfälle und eben so seltsame Wünsche. Siegmund wünschte sich einmal alle Menschen, die auf der Erde leben, beysammen

sammen zu sehen. Sein älterer Bruder Ferdinand, der nun schon klüger zu seyn glaubte, fragte ihn: Wo denn diese Menschen stehen sollten? Sie könnten ja, sagte Siegmund, auf dem Felde, hinter unsers Vaters Garten stehen. O, antwortete Ferdinand, wenn alle Menschen auf diesem Felde Platz haben sollten; so müßte es wohl noch zehnmal so groß seyn, als es ist! Der Vater hörte zu, fragte den Ferdinand: ob er wüßte, wie viel Menschen jezt auf der Erde leben?

Ferdinand. Nein, lieber Vater, ich weiß es nicht.

Vater. Ich weiß es auch nicht genau; aber man hält dafür, daß ihrer ohngefehr tausend Millionen sind.

Ferdinand. Wie viel ist eine Million?

Vater. Erinnerst du dich noch, daß vor vier Wochen ein Regiment Soldaten hierdurch gieng?

Ferdinand. Ja, ich habe sie alle, vom ersten bis zum lezten Manne, gesehen.

Vater. Nun siehe, das waren tausend Menschen. Tausend solche Regimenter würden eine Million Menschen seyn und tausend Millionen ist die Zahl der Menschen, die zu gleicher Zeit auf der Erde leben. Vielleicht kannst du dir die Größe der Menschenmenge noch besser vorstellen, wenn ich dir sage, daß in jeder Stunde (und jeder Tag hat 24 Stunden) 3600 Menschen sterben und eben so viel Kinder in jeder Stunde gebohren werden. Denke nun, wie fruchtbar die Erde seyn muß, die alle Jahre so viel trägt, daß alle diese Menschen sich alle Tage satt essen können und auch noch übrig behalten.

Se-

Gesundheit des Körpers.

Wer alle seine Glieder gebrauchen, alle Speisen vertragen kann, und gut schläft, dem wird die Arbeit eine Lust, und die Witterung schadet ihm nicht leicht. Einen solchen Menschen nennt man gesund.

Krankheit des Körpers.

Wem es im Magen drückt, wenn er gegessen hat, und der Kopf schmerzt, wer nicht ruhig schläft, nicht gern sich bewegt, weil ihm die Glieder weh thun, oder wer die freie Luft nicht vertragen kann, ohne Husten und Schnupfen zu bekommen, dabey er bald innerlich Frost und bald Hitze fühlt, der ist krank.

Unmäßigkeit.

Karl war hungrig und aß einmal so viel frisch gebackenes warmes Brod, daß er lange davon krank ward. Da konnte er weder essen noch schlafen; der Kopf that ihm weh, und es drückte ihm wie ein Stein im Magen, auch war er immer verdrießlich, und konnte nicht, wie die andern, froh seyn. Dabey sah er ganz gelb im Gesichte aus, und sein Leib war dick und hart. Hätte nicht bey Zeiten ein verständiger Arzt ihm geholfen, so hätte er leicht an den Folgen dieser Unmäßigkeit sterben können.

Essen und Trinken.

Ein Vater hatte seinen Kindern sehr oft gerathen, Alles was sie thun würden, mit Verstand zu thun. Als sie ihn nun einmal über der Mahlzeit fragten: wie man denn mit Verstande essen und trinken könnte; so sagte er: Das will ich euch bald weisen. Wißt ihr denn, warum ihr esset und trinket?

Ferdinand, ein vorzüglich munterer Knabe, sagte: Ich esse, weil mich hungert, und trinke, weil mich durstet.

Vater. Recht wohl! Iß, so oft dich hungert, und trink, so oft dich durstet; aber niemals darum, weil dir die Speise oder Trank gut schmeckt. Auf diese Art kannst du immer erwarten, daß dir das Essen und Trinken wohl bekommen wird. Hunger und Durst sind die Empfindungen, wodurch die Natur den Menschen ans Essen und Trinken erinnert. Ohne diese Erinnerung essen und trinken, heißt der Natur etwas geben, was sie nicht verlangt, und solche aufgedrungene Nahrung ist immer schädlich. Ferner muß ich euch fragen: Wißt ihr denn auch immer, was ihr esset und trinket?

Sophie. Manchmal weiß ich es, manchmal aber nicht.

Vater. Es ist gewiß, daß euch die Nahrungsmittel, die ihr nicht kennt, indem ihr sie zu euch nehmet, eben so wohl gedeihen und nähren werden, als diejenigen, die ihr kennet. Gleichwohl ist es einem vernünftigen Menschen nützlich und anständig, zu

wissen, was das eigentlich sey, das er ißt und trinkt; theils weil es überhaupt gut ist, wenn man die Dinge kennt, mit denen man zu thun hat; theils weil man sonst leicht in Gefahr kommen kann, etwas schädliches zu geniessen. Zur Speise dienen den Menschen das Fleisch, das Blut und die Milch gewisser Thiere, wie auch die Früchte, Blätter und Wurzeln vieler Pflanzen. Wasser ist das gesundeste Getränk, löschet den Durst und ist überall zu haben. Speise und Trank nimmt der Mensch durch den Mund zu sich, verschlingt sie durch die Kehle und bringt sie in den Magen. Durch die Bewegung des Magens wird sie verdaut und hernach in alle Theile des Körpers geführt. Auf diese Art wird der Leib des Menschen genähret und gestärkt.

Das Essen und Trinken ist dem Menschen nicht nur nothwendig, sondern auch angenehm. Speise und Trank sollen nicht nur das Leben erhalten, sondern sie sollen auch gut schmecken. Darum findet der Mensch auf Erden mancherley Dinge, womit er seine Nahrungsmittel würzen kann, daß sie einen guten Geschmack bekommen. Dergleichen sind, Salz, Kümmel, Essig, Zwiebeln, Zucker, Majoran, Pfeffer, Zimmet, Dill, Fenchel, Anis, Thymian und verschiedene andere Kräuter. Aus Wasser wird wohlschmeckendes Bier gebraut, wenn man es mit Malz und Hopfen abkocht. Wer gesund und hungrig ist, dem schmecken alle Speisen gut und den Durstigen erquickt nichts mehr, als ein Trunk frisches Wasser.

Aber nicht alle Speisen sind allen Körpern zuträglich.

lich. Einige sind schwer zu verdauen, als: geräucherte Fleisch, gedörrter Fisch und Mehlspeisen, die nicht genug gegohren haben. Das starke Gewürz setzt das Blut zu sehr in Bewegung, als: Zimmet, Würznägel, Pfeffer; Muskate. Eben dieses thut auch das starke Getränk, als: Wein, Brandwein, starker Kaffee.

Endlich ists auch Sache für den Verstand, daran zu denken: Wie viel man ißt und trinkt?

Regine sagte halb mit Lachen: Ich esse, so viel mir meine Mutter giebt. Das ist ganz gut, versetzte Gutmann; aber, deine Mutter kann es dir nicht ansehen, wenn du satt bist; sie könnte dir also wohl zu viel geben.

Siegmund. Ich esse so lange, bis ich satt bin.

Vater. Sprich lieber: bis ich nicht mehr hungrig bin: denn satt seyn heißt bey manchen Leuten so viel, als nicht mehr können. Es ist aber sehr schädlich, wenn man ißt und trinkt, bis man nicht mehr kann.

Die Natur des Menschen bedarf weder sehr vieler noch kostbarer Speise, sondern sie ist mit wenigem und mit geringer Kost zufrieden. Doch kommt dabey viel auf die Gewohnheit an. Einige Menschen gewöhnen sich in der Jugend sehr viel zu essen, und sind in Gefahr, mit der Zeit unersättliche Fresser zu werden. Andere essen nicht, bis der Ekel kommt, sondern nur so viel, als nöthig ist, um den Hunger zu stillen, und diese haben den Vortheil davon, daß sie gesund bleiben und lange leben. Unser Rogen-

brod ist eine sehr gesunde und nahrhafte Speise, und wer es mit frohem Muthe ißt, der braucht den Reichen, welcher täglich sechs Schüsseln auf seinen Tisch tragen läßt, nicht zu beneiden.

Sehet, lieben Kinder, wenn wir bey dem Essen und Trinken an solche Dinge denken, wie diese sind, von denen wir jezt geredet haben; dann essen und trinken wir mit Verstande.

Ich möchte gern wieder gesund werden.

Peter wollte gern wieder gesund werden. Da fragten die Eltern einen verständigen Arzt um Rath. Dieser verordnete ihm Arzeneymittel, die Peter einnehmen sollte. Dabey sagte der Arzt auch, was Peter thun und unterlassen müßte, wenn er bald wieder gesund werden wollte. Peter folgte der Vorschrift des Arztes in allen Stücken, und so ward er wieder gesund.

Der Ungedultige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlag an der Haut. Ein verständiger Arzt, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und vor Verkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit gehoben werde, gedultig zu ertragen, ohne

ne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er erkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmalige Verkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. Wollt ihr nicht zu der weisen Frau schicken? sprach diese, oder zu dem Marcktschreier, sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzney herum trug, ins Haus; von diesem sollte Wilhelm Bergöl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber verschreiben zu lassen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: Nein, das thue ich nicht; meine Gesundheit ist mir lieber. Es ist nicht genug, das Fieber los zu werden, man muß auch nachher keine schlimmere Krankheit bekommen, als das Fieber selbst ist. Ich will zum Prediger gehn, und was der mir rathen wird, das will ich thun. Dieser war ein verständiger Mann, und für wenige Groschen Arzney wurde die Ursache des Fiebers aus dem Leibe geschaft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung von selbst auf. Denn ohne Ursache ist keine Wirkung.

Von Seelenkrankheiten.

Ein Kind fragte seinen Lehrer, was Seelenkrankheit sey?

Und dieser antwortete folgendes:

Wie der Körper seine Krankheiten hat, so giebt es auch Seelenkrankheiten, die ich dir nennen und in der Folge beschreiben will.

Die erste ist, Unwissenheit.
Die zweyte ist, Trägheit.
Die dritte ist, Unachtsamkeit.
Die vierte ist, Unzufriedenheit.
Die fünfte ist, Neid.
Die sechste ist, Unverträglichkeit.
Die siebende ist, Habsucht.
Die achte ist, Ungeduld.
Die neunte ist, Schadenfreude.

Wer mehr oder weniger davon an sich hat, dessen Seele ist krank, weil ihm nicht wohl zu Muthe ist. Auch für die Seelenkrankheiten giebt es Rath und Hülfe. Doch besser ist es, nicht krank an der Seele, oder doch, so geschwind als möglich, wieder gesund zu werden.

Michel.

Michel war nicht in die Schule gegangen, konnte nicht lesen, was gedruckt oder geschrieben war, verstand oder behielt nicht, was ihm die Leute sagten,

mochte nicht gern arbeiten, und machte nichts recht. Als Michel größer und stark ward, da starben ihm seine Eltern. Nun wollte Michel sich vemiethen. Er gieng also zu einem Herrn, und bot sich um den gewöhnlichen Lohn als Knecht an. Was kannst du denn? fragte der Herr. Michel sprach: ich kann essen und schlafen, und die Knechtsarbeit will ich bey euch lernen. Nein, sagte der Herr, die mußt du schon können, oder ohne Lohn dienen. Wollte Michel nun nicht hungern, so mußte er einige Jahre ohne Lohn dienen, und die Arbeit ward ihm sehr schwer, weil er nicht von Jugend auf daran gewöhnt war.

Unwissenheit und Irrthum sind einem Menschen, der gesunden Verstand hat, nicht nur schändlich, sondern auch in vielen Fällen schädlich.

Ich weiß nicht mehr, wie das Ort hieß, wo ich einmal, nach meiner Gewohnheit, in die Schule trat, als gerade der Unterricht seinen Anfang nehmen sollte. Der Lehrer war ein Mann, der sein Geschäft verstand. Er fragte die Kinder, die zu ihm in die Schule kamen: Was sie denn bey ihm wollten? Viele stutzten bey dieser Frage so sehr, daß sie gar nicht darauf antworteten. Andere, die ein wenig verständiger und dreister waren, sagten: sie wollten bey

ihm lernen. Was würdet ihr geantwortet haben, wenn er euch gefragt hätte?

Wenn nun der Lehrer weiter fragte: Wie sie das machen wollten? so erfolgte freylich immer ein Stillschweigen. Das gab ihm Gelegenheit, das Geschäft, welches in der Schule getrieben wird, zu erklären. Er sagte zu den Kindern: Wenn der Mensch auf die Welt kommt, so weiß er gar nichts. Nach und nach, wenn er seine Sinnen und seinen Verstand brauchen lernt, erfährt und erkennet er das, was er bisher nicht wußte. Das heißt: Er lernet die Dinge kennen. Dadurch entsteht nun aber ein großer Unterschied unter den Menschen. Einige lernen viele Dinge kennen; man nennet sie gelehrt, verständig, klug. Diejenigen aber, die noch nichts, oder sehr wenig gelernt haben, heissen unwissend, unverständig, dumm. Weil ihr nun, als junge und kleine Menschen noch unwissend seyd, oder wenig wisset; so kommt ihr zu mir, damit ihr durch meinen Unterricht sollt kennen lernen, was euch zu wissen nöthig und nützlich ist. Ihr müsset aber recht aufmerksam seyn, damit ihr allezeit wisset, was ich mit euch rede, und nicht, anstatt die Wahrheit zu erkennen, euch Irrthümer in den Kopf setzt.

Ein kleiner munterer Knabe, der vorzüglich aufmerksam zu seyn schien, fragte: Was er mit den Irrthümern meynte?

Der Lehrer antwortete: Wenn man sich die Sachen so vorstellt, wie sie sind; so hat man die Wahrheit erkannt: wenn man sich aber die Din-

ge anders vorstellt, als sie wirklich sind; so ist man im Irrthume. Wenn ihr wißt, daß dieses Papier weiß und diese Dinte schwarz ist; so wißt ihr die Wahrheit, denn so ist es wirklich. Wenn ihr aber glaubt, daß in manchen Gegenden der Erde Menschen leben, die zwey Köpfe haben, so seyd ihr in einem Irrthume: denn dergleichen Menschen giebt es nirgends. Weil nun manche Leute nicht recht sehen und nicht recht hören, nicht recht verstehen, was andere Leute ihnen sagen, oder was sie lesen, folglich nicht recht denken; so machen sie sich von manchen Dingen falsche Vorstellungen. Dergleichen falsche Vorstellungen nennt man Irrthümer.

Unwissenheit und Irrthum bringen oft den Menschen großen Schaden. Um das zu zeigen, will ich euch ein paar Beyspiele erzehlen. Sabine hatte von Jugend auf bey ihren Eltern oft Petersilie und andere Kräuter gegessen; aber, sie hatte sich niemals Mühe gegeben, die eßbaren Kräuter von den ungenießbaren und schädlichen unterscheiden zu lernen. Als sie hernach andern Leuten diente und von ihrer Brodherrschaft Auftrag bekam, Petersilie zu pflücken; mengte sie das Giftkraut Schierling darunter und es ward also zugleich mit der Petersilie gegessen, welches die Folge hatte, daß verschiedene Personen davon krank wurden. Einmal hatte sie es so grob gemacht, daß ihr Brodherr beynahe davon gestorben wäre. Also kam Sabine blos durch ihre Unwissenheit in Gefahr, einen Menschen ums Leben zu bringen.

Martin hatte sich irgend einmal weiß machen lassen, daß die Spreu, oder das, was abgeht, wenn das Getraide rein gemacht wird, zu nichts weiter zu gebrauchen sey. So oft er also Getraide rein gemacht hatte, schüttete er die Spreu in den Dünger. Durch diesen Irrthum büßte er viele Jahre lang den Vortheil ein, den er hätte haben können, wenn er mit dieser Spreu sein Vieh gefüttert hätte.

Daß ihr jezt noch unwissend seyd, macht euch keine Schande: denn ihr seyd noch jung und klein. Aber, je größer und älter ihr werdet; desto schändlicher ist es, wenn ihr Dinge nicht wisset, die ihr längst hättet lernen können. Wer also sein ganzes Leben hindurch nicht dumm heissen will; der gebe acht auf alles, was um ihn herum ist und vorgeht: der höre, was andere Leute ihm sagen, frage fleißig nach den Ursachen dessen, was er sieht und hört, damit er klug werde und brauche alle Gelegenheit, die er hat, etwas neues kennen zu lernen.

Der Erdkörper.

Frau Klug in, eine sehr vernünftige Mutter, hatte sechs Kinde, welche sie sehr liebte. Sie gab sich daher alle Mühe, sie zu gesunden und vernünftigen Menschen zu erziehen. Sie machte es nicht, wie viele Mütter, die ihre Kinder, wenn sie Fehler begehen, gleich mit Scheltworten und Schlägen bestrafen: denn sie wuste wohl, daß die Kinder dadurch nicht beßer, sondern schlimmer werden. Sie schalt

und schlug daher ihre Kinder niemals; sondern sie ließ sie nicht aus den Augen, beschäftigte und belehrte sie. Sie gieng nicht leicht alleine aus, sondern nahm immer ihre Kinder alle oder zum Theil mit sich, weil sie glaubte, daß die Kinder unter freyem Himmel mehr zu sehen bekämen, als in der Stube; daß sie auch munterer und aufgelegter wären, die Dinge, die ihnen da vorkämen, durch Augenschein oder durch Beschreibung kennen zu lernen.

Wenn sie nun mit ihnen gieng, so erinnerte sie sie oft: sie sollten nicht nur auf den Weg sehen, damit sie nicht fielen oder sich stießen, sondern sollten auch um sich her schauen, um zu bemerken, wie es in der Welt aussähe. Wenn sie das nicht von freyen Stücken thaten, so nöthigte sie dieselben durch ihre Fragen dazu und so entstanden denn oft lehrreiche Gespräche unter ihnen.

Einmal gieng sie mit ihnen zu einer guten Freundin, die eine halbe Stunde weit von ihr an einem andern Orte wohnte und es war schönes Wetter. Weil sie nun auf diesem Wege eben nicht nöthig hatte, sehr zu eilen; so hieß sie ihre Kinder stehen bleiben und fragte sie: worauf sie ständen? Die Kinder antworteten: Auf der Erde. Ganz recht! sagte Klugin, aber was ist denn nun das für ein Ding, die Erde? — Die Kinder antworteten Nichts, weil sie Nichts wußten. Klugin mußte also erklären.

Diese Erde, sagte sie, ist ein großer runder Körper, oder eine Kugel, die so groß ist, daß ihr, ihr möget stehen, wo ihr wollet, nur einen ganz kleinen

Theil

Theil davon übersehen könnet. Hier zog sie einen Apfel heraus und zeigte ihn den Kindern. Dieser Apfel, fuhr sie fort, ist auch fast rund wie eine Kugel. Was ihr hier auswendig sehet: was ist das? Die Kinder antworteten: die Schale. Recht, sagte Klugin; so könnten wir auch das die Schale der Erde nennen, was wir erblicken, wenn wir über dieselbe hinsehen. Man nennet es aber gewöhnlich die Oberfläche.

Der Ort, worauf wir stehen, ist trocknes Land; aber nicht die ganze Oberfläche der Erde ist trocknes Land, sondern ein großer Theil desselben ist mit Wasser bedeckt. Man hat grosse Bilder, auf welchen die Oberfläche der ganzen Erde gemahlt ist, man nennet sie Landkarten. Ein solches Bild wird euch, wenn wir nach Haus kommen, euer guter Vater zeigen. Jezt muß ich den Apfel noch einmal zur Hand nehmen. Wenn ihr wissen wollet, wie er inwendig aussiehet; so schneidet ihr ihn von einander. Könnten wir die Erdkugel auch von einander schneiden, so würden wir wissen, wie sie inwendig beschaffen ist; aber das können wir nicht, und eben darum wissen wir auch nicht viel vom Inwendigen der Erde zu sagen. Die Bergleute graben zwar tiefe Gruben in die Erde, wie ihr schon gesehen habt, und da finden sie Schichten von Erde, Stein, Sand, mit unter auch Wasser; aber diese Gruben gehen doch in Vergleichung mit der Dicke der ganzen Erde immer nicht weit hinein. — Weil wir nun von der innern Beschaffenheit der Erde nicht viel erfahren können; so

wollen

wollen wir uns desto mehr auf der Oberfläche derselben umsehen. Kommt Kinder, wir wollen weiter gehen. —

Klugin war der Meynung, daß die Menschen oft vernünftiger handeln würden, wenn sie die Dinge, die um sie sind, kennten; und daß sie viele Dinge würden besser kennen lernen, wenn sie nur zeitig aufmerksam darauf gemacht würden. Weil sie nun diese Meynung hatte, so zeigte sie ihren Kindern oft Dinge, die sie wohl alle Tage sahen, auch ohne daß sie ihnen Jemand zeigte. Aber Klugin zeigte sie ihnen darum, daß sie aufmerksam darauf werden und etwa fragen sollten: Was ist das? Wo kommt das her? Wie wird es gemacht? Wozu wird es gebraucht? Denn wenn man fraget, so bekommt man Antwort, und dadurch wird man endlich klüger.

Die Luft.

Als Klugin mit ihren Kindern wieder nach Hause gieng, war die Sonne untergegangen, der Mond und einige Sterne waren zu sehen. Klugin blieb stehen und fragte ihre Kinder: Wenn ihr über euch in die Höhe sehet, was erblickt ihr da? Die Kinder antworteten: Den Himmel. Das kann seyn, erwiederte die Mutter; also unter euch ist die Erde und über euch der Himmel: aber was ist denn nun zwischen Himmel und Erde? Die Kinder meynten, zwischen Himmel und Erde wäre nichts. —

Es war denselbigen Abend einiger Wind. —

Klu-

Klugin. Höret ihr nichts rauschen?

Kinder. Ja! die Bäume rauschen.

Klugin. Was ist die Ursache, daß die Bäume rauschen? Kinder. Der Wind.

Klugin. Was ist der Wind? Kinder. Die Luft.

Klugin. Allerdings: Wenn die Luft sich stark bewegt, so nennen wir es Wind. Ist nun aber diese Luft nicht zwischen Himmel und Erde?— Allerdings! der ganze Raum zwischen dem Erdboden und dem, was ihr Himmel nennt, ist mit Luft angefüllt. Ihr selbst und ich und alle die Dinge, die ihr auf der Erde seht, sind mit Luft umgeben. Wie kams aber, daß ihr vorhin sagtet: Es wäre zwischen Himmel und Erde nichts: da ihr doch nun selbst einsehet, daß Luft und Wind ist?

Friederike. Weil man Luft und Wind nicht sehen kann.

Klugin. Allerdings! Fühlen könnet ihr die Luft wohl, wenn sie stark bewegt wird: auch hören könnet ihr den Wind, wenn er in den Bäumen rauscht, oder sonst wo anstößt; aber sehen könnet ihr sie nicht; denn die Luft ist ein sehr feiner, durchsichtiger Körper.

Kinder. Durchsichtiger Körper: was ist das für einer?

Klugin. Ist es zu Hause in unserer Stube am Tage hell oder dunkel?

Kinder. Am Tage ist es hell.

Klugin. Könnt ihr in der Stube sehen, was auf der Strasse vorgeht?

Kin-

Kinder. Ja, das können wir.

Klugin. Wie geht das zu? Könnt ihr durch die Wände sehen?

Kinder. Nein: wir sehen durch die Glasscheiben im Fenster.

Klugin. Sehet da, die Glasscheiben sind also auch so beschaffen, daß ihr durchsehen könnet. Körper von solcher Beschaffenheit nennet man durchsichtige Körper. Das Sonnenlicht kann durch die Glasscheiben in die Stube fallen und ihr könnt durch die Glasscheiben sehen, was auf der Strasse vorgeht. Wenn aber anstatt der Glasscheiben Bretter wären, so würde kein Licht in die Stube dringen — und ihr würdet auch nicht durchsehen können. Also auch die Luft ist ein durchsichtiger Körper; denn ihr könnt durchsehen und sie hindert euch nicht, weit vor euch hin und auch über euch in die Höhe zu sehen. Unter diesem Gespräche kamen sie glücklich nach Hause.

Fortsetzung.

Am folgenden Tage, als die Kinder wieder um die Mutter waren, fragte sie die Kinder: ob sie noch wüßten, was ihnen am nächsten wäre? Die Kinder antworteten: die Luft. Gut, sagte die Mutter, die Luft ist eine sehr große, aber von den meisten Menschen unerkannte Wohlthat Gottes. Sie ist uns so unentbehrlich, wie dem Fische das Wasser; umgiebt uns allenthalben, und durchströmt mit unsern Lebens- und Nahrungssäften die kleinsten Winkel unseres Körpers. Wie würden wir athmen, riechen, hören und

reden können, wenn wir keine Luft hätten? Alle diese und noch mehrere wohlthätige Wirkungen hängen von dem Gewebe der Luft ab.

Die Luft ist aber nicht immer einerley. Manchmal und an manchen Orten ist sie hell, manchmal trüb. Manchmal warm, manchmal kalt; manchmal erquickt sie uns recht, manchmal drükt sie uns, daß wir ganz matt werden. Das kommt daher, weil die Luft leichter und schwerer werden kann, und weil mancherley Dünste in der Luft herumfliegen oder herumschwimmen, wodurch sie verändert oder verdorben wird. Sind es wässerichte Dünste, so wird die Luft feucht; sind es stinkende Theile, so wird sie stinkend. Der Mensch muß darum frische Luft einathmen, weil dadurch manche schädliche Theile aus seinem Körper weggebracht werden, die denn mit dem Athem weggehen. Darum ist es nicht gut, wenn man zu lange in engen, verschlossenen Stuben sitzt; denn da athmet man die Luft ein, in der die schädlichen Theile enthalten sind. Noch schädlicher ist es, wenn man in Krankenstuben kein Fenster öfnet.

Der Kranke hat viele schädliche Theile bey sich, die er mit der Luft heraus athmet; er schwitzt auch wohl, und dünstet gewiß aus. Das alles verdirbt die Luft; und wenn es in der Stube nicht gut riecht, so ist es ein Zeichen, daß die Luft verdorben und ungesund ist. Da sollte man ja oft ein Fenster öfnen, das dem Kranken nicht gerade auf das Bett zieht. Das würde ihm gewis leicht ums Herz machen, und ihm wohl bekommen. In der dicken, unge-

sunden Luft athmet er schwer und wird gewiß kränker; denn selbst einem Gesunden wird es oft ganz wunderlich in einer solchen Stube. — Schwefeldünste, Kohlendampf, Luft, die aus Sümpfen heraus kömmt, Geruch von verfaulten Menschenleichen oder von Thieren ist auch sehr schädlich. Von dem Schwefel, dem Sumpf, von den faulen Dünsten hat die Luft viele Theile angenommen, die denn der Mensch mit der Luft einathmet und sich verdirbt, statt sich durch frische Luft zu erquicken. Jeder kanns versuchen, ob ihn nicht der Athem vergehen will, wenn er nur ein wenig Schwefel einathmet, und ob ihm nicht bey Leichen, die stark riechen, übel wird. Man sollte darum durchaus des Nachts keine brennende Kohlen in eine Stube setzen. Viele Menschen, die in einer solchen Stube schliefen, sind schon am andern Morgen todt gefunden worden. Wenn man in Sümpfen arbeiten muß, sollte man immer vorher recht starken Eßig trinken, und sich so stellen, daß einem die Luft nicht entgegen kommt. Man sollte nicht in Keller oder Stuben gehen, die lange verschlossen waren, sondern erst frische Luft hinein lassen. Und es sollten nirgends Leichen in eine Stadt oder ein Dorf, noch vielweniger in eine Kirche begraben werden, weil dadurch die Luft vergiftet wird. Wenn um ein Ort herum Sümpfe sind, sollte man sie auszutrocknen suchen; denn es entstehen kalte Fieber und Faulfieber davon.

Von der menschlichen Wohnung.

So lange die Kinder gesund sind, halten sie sich immer lieber in der freyen Luft, als in der Stube auf. Klugin ließ auch hierin ihren Kindern völlige Freiheit. Wenn sie sich nur auf eine unschädliche Art beschäftigten, nöthigte sie sie nicht in die Stube zu gehen, denn sie sagte: die Landleute haben mehr unter dem freyen Himmel, als in der Stube zu thun: darum müssen Kinder, die wahrscheinlich einmal Landleute werden, sich gewöhnen, in der Luft zu seyn. Nur wenn sie sahe, daß Eins weder spielte noch arbeitete, sondern müßig herumgieng; alsdenn rufte sie es in die Stube und gab ihm etwas zu thun. In der Nachbarschaft aber wohnten andere Kinder, deren Mutter sie fast niemals aus der Stube gehen ließ. Sobald ein Kind sich auf dem freyen Platze vor dem Hause blicken ließ, kam die alte Frau hinter drein und hohlte es zurück. Daher sahen auch die Kinder ganz bleich aus und waren oft krank. Klugens Kinder fragten ihre Mutter einmal: warum doch die Frau Schuhmacherin ihre Kinder nicht in die freye Luft gehen ließe? Klugin antwortete: ich weiß das nicht. Manche Leute bilden sich ein, die Luft sey der Gesundheit der Kinder schädlich oder gefährlich: allein sie irren sich. Daß die Luft gesunden Leuten nicht schade, könnet ihr an euch selbst sehen. Ihr seyd mehr im freyen, als in der Stube und doch seyd ihr gesund und stark. Hingegen die Schuhmachers Kinder sind, wie ihr wißt, immer

krank und schwach und kommen nie an die Luft. Aber wandte Sophie ein; auf diese Art brauchten wir ja gar keine Häuser? Klugin sagte: Es giebt allerdings Menschen, die ohne Häuser leben. Man nennt sie wilde Menschen. Weil wir denn nun aber keine wilden Menschen sind; so brauchen wir Häuser, vornehmlich aus zwey Ursachen: Erstlich, weil die Luft bisweilen rauh und stürmisch ist. Es regnet, es schneyt, es fällt Hagel, es ist sehr kalt oder sehr heiß. Das würde uns, wenn wir unbedeckt wären, sehr unbequem seyn: darum wohnen wir in Häusern. — Zweytens, weil wir bey unsrer Lebensart und zu unsern Arbeiten vielerley Sachen brauchen, welche unter freyem Himmel leichter verderben und auch nicht sicher seyn würden; z. B. unsere Kleider und Betten, unser Korn und Mehl, unsere Arbeitswerkzeuge würden nicht lange dauern, wenn sie immer beregnet würden; sie könnten uns auch leicht genommen werden. Damit dieses nicht geschehe, so bauen wir uns Häuser und verschließen sie. —

Je nachdem die Luft beschaffen ist, entsteht Wind, Regen, Hagel, Schnee, Blitz und Donner. Wenn die Luft warm wird; so dehnt sie sich aus einander. Das könnt ihr sehen, wenn ihr eine halbaufgeblasene und zugebundene Schweinsblase über das Feuer haltet. Sie wird aufgehen, als wenn ihr mehr Luft hineingelassen hättet. Wird es nun an einem Ort auf der Erde wärmer, als es vorher war; so dehnt sich die Luft auch aus einander; die Luft muß weg von dem Ort, wo sie war. Wird es wieder

kälter, so geht sie wieder an ihren vorigen Ort, und wenn sie sich fortbewegt, so entsteht Wind. Daher kommts, daß bey einem Gewitter gemeiniglich Wind ist, weil es dann an einem Orte kälter als an dem andern wird. Daher ist auch im Frühling und im Herbst am meisten Wind, weil es da kälter oder wärmer wird. Die Winde sind manchmal unangenehm; aber sie sind doch eine große Wohlthat Gottes. Durch sie wird die Luft von bösen Dünsten gereinigt; darum ist auch ein Ort, wo kein Wind recht durchstreichen kann, ein ungesunder Ort. Im Frühling werden durch den Wind die Bäume recht geschüttelt, daß der Saft in die Höhe steigen kann. Menschen, Thiere und Pflanzen würden krank werden, wenn es keinen Wind gäbe. — Aus der Erde, aus dem Wasser, und besonders aus dem Meere steigen beständig eine Menge Dünste in die Höhe. Daß sie aus dem Meer aufsteigen müssen, könnt ihr schon daraus sehen, weil so viele Flüsse sich in das Meer ergießen, und ihm alle Tage so viel Wasser bringen. Das Meer wächst aber nicht, und darf nicht wachsen, sonst würde es alles überschwemmen. Das überflüßige Wasser dünstet alles aus; diese Dünste schweben in der Luft herum, und heißen Wolken. Wenn sie nahe an der Erde sind; so heißen sie Nebel. Wenn nun der Wind diese Dünste dicht zusammen treibt; so giebt es Wassertropfen, die herunter fallen, und das ist der Regen. Daß die Wolken nichts anders als Dünste sind, kann man daraus sehen, weil man auf hohen Bergen mitten in einer Wolke stehen kann,

und

und von ihr, wie von einem starken Nebel, recht naß gemacht wird. Wenn sich das Wasser in einer Wolke nicht tropfenweise, sondern auf einmal ergießet, und herunterströmt; so heißt es ein Wolkenbruch. Es zerreißt also dabey keine Wolke; denn die Wolke ist kein Schlauch, sondern ein Nebel. Manchmal sieht man auf den Blättern der Bäume, oder auf den Häusern rothe Tropfen wie Blut. Das ist aber kein Blutregen; er bedeutet nichts, und man braucht sich gar nicht dafür zu fürchten. Man wird diesen Blutregen zu keiner andern Zeit, als gegen Ende des Juny oder im Anfang July finden. Um diese Zeit kriechen die Schmetterlinge (Fliederkens) aus ihrem Puppengehäuse, und geben einige blutige Tropfen von sich. Diese vermischen sich mit dem Regenwasser, und färben das Wasser roth. Es giebt auch keinen eigentlichen Schwefelregen. Manchmal sieht man zwar bey dem Regen gelblichen Staub auf dem Wasser, der wie Schwefel aussieht. Aber wenn man etwas von diesem gelben Staube brennt; so hats keinen Schwefelgeruch, und brennt auch nicht so leicht, wie Schwefel. Es ist nichts als der feine Staub von Fichten oder andern Bäumen, die im May blühen. Eben so wenig regnets Frösche, wie man wohl glaubt, weil nach einem Regen so viele Frösche an den Wegen sind. In der Luft können ja keine Frösche entstehen; und wenn sie in der Luft wären, würden sie bald wieder herunter fallen. Nach einem warmen Regen kriechen die Frösche hervor, weil er ihnen wohl thut. — Der Thau, den man

oft des Morgens auf den Pflanzen und Blättern sieht, besteht auch aus Dünsten, die in der Nacht aus der Erde, aus den Pflanzen und Thieren aufsteigen, des Morgens aber in der Luft zu Tropfen zusammenfließen und herunterfallen. Daß er nicht aus den Wolken herunterfalle, kann man sehen, wenn man über eine Blume oder Pflanze einen Topf setzt; so daß nichts darauf fallen kann. Am Morgen sitzt doch Thau auf den Blättern. Wenn die Pflanzen etwas klebriches ausschwitzen, das sich dann in Tropfen an die Pflanzen setzt; so heißt das ein Honigthau. Dieser Honigthau wäre an sich den Pflanzen nicht schädlich; aber es ist die liebste Nahrung für die Blattläuse, für die kleinen, grünen oder grauen Thierchen, die haufenweise auf dem Kohl sitzen. Diese Thierchen nennt man auch Mehlthau, Mehldreck. Sie sitzen auf den Blättern, und nähren sich von dem klebrichten Saft. Wenn nun sanfter Staubregen fällt; so fliegen sie davon weg, und in der Luft herum. Wenn die Sonne scheint; so sieht man sie herumfliegen, und wenn der Staubregen vorbey ist, so setzen sie sich wieder auf die Blätter. Daher glaubt man, sie fallen mit dem Regen herunter, und würden lebendig, wenn die Sonne darauf scheine. Wenn der Thau an den Pflanzen friert; so heißt er Reif. Wenn die Dünste in den Wolken frieren, und herunterfallen; so giebt es Schnee. Wenn man die Schneeflocken recht genau besieht; so haben sie mancherley Figuren, alle Figuren sind aber sechseckigt. Das kommt von den Salztheilchen, die

in

in der Luft sind; denn alles Salz macht eine sechseckigte Figur. Und dieses Salz in dem Schnee ist auch die Ursache, warum Schneewasser alles reiner wäscht, als anderes Wasser. Wenn die Regentropfen gefrieren, so giebt es Hagel und dieser entsteht alsdann, wenn die Regentropfen aus einer wärmern Gegend in der Luft durch eine kältere kommen. Wenn die Sonne durch dünne Wasserwolken oder Regentropfen scheint; so giebts einen Regenbogen. Wenn ihr ein Glas mit Wasser an die Sonne stellet; so könnet ihr in dem Glase alle Farben des Regenbogens sehen. Und wenn man mit einer Feuersprüze das Wasser bey Sonnenschein in die Höhe sprizt, daß es im Herunterfallen ein Staubregen wird, so giebts einen ordentlichen Regenbogen.

Aber es giebt auch andere Dünste in der Luft, als wässerige. Eine gewisse Art derselben nennt man elektrische Dünste. Wenn ihr im Dunklen eine schwarze Katze gegen die Haare streichet; so werdet ihr feurige Funken von ihr fahren sehen. Das sind elektrische Funken. Daß diese manchmal häufig in der Luft sind, könnet ihr selbst versuchen, wenn ihr, ehe ein Gewitter ausbricht, eine eiserne Stange in Pech sezet. Ihr werdet dann sehen, daß auch feurige Funken von ihr fahren. Man merkt es daran, wenn die Luft sehr drückt; wenn einem der Odem schwer wird; wenn man nicht recht arbeiten kann, sondern gleich ermüdet. Bliebe die Luft so, so wäre sie am Ende unerträglich, wie sie manchmal kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters ist. Dafür hat

denn Gott gesorgt. Wenn dieser Dünste zu viel sind; so bewegen sie sich schnell von einem Ort zum andern. Dadurch entzünden sie sich; daraus entsteht der Bliz. Die starke Bewegung erschüttert die Luft; das giebt einen Schall, und so entsteht der Donner. Die wasserreichen Dünste, die zugleich in der Luft sind, werden durch diese schnelle Bewegung zusammengedrückt; darum ist meist Regen bey dem Gewitter. Der Regen nimmt von der elektrischen Materie das meiste mit; er fällt auf die Erde, und macht die Erde fruchtbar. Darum ist kein Regen so befruchtend als Gewitterregen, weil nichts für den Wachsthum der Pflanzen so gut ist, als elektrische Materie. Sehet also, welche Wohlthat es ist, was wir so oft fürchten, wobey wir so oft sagen: Gott zürne. Wenn ein Gewitter kömmt; so macht der gute Gott Anstalt, schädliche Sachen da weg zu schaffen, wo sie schaden, und sie dahin zu bringen, wo sie nützen. Daher sind auch alle Pflanzen der Erde nach einem Gewitter erfrischt und belebt; man glaubt, sie wachsen zu sehen. Und Menschen und Thiere athmen wieder freyer; denn die Luft ist gereinigt von allem, was uns schaden kann. Freylich kann auch ein Gewitter sehr schädlich werden; aber der Schaden ist gar nicht zu vergleichen mit dem Nutzen, den sie bringen. Oft kann man sich vor dem Schaden hüten. Man weiß, daß es am öftesten in die Kirchen einschlägt; und daß der Blitz an der eisernen Stange herunterfährt, die oben auf dem Thurm steht. Man sollte also keine solche eiserne Stange auf die Thürme setzen, und die

her-

herunter nehmen, die jezt darauf sind. Man weiß, daß es sehr oft in Bäume einschlägt. Man soll sich also nie unter einen Baum, und am wenigsten unter eine Eiche stellen; sondern sich lieber im freyen Felde naß regnen lassen. Man weiß, daß ein starker Luftzug den Bliz nach sich ziehen kann. Man sollte also bey einem Gewitter nicht stark laufen, reiten oder fahren. Dieß leztere ist noch schädlicher, weil sich der Bliz auch den Ausdünstungen der Thiere nachzieht. In der Stube sollte man ein Fenster aufmachen, damit man nicht erstieke, wenn es etwa einschlagen sollte. Man stelle sich nicht ans Fenster, nicht an die Wand oder an den Ofen, sondern mitten in die Stube. An vielen Orten hat man auf die Häuser oder Kirchen eine eiserne Stange mit einer kupfernen Spitze gesetzt, die über den Schornstein heraus steht. An diese Stange wird ein eiserner Drath festgemacht, der durch das ganze Haus bis in die Erde geht. Wenn es nun einschlägt; so fährt der Bliz an dem Drath herunter bis in die Erde, und schadet dem Hause nicht. Das weiß man aus sehr vielen Erfahrungen. Zu Bremen hatte es in den Thurm der Ansgariuskirche verschiedenemal eingeschlagen; der Bliz war an dem Drath an der Uhr heruntergefahren, und hatte die Kirche getroffen. Im Jahr 1771. sezte man eine solche eiserne Stange auf den Thurm; (man nennt sie einen Ableiter). Gleich im folgenden Jahr schlug es wieder in den Thurm, aber an dem Drath herunter, gerade in die Erde, ganz ohne Schaden der Kirche. Es wäre sehr

gut, wenn auch hier im Lande solche Ableiter gemacht würden; und vielleicht geschieht es wohl noch einmal. Man darf nicht fürchten, daß sie das Gewitter herbey ziehen. Ganz im Gegentheil. Die elektrische Materie wird oft ganz still und ohne Schlag an so einem Ableiter herunter geführt; und man hat Kirchen, in die es alle 2, 3 Jahre schlug, ehe sie einen Ableiter hatten, und hernach wohl in 20 Jahren nicht. Ihr sehet aus dieser Erklärung des Donners, daß es keine Donnerkeile giebt. Was man dafür hält; das sind Waffen der alten Völker, oder andere Steine. Wenn ein Mensch vom Blitz erschlagen worden ist; so findet man auch meist gar keine Wunde an ihm, wie es doch seyn müßte, wenn ein solcher Donnerkeil ihn getroffen hätte. Ein solcher Stein kann also eben so wenig zu irgend etwas helfen, als ein anderer Stein. — Das Nordlicht, der Nordschein, das flammende Roth am Himmel, das man manchmal des Abends sieht, entsteht auch von elektrischen Theilen; aber es bedeutet keinen Krieg, sondern eher Kälte.

Außerdem sind noch mancherley ölichte oder schwefelichte Dünste in der Luft, die von allerley verbrannten Körpern, und von Ausdünstungen aus Schwefelwasser oder aus Morästen entstehen. Wenn sich solche Dünste entzünden; so nennt man sie Sternschnuppen, Irrwische, fliegende Drachen, feurige Kugeln, u. s. w. Manchmal schießt in der Luft etwas feuriges schnell fort, das ohngefehr die Größe eines Sterns hat. Das ist aber gar kein

Stück

Stück von einem Stern, das sich losreißt und brennt. Es ist entzündete Luft in einer Materie, die auch hernach auf die Erde fällt. Es ist schon vielen Leuten begegnet, daß ihnen nach einem solchen Sternschnuppen diese zähe Materie vor die Füße gefallen ist. Sie hat oft die Größe eines Hünereys, ist wie Gallert, und man findet sie auf Bäumen und Dächern. Der Irrwisch ist nichts anders, als eine brennbare und entzündete Sumpfluft, die eine Zeitlang fortbrennt. Darum findet man sie nur an sumpfichten Orten, über Kirchhöfen oder Schindangern. Natürlich geräth man meist in einen Sumpf, wenn man ihnen nachgeht. Natürlich weichen sie zurück, wenn man auf sie zugeht, und folgen uns nach, wenn wir fortgehen. Das thut alles, was in der Luft herumschwimmt. Wenn ihr an einem Ort, wo solche Irrwische sind, ganz stille steht, und den Athem so viel möglich an euch haltet, oder wenn ein Irrwisch von euch ist, den Athem an euch ziehet; so könnet ihr es selbst sehen, daß es nichts als ein Dunst, und kein Geist oder Gespenst ist. Wenn sich mehrere Dünste in der Luft vereinigen, sich entzünden und eine Zeitlang fortbrennen; so nennt man es einen fliegenden Drachen. Wenn er über einer Stadt oder einem Dorfe schwebt; so zieht er sich gerne nach den Schornsteinen, weil durch das Feuer die Luft sehr verdünnet ist, die äußere Luft sich hineinzieht, und also eine Art von Luftzug macht, dem der sogenannte Drache folgt. Er hört im Schornstein aber gleich auf zu brennen, weil in sehr dünner Luft nicht leicht et-

etwas brennen kann. Es ist also nichts weniger, als der Teufel, der einem Menschen durch den Schornstein etwas bringt. Wenn man recht nachsieht; so fällt immer eine schleimigte Materie den Schornstein herunter, oder bleibt in dem Schornstein hängen; gerade wie bey den Sternschnuppen. So ein bischen zäher Schleim kann doch wohl der Teufel nicht seyn. Sündlich ists auch, von jemand zu sagen, der Drache oder Teufel habe ihm dieß oder jenes gebracht; denn es ist nicht wahr, und man erklärt doch einen Menschen für böse, wenn man sagt, er stehe in so genauer Verbindung mit dem Teufel.

Nutzen und Schaden des Feuers.

Regine, Gutmanns kleinste Tochter, hatte sich einmal die Finger verbrannt. Eine Magd bedauerte sie deswegen, schalt auch zugleich das Feuer, und nennte es ein böses Ding. Gutmann verwies ihr das und sagte: Das Feuer könnte nichts dafür, sondern Reginens Unvorsichtigkeit sey das böse Ding, das ihr den Schaden zugefügt hätte. Wie die ältern Kinder das hörten, entstand gar bald die Frage unter ihnen: ob das Feuer ein gutes oder ein böses Ding wäre?

Wenn sie nun über dergleichen Fragen nicht unter sich selbst einig werden konnten; so war die gewöhnliche Folge, daß sie sie dem Vater vorlegten. Gutmann belehrte seine Kinder gern; aber er wollte doch auch, daß sie selbst auf das, was in der Welt

vor:

vorgehe, sollten Acht geben lernen, damit sie sich einmal selbst zu rathen wüßten und nicht um alles erst andere Leute zu fragen nöthig hätten. Er antwortete ihnen daher nicht gerade auf alle Fragen; sondern er leitete sie oft an, selbst ihre Sinnen und ihren Verstand zu brauchen; zumahl wenn die Fragen solche Dinge betrafen, die vor Jedermans Augen liegen. Als sie ihn daher jetzt um den Nutzen und Schaden des Feuers fragten; so sagte er: wartet, lieben Kinder, bis auf den Abend. Wenn alles ruhig seyn wird und wir beysammen sitzen; so wollen wir über die Sache sprechen. Als der Abend kam und die Kinder wieder anfiengen, vom Feuer zu sprechen, so wiederhohlte ihnen Gutmann erst die allgemeine Lehre, daß alles in der Natur an sich gut und nützlich ist; daß aber auch alles unter gewissen Umständen schlimm und schädlich werden kann. Eben so sagte er, ist es mit dem Feuer. Es ist seiner Natur nach gut. Wollt ihr aber wissen, wozu es gut ist; so sehet euch selbst um: ihr werdet das leicht beurtheilen können.

Wozu glaubst du wohl, Ferdinand, daß das Feuer gut sey?

Ferdinand, ohne lange nachzusinnen, antwortete: Es wärmt!

Ey wohl, erwiederte Gutmann, das erfahren wir im Winter zu unserem großen Troste: denn wenn wir da kein Feuer hätten, so würde es um uns schlimm aussehen. Diese Wärme oder Hitze, welche uns das Feuer mittheilt, ist auch der Grund

alles andern Nutzens, den es uns bringet. Kennet ihr übrigen Kinder wohl auch einen Nutzen des Feuers?

Friederike antwortete: Man kann dabey kochen, backen und braten.

Siegmund wußte sich nicht gleich auf etwas zu besinnen.

Gutmann sagte: Denkst du nicht mehr an unsere Reise in die Gebürge? Habt ihr da nicht grosse Feuer gesehen? Schnell fuhr es Siegmunden in den Sinn: er sprang für Freuden auf und sagte: Ja, ja! wenn sie Glas machen und Metalle schmelzen, so brauchen sie viel Feuer.

Bedenkt einmal, setzte Gutmann hinzu, wie viele Menschen bey dem Feuer arbeiten: die Schmiede, die Schlosser, die Zinngiesser, die Töpfer, die Ziegelbrenner, die Klempner, u. a. m. Wie viele nützliche Sachen verfertigen diese Leute, die wir alle nicht haben würden, wenn kein Feuer wäre, oder wenn die Menschen das Feuer nicht brauchen gelernt hätten. —

Als nun die Reihe zu reden an Sophien kam, sagte sie: Wenn man waschen will; so muß man auch das Wasser bey dem Feuer heiß machen.

O! sagte Gutmann, es sind der Geschäfte noch viel, bey denen das Feuer gebraucht wird; aber es ist genug, daß ihr gegenwärtig nur die vornehmsten genannt habt. Wißt ihr denn aber auch, wenn und wie das Feuer schädlich werden kann?

Regine wartete nicht erst ab, daß sie gefragt ward, sondern sagte: wenn man sich die Finger verbrennt.

Gutmann. Freylich macht das Schmerzen; aber

das Verbrennen kann auch noch auf andere Weise schädlich werden.

Ferdinand. Wenn die Häuser verbrennen.

Gutmann. Ueberhaupt, wenn solche Dinge vom Feuer ergriffen und verzehrt werden, die den Menschen noch nützlich und nöthig sind. Wenn ganze Dörfer und Städte wegbrennen, so ist das ein grosses Unglück für die armen Menschen, die das Ihrige verlieren. Man hat auch Beyspiele, daß Wälder verbrennen und daß das reife Getraide auf dem Felde angezündet wird. — Was haben nun die Menschen hiebey zu thun? Sollen sie um dieses Schadens willen das Feuer ein böses Ding nennen oder wünschen, daß gar kein Feuer auf der Erde seyn möchte? — Nicht also! das wäre sehr unvernünftig, sondern sie sollen allen Feuerschaden sorgfältig zu verhüten suchen: sie sollen alle Vorsicht anwendeu, damit brauchbare und nützliche Sachen nicht vom Feuer ergriffen werden.

Wasser.

Als einmal in Gutmanns Hause das leinene Zeug war gewaschen worden und das gebrauchte Wasser weggeschüttet ward; so kam Klaus auf den sonderbaren Einfall zu fragen: wo denn immer wieder neues Wasser auf der Erde herkäme; da doch alle Tage so viel weggegossen würde? Er dächte, das Wasser auf der Erde müßte einmal alle werden, wenn nicht etwa von Zeit zu Zeit neues Wasser wüchse. Gutmann versicherte ihn zwar, daß kein Wasser von der Erde

weg-

wegkäme; allein Klaus wendete dagegen ein: weißt du nicht: im vergangenen Sommer war die Pfütze auf unserem Anger rein ausgetrocknet: wo war denn da das Wasser hin? Gutmann sahe wohl, daß er seinem Klaus die ganze Geschichte vom Wasser würde erzehlen müssen: und, weil denn die andern Kinder auch herzugelaufen kamen, wie sie immer zu thun pflegten, wenn Vater Gutmann redete; so fieng er an: so lange die Erde steht, ist noch kein einziger Tropfen Wasser weniger und auch kein einziger Tropfen mehr geworden, als gleich vom Anfange gewesen ist. Wenn's euch aber vorkommt, als ob bisweilen Wasser wegkäme und dann wieder neues entstünde, so kommt das daher, weil das Wasser auf der Erde niemals still steht, sondern beständig in Bewegung und im Umlaufe ist. Wenn Wasser auf die Erde fällt; es sey nun, daß es Menschen ausgießen oder daß es regnet; so ziehet es sich in den Erdboden. Unter der Erde sind so gut Wassergänge als auf der Erde. Es bleibt also auch da nicht an einem Orte, sondern es zieht sich weiter. Irgendwo quillt wieder Wasser aus der Erde hervor. Das heißt man einen Quell. Halten die Menschen dieses quellende Wasser zu ihrem Gebrauche auf; so wird es ein Brunn genannt; fließt es aber aus dem Quell weiter fort; so entsteht daraus ein Bach. Wenn mehrere Bäche zusammen kommen, so entsteht daraus ein Fluß, wie z. B. unsere Saale. Ist der Fluß groß, so nennt man ihn auch wohl einen Strom wie z. B. unsere Elbe. Alle Flüsse laufen endlich in das Meer, oder wie manche Leute sagen, in die See.

Das Meer ist das grosse Wasser, welches den größten Theil der Erdoberfläche bedeckt. Sehet, so fliesset das Wasser beständig in und auf der Erde herum, ohne einen Augenblick ganz still zu stehen. — Seyd ihr nun zufrieden mit dem, was ich euch vom Wasser erzählt habe? —

Einige Kinder antworteten: Ja, wir sind zufrieden; aber Ferdinand hatte immer noch einige Einwendungen und Fragen vorräthig.

Weil aber Gutmann so eben etwas zu thun hatte, so bat er Ferdinanden seine Zweifel zu versparen bis auf den Abend.

Fortsetzung.

Man kann sich leicht vorstellen, daß das Wassergespräch des Abends weiter fortgesetzt wurde. Ferdinand hatte nemlich noch zwey Fragen auf seinem Herzen, die er nun vorbrachte.

Erstlich: du sagtest: das Wasser stünde nicht einen Augenblick still; aber in der Pfütze auf unserem Anger steht es wohl still und in den Teichen, die ich gesehen habe, steht es auch still. — Gutmann antwortete ihm: Lieber Ferdinand, du sprichst: das Wasser steht still, weil es dir so vorkommt, als ob es still stünde, weil du die Bewegung desselben nicht siehest. Aber du mußt überhaupt bemerken, daß nicht Alles in der Welt so ist, wie es dir vorkommt. Es sind viele Dinge auf der Erde und geschehen viele Dinge, ohne daß du etwas davon siehst oder hörst. Siehe, hier steht ein Glas mit reinem klaren Wasser. Wenn

ich dir nun sage: In diesem Wasser ist ein Theil Erde, ein Theil Salz und eine Menge Würmer und anderer Thiere. Wirst du das glauben? — Du wirst sagen: das kann nicht seyn: denn ich sehe ja keine Thiere und keine Erde in dem Wasser. Nun ja freylich siehst du sie nicht, weil sie so klein sind, daß man sie nicht mi bloßen Augen sehen kann; aber darum sind sie doch darinnen. Eben so ist es auch mit dem Wasser in den Pfützen und in den Teichen. Es giebt noch viel größere Wasser auf der Erde, die auch still zu stehen und gar keinen Abfluß zu haben scheinen: man nennt sie Landseen. Aber man kann sicher darauf rechnen, daß von dem Wasser, welches heute im Teiche oder im See ist, nach einem halben Jahre vielleicht kein Tropfen mehr darin steht. — Wo kommt es aber hin? Ein Theil zieht sich in den Erdboden; ein anderer und weit größerer Theil dünstet aus und steigt in die Luft. Beydes kannst du nicht sehen, aber es geschieht darum doch. Dagegen wird der Abgang durch Regen, Quellen und Zufluß von Zeit zu Zeit wieder ersetzt.

Zweytens: wenn nun die Flüsse ein Jahr nach dem andern ins Meer laufen, so muß doch endlich einmal das Meer voll werden und überlaufen. — Gutmann. Freylich würde dieses geschehen, wenn das Wasser, das ins Meer fließt, auch beständig darin bliebe. Aber, es bleibt nicht darinnen; sondern es geht eben den Weg, wie das Wasser in den Teichen und Seen. O! es ist kaum begreiflich, was für eine grosse Menge Meerwasser täglich ausdünstet. Diese Dünste schweben nun in Gestalt der Wolken eine Zeit

lang

lang in der Luft: der Wind treibt sie weiter und sie fallen endlich als Regentropfen oder als Schneeflocken wieder zurück auf die Erde. Wenn du das, was ich dir bisher erzählt habe, wohl verstanden hast; so kannst du dir vorstellen, daß ein und ebenderselbe Wassertropfen heute im Gefäße, morgen in der Erde, übermorgen oben in den Wolken, nach etlichen Tagen im Meere, bald darauf wieder im Brunnen und nach kurzer Zeit in einer Pflanze oder in dem Leibe eines Menschen oder Thieres sich befinden kann. Dieser beständige Umlauf des Wassers hat unaufhörlich gedauert vom Anfange an bis auf den heutigen Tag und wird auch so fort dauern, so lange die Erde steht.

Eis: flüssige Körper überhaupt.

An einem ziemlich kalten Wintertage brachten Gutmanns kleinere Kinder eine Menge Eisstücken in die Stube und legten sie auf den Tisch. Als sie gefragt wurden: was daraus werden sollte? so gaben sie zur Antwort: sie wollten damit spielen: denn sie bildeten sich ein, daß sie mit dem Eise so wirthschaften könnten, wie mit kleinen Steinchen oder mit Brettstückchen. Gutmann lachte herzlich darüber und sagte ihnen vorher, daß aus diesem Spiele nicht viel werden könnte: Denn es würde gar nicht lange währen, so würde das Eis zu Wasser werden und den ganzen Tisch überschwemmen. Daran hatten die Kinder nicht gedacht. Nun aber, da sie Gutmann erinnerte, begriffen sie es den Augenblick. Wäh-

rend daß sie so redeten, war schon ein großer Theil des Eises zu Wasser geworden und sie mußten eilen, so sehr sie konnten, um das Eis wieder aus der Stube zu bringen.

Das Eisspiel kam nun freylich nicht zu Stande; aber die älteren Kinder wollten doch nun wissen, wie es zugienge, daß das Eis in der Stube zu Wasser würde? Um nun das zu begreifen, sagte Gutmann, müßt ihr erst wissen, daß man einen Unterschied zwischen vesten und flüssigen Dingen macht. Nun aber sind sehr viele Dinge nicht ihrer Natur nach vest oder flüssig; sondern sie sind in der Kälte vest und in der Wärme flüssig. Das könnet ihr im gemeinen Leben sehr leicht wahrnehmen. Die Butter, wie sie aus dem Butterfasse kommt, ist ein vester Körper; aber bringt sie über die Kohlen, so wird sie flüssig. Das Oel, so wie es in die Lampe gegossen wird, ist flüssig; wenn es aber eine Weile in der Kälte steht; so wird es so vest, wie die Butter.

Nun müßt ihr ferner wissen, daß ein Ding leichter vest und ein Anderes leichter flüssig wird. Um Wasser flüssig zu erhalten, braucht es gar nicht sehr warm zu seyn. Die meiste Zeit im Jahre ist es warm genug dazu und nur wenige Tage oder Wochen ist es so kalt, daß das Wasser zu Eise wird. Um Butter zu schmelzen oder flüssig zu machen, muß es schon wärmer seyn: um Metalle zu schmelzen noch wärmer; und wenn man Steine zu Glase schmelzen will, wie ihr auf dem Schwarzwalde gesehen habt, so ist die größte

Hi=

Hitze nöthig, die Menschen nur durch das Feuer hervorbringen können. Hingegen, wenn man Quecksilber so vest machen will, daß man es mit dem Hammer breit schlagen kann, so ist der höchste Grad der Kälte nöthig. Nun werdet ihr euch leicht erklären können, warum das Eis in der Stube zu Wasser wird. Die Stube macht's nicht; sondern die Wärme in der Stube. Wenn lange kein Feuer im Ofen gewesen und also die Stube kalt ist; so bleibt das Eis in der Stube sowohl hart, als an jedem andern kalten Orte. Eben so leicht werdet ihr euch nun auch erklären können, warum im Winter öfter Schnee als Regen fällt, und warum im Sommer nirgends bey uns Eis zu finden ist.

Nutzen und Schaden des Wassers.

Gutmanns Kinder hatten irgend einmal, ich weiß nicht wo, vom Feuer und Wassers Noth gelesen oder reden gehört. Was Feuersnoth sey, wußten sie wohl; aber die Wassersnoth war ihnen noch ganz unbekannt. Als sie daher Abends beysammen saßen, ward Gutmann gefragt: was Wassersnoth wäre? Ey nun, sagte Gutmann, der Mensch kann durch das Wasser eben sowohl in Noth kommen, als durch das Feuer. Ihr habt mir neulich vom Nutzen und Schaden des Feuers allerley gesagt: könnt ihr mir nicht auch so etwas vom Wasser erzählen? Ich weiß etwas, sagte Ferdinand: ich auch etwas, sprach Friederike. Nur in Ordnung, fiel Gutmann ein,

nicht stürmisch. Klaus mag seine Meynung zuerst sagen. Wozu mag wohl das Wasser nützlich seyn?

Klaus. Man kann es trinken: Menschen und Thiere können ihren Durst damit löschen. Man kann es rein und frisch trinken, oder auch mit andern Dingen vermischen. Es wird Bier daraus gebraut, wenn man es mit Malz und Hopfen abkocht. Es wird Brantwein davon gebrannt, Thee und Kaffee damit gekocht und noch manche andere Getränke werden davon gemacht.

Gutmann war sehr mit dieser Antwort zufrieden und lobte den kleinen Klaus.

Regine sagte nun, das Wasser wird zum Waschen gebraucht.

Gutmann. Du hast recht! es ist das beste Reinigungsmittel aller Dinge. Die Haut des menschlichen Leibes, das leinene Geräthe, die Kräuter und Wurzeln, welche gegessen werden sollen, das Gefäß, Tische, Bänke, selbst die Dielen der Stube, werden mit Wasser rein gemacht. Da nun die Reinlichkeit zur Gesundheit und Bequemlichkeit des Lebens sehr viel beyträgt; so ist das Wasser gar nicht etwa eine verächtliche Sache.

Konrad. Das Wasser macht auch die Erde fruchtbar und ist also sehr nöthig, wenn die Bäume und die Feldfrüchte wachsen sollen. Wenn der Erdboden im Sommer zu trocken ist, so verdorret Alles: so bald man es aber mit Wasser begießt, oder es regnet; so werden die Pflanzen wieder frisch und grün. Das habe ich im vergangenen Sommer wohl erfahren.

Wenn

Wenn ich da nicht Wasser gehabt hätte: es wäre kein Hälmchen in meinem Garten frisch geblieben.

Sophia. Das Wasser ist auch dazu nützlich, daß man die Speisen darin kocht. Ungekocht würden wir das Fleisch und manche Früchte gar nicht essen können. — Gutmann setzte hinzu: es giebt schon auch Menschen, die das Fleisch roh essen, oder es auf andere Weise gar machen. Indessen bin ich selbst der Meynung, daß das Fleisch gekocht besser schmeckt als roh, und zu diesem Gebrauche ist das Wasser unentbehrlich. Siegmund konnte es kaum erwarten, daß er gefragt ward. Er erzählte den Nutzen des Wassers, daß es Mühlen treibe. Er hatte sich vorgenommen, selbst ein Müller zu werden, brachte daher manche Stunde in der Mühle zu und fand großes Vergnügen, das Wasser unter den Mühlrädern rauschen zu hören.

Ferdinand lachte heimlich und ließ sich merken, daß er noch einen Nutzen des Wassers wüßte, an den kein anderer gedacht hatte. Aber er durfte noch nicht reden: denn Gutmann hatte ausdrücklich verordnet, daß er zulezt seine Meynung sagen sollte. Also sprach Friederike: das Wasser ist darum nützlich, weil es die Fische ernährt, — und, fiel ihr

Ferdinand in die Rede, weil es Schiffe trägt, auf denen die Menschen fahren und Sachen fortschaffen können. — Ihr habt beyde recht gut geurtheilt, sagte Gutmann: aber daß Ferdinand Friederiken in die Rede fiel, daran that er nicht recht gut: denn das ist unhöflich. — Im Wasser leben eine Menge

 Thiere,

Thiere, die den Menschen sehr brauchbar sind. Die Reisen zu Schiffe gehen insgemein schneller, sind bequemer, aber auch gefährlicher, als die Reisen auf dem Lande. Um Waaren von einem Orte zum andern zu schaffen, sind die Schiffe sehr bequem. Die Fracht ist viel wohlfeiler, als die Wagenfracht; aber freylich geht auch manches Schiff mit Menschen und Gütern zu Grunde, ehe es an Ort und Stelle kommt, besonders auf dem Meere.

Aber nun weiß ich doch noch einen Nutzen des Wassers, an den niemand gedacht hat, nemlich: es dienet zur Arzney. Einige Krankheiten kann man bloß dadurch heilen, daß man Wasser trinkt. Das Baden im Wasser, das Waschen mit frischem Wasser, ist sehr gesund. Auch zur Verfertigung vieler Arzneymittel wird Wasser genommen. Ja, es giebt auch einige Wasser, die gleich so, wie sie aus der Erde quellen, zur Gesundheit gebraucht werden, z. B. das Bad in Lauchstädt, in Wolkenstein, in Stadeberg: das Karlsbad in Böhmen.

Aber das Wasser kann doch auch den Menschen schädlich werden. Wißt ihr wie? Man kann darin ersaufen, sagte Ferdinand. Freylich wohl, antwortete Gutmann; aber daran ist das Wasser eben so wenig Schuld, als der Baum daran Schuld ist, wenn Jemand herunter fällt und das Bein zerbricht. Hauptsächlich thut das Wasser alsdenn Schaden, wenn es an Oerter kommt, wo Sachen sind, die im Wasser verderben z. B. wenn es die Saaten und die Wiesen überschwemmt; wenn es in die Keller, Scheunen,

Ställe

Ställe und Häuser eindringt. Manchmal steigt es so hoch, daß Menschen und Thiere kaum das Leben retten können: das ist die Wassersnoth, nach der ihr vorhin fragtet.

Ferdinand. Können sich die Menschen nicht auch vor dem Schaden des Wassers hüten?

Gutmann. Nicht allemal, weil die Gewalt des Wassers so groß ist, daß ihr Menschengewalt nicht immer widerstehen kann. Doch können die Menschen vieles thun, wenn sie verständig sind. Es ist gut, wenn sie ihre Wohnungen und Ställe nicht in tiefe Gegenden bauen, die vom Wasser leicht überschwemmet werden; wenn sie an den Wassern, die leicht aus den Ufern treten, Dämme bauen; wenn sie die Wasser an solche Oerter leiten, wo sie keinen Schaden thun können.

Berg und Thal und ebenes Land.

Die Gegend, wo Gutmann wohnte, war ziemlich eben; daher seine Kinder nicht eher hohe Berge und tiefe Thäler zu sehen bekamen, als da sie in das Sächsische Erzgebürge gereiset waren. Hier gaben die Berge Gelegenheit zu manchem Gespräche. Im Anfange war es den Kindern eine Lust, die hohen Berge zu sehen, und sie freuten sich, so oft sie auf eine Spitze gestiegen waren, wo sie sich recht umsehen konnten. Aber wenn sie etwa schon eine weite Tagereise gemacht hatten und nun gegen Abend

noch einen Berg besteigen sollten; da fiengen besonders die Kleineren manchmal an zu klagen, daß es ihnen sauer würde. Sie thaten auch wohl einmal den Wunsch: Wenn doch lieber gar keine Berge wären! Bey uns zu Hause, sagte einer, ist es doch besser: da kann man viel weiter reisen und wird doch nicht müde.

Wohlan sagte Gutmann, wenn es euch zu Hause besser gefällt; so wollen wir gleich umkehren und wieder nach Hause gehen. Da lachten die Kinder und bezeugten, daß es mit jenem Wunsche kein Ernst gewesen war. Indem nahm doch Gutmann hiervon Gelegenheit, ihnen etwas von dem Nutzen der Berge zu sagen.

Erstlich: Die Berge enthalten die meisten Steine und Metalle. In unserem flachen Lande findet ihr keine Bergwerke. Wie kommt das? Weil in den ebenen Gegenden nicht so viel in der Erde zu finden ist, daß es die Mühe belohnte, darnach zu graben. Bedenkt einmal, wie viel in der Welt Steine gebraucht werden! Wo sollten diese alle herkommen, wenn keine Berge wären? In der Ebne sind wenig Steinbrüche.

Zweytens: In den Berggegenden sind die meisten Wasserquellen. Die meisten Bäche und Flüsse entspringen auf Bergen: und das Bergwasser ist ordentlicher Weise viel heller, wohlschmeckender und gesünder als das Erdwasser.

Drittens: In den Gebürgen können weit mehr Thiere leben, als auf dem flachen Lande. Das kommt daher: Weil auf dem platten Lande fast alle Winkel

von

von Menschen bewohnt oder doch bearbeitet werden. Da bleibt für die Thiere nicht viel übrig, besonders für die größeren. Hier aber ist das ganz anders. Hier finden die Thiere Höhlen und Klüfte genug, wo sie in ihrer Ruhe nicht leicht gestöret werden. Seitdem wir hier auf den Bergen sind, habt ihr schon Hirsche, Rehe, wilde Schweine und mancherley Vögel gesehen, die sich in unserer Gegend niemals blicken lassen.

Viertens: Ist auch die Luft auf den Bergen viel reiner und den Menschen zuträglicher, als in den Thälern.

Das kommt daher, weil die Dünste nicht so hoch steigen und auch die Luft in der Höhe mehr der Bewegung ausgesetzt ist, und folglich eher gereiniget wird. O! die Leute, die hier im Gebürge wohnen, würden mit uns nicht tauschen. Ueberhaupt werdet ihr schon einsehen lernen, daß jede Gegend so viel Gutes hat, daß Menschen, besonders wenn sie fleißig arbeiten, vergnügt daselbst leben können. Wenn nun die Menschen recht freundlich mit einander umgehen und einander mittheilen, was sie haben; so können wir alle nicht nur das einheimische, sondern auch das fremde Gute genießen.

Erdbeben.

Auf einer von den Reisen, die Gutmann mit seinen Kindern machte, kam ein Fremder zu ihnen, der die nehmliche Strasse gieng. Nun sahe Gutmann ei-

eigentlich nicht gern, wenn unbekannte Leute ihm auf der Strasse Gesellschaft leisteten, weil er gerade an seinen Kindern Gesellschaft genug zu haben glaubte. Allein dieser Mensch that so freundlich und gefällig, daß ihn die Kinder selbst baten, ein Stück mit ihnen zu gehen. Der Fremde erzählte unter andern, daß er aus einer Gegend käme, wo vor kurzem ein heftiges Erdbeben gewesen wäre. Die Verwüstung, sagte er, ist greulich, die es angerichtet hat. Berge sind eingestürzt und haben ganze Wälder verschüttet. Häuser sind unter die Erde gesunken, so daß man nur noch die Spitzen der Dächer hervor ragen sieht. Wo sonst die schönste Wiese war, da ist jetzt Abgrund, so tief, daß man nicht bis auf den Boden sehen kann. Flüsse haben einen ganz andern Weg genommen, so daß jetzt ein Sandberg ist, wo sonst ein Fluß war: und wo man sonst bewohnte Dörfer, Waizenfelder und Baumgärten sahe, da ist jetzo See. Und was noch das schlimmste ist: Man reiset mit der größten Gefahr, besonders über Hügel und Anhöhen: denn weil alles durchlöchert ist, so kommt man beständig in Gefahr, hinunter zu stürzen. Der Fußgänger kommt noch am ersten fort; aber die schweren Wagen und die Reiter sind immer in Lebensgefahr. Viele Menschen getrauen sich noch nicht wieder in die Städte und in ihre Häuser zu gehen; sondern leben auf dem freyen Felde und wohnen unter Zelten.

Die Kinder hörten mit Verwunderung zu und baten den Fremden, immer noch mehr zu erzählen. Weil aber Gutmann mit den Kindern oft stehen blieb, um

um ihnen bald dieses, bald jenes zu zeigen und zu erklären; so sagte der Fremde, daß er diesen Tag noch weit zu reisen hätte und schied von ihnen.

Des Abends im Quartier machten die Kinder noch ihre Anmerkungen zu den erschrecklichen Geschichten, die der Fremde ihnen erzählt hatte. Sie fragten denn auch Gutmann, was denn eigentlich ein Erdbeben wäre, und woher es entstünde? Gutmann sagte: Ihr müßt wissen, daß in dem Inwendigen der Erde eben so wohl Feuer, Wasser und Luft ist, wie über der Erde. Diese Dinge liegen nun, wie ihr wohl denken könnet, nicht ruhig und still, sondern sie sind in beständiger Bewegung. Das verursacht denn, daß auch die Oberfläche der Erde bewegt wird. Der Boden wankt so, daß Menschen und Häuser, die darauf stehen, umfallen: Die Erde reißt von einander, daher manchmal ganze Städte und Dörfer verschlungen werden: die Berge bersten und fallen herunter in die Thäler: die Wasser brausen und ergießen sich über große Stücken Landes. Es fahren auch wohl Feuerflammen aus der Erde und verzehren das, was sie ergreifen. Kurz, es ist eine schreckliche Begebenheit, durch welche viele Menschen um ihr Leben kommen und viele andere in großes Elend versetzt werden. Zum Troste kann ich euch sagen, daß dergleichen fürchterliche Vorfälle sich nur selten ereignen. Niemand weiß sich zu erinnern, daß in dem Lande, wo wir wohnen, die Erde gebebt hätte. Ihr könnt also dieserhalb ganz ruhig schlafen.

Feu-

Feuerspeyende Berge.

Weil Gutmanns Kinder eben nicht viel Bücher zu lesen hatten, so nahmen sie bisweilen den Kalender zur Hand und lasen darin. Auf dem Tittelblatte des Kalenders standen mancherley Figuren abgebildet, an denen sie sich belustigten. Unter andern sahen sie da auch ein Ding, das sahe fast aus wie ein Zuckerhut oder ein Kegel, der oben an der Spitze ein Feuerflämmchen hatte. Sie wollten von Gutmann wissen: was das vorstellen sollte? und dieser sagte ihnen: Es ist ein Feuerspeyender Berg.

Ferdinand. Ein Feuerspeyender Berg? was ist das für ein Ding?

Gutmann: Du hast ja Berge gesehen! Stelle dir einmal vor, als wenn oben auf dem Berge kein ebener Fußboden, sondern eine Höhle wäre. Manche Berge haben solche Höhlen, aus denen es fast ohne Aufhören raucht. Bisweilen fahren auch Asche, Feuerflammen und glühende Steine heraus, welche entweder in die Höhlen wieder zurück fallen, oder auch über den Berg hinaus, eine große Strecke ins Land hineingeschleudert werden. Sehr oft fließt aus der Oeffnung eines solchen Berges eine glühende Materie aus, welche viele Meilen weit das Land überschwemmt. Diese Materie besteht aus geschmolzenen Steinen und Metallen und wird Lava genannt.

Das war nun eine fürchterliche Beschreibung. Die Kinder wunderten sich zwar sehr darüber, daß so viele gefährliche Dinge auf der Erde sind. Aber Gutmann belehrte sie davon, daß alles seinen guten Nu-

ßen hat. Es kömmt mir, sagte er, mit den Feuerspeyenden Bergen auf der Erde fast so vor, wie mit den Feueressen auf den Häusern. Wenn der Rauch nicht ein Loch fände, dadurch er hinausfahren könnte; so würde er den Leuten, die im Hause wohnen, sehr beschwerlich werden. Also auch, wenn das unterirdische Feuer nicht Oeffnungen fände, durch die es ausbrechen könnte; so würde es in der Erde schrecklich toben und wahrscheinlich öfter Erdbeben verursachen, welche viel gefährlicher sind, als die Feuerspeyenden Berge. Den Auswürfen der Feuerspeyenden Berge können die Menschen viel leichter ausweichen, als den Erdbeben.

Die Kinder fragten: wo diese Feuerspeyenden Berge wären? — und ob man ihrer viel auf der Erde fände? — Gutmann sagte: Nein! Es sind ihrer nicht viel und sie sind alle weit von hier entfernt. Ich selbst habe niemals einen solchen Berg gesehen; sondern was ich euch erzähle, das habe ich blos aus Beschreibungen gelernt. Indessen half Gutmanns Erklärung den Kindern doch so viel, daß sie nun die Erzählung von dem Feuer-Ausbruch/e eines solchen Berges, die sie in dem nemlichen Kalender fanden, mit Verstande lasen. Doch waren sie froh darüber, daß die Berge in Sachsen kein Feuer auswerfen, sondern Bäume und Weinstöcke tragen.

Gestalt und Größe des Erdkörpers.

Als Gutmann einmal mit seinen Kindern auf dem Felde war, fragte Siegmund ganz ernsthaft: Wenn man nun auf diesem Wege hier immer fort geht, wo kommt man denn endlich hin?

Gutmann. In das nächste Dorf.

Siegmund. Wenn man aber von diesem Dorfe weiter geht?

Gutmann. Alsdenn kommt man wieder auf andere Dörfer und hernach vielleicht einmal in eine Stadt.

Siegmund. Wenn man nun aber nirgends bliebe, sondern immer weiter gienge; so müßte man, glaube ich, doch einmal ans Ende kommen, wo man nicht weiter könnte.

Gutmann. Das Ende, wo man nicht weiter gehen könnte, würde das große Wasser seyn, welches man das Meer nennt. Aber das würde dich doch nicht hindern weiter zu kommen: du dürftest dich nur auf ein Schiff setzen und über das Meer fahren.

Siegmund. Und wenn ich nun über das Meer gefahren wäre; wo würde ich alsdenn hinkommen?

Gutmann. Du würdest wieder ans Land kommen: und wenn du immer fort reisetest, bald zu Wasser, bald zu Lande, und immer in gerader Linie bliebest; so würdest du endlich wieder auf den Platz kommen, von welchem du ausgegangen bist.

Siegmund konnte das Ding doch noch nicht recht begreifen: Gutmann versprach daher, es ihm am Abende noch deutlicher zu beschreiben.

Am

Am Abende nahm Gutmann eine Kugel, die sonst zum Kegelschieben gebraucht ward und ein Stückchen Kreide, sagte darauf zu Siegmunden und den übrigen Kindern, die um ihn herstanden: Stellet euch einmahl vor, daß dieses die Erdkugel sey. Hier ist der Platz, auf welchem ihr gegenwärtig stehet: ich will ihn mit einem Punkte bezeichnen. Von hier gehet ihr weiter rechter Hand, immer weiter, immer weiter, bald zu Lande, bald zur See — er bezeichnete durch einen Strich mit Kreide auf der Kugel den Weg, — endlich kommt ihr auf der linken Seite wieder herum, und wenn ihr eine gerade Linie hieltet; ist's nicht wahr, so müßtet ihr endlich wieder hieher auf den Punkt kommen, wo ihr abgereiset seyd?

Nun begriffen es die Kinder und

Ferdinand sagte: Also kann man um die ganze Erde herum reisen?

Gutmann. Allerdings! Schon viele Menschen haben diese Reise gemacht.

Ferdinand. Wie lange bringet man wohl auf so einer Reise zu?

Gutmann. Wer auf dem trockenen Lande reiset, kann allenfalls bestimmen, wie weit er jeden Tag gehen will. Aber auf dem Wasser ist es nicht so. Da kommt viel auf den Wind an, welcher die Schiffe bald aufhält, bald schneller fortbringt. Auch andere Umstände können machen, daß die Seefahrer bisweilen still liegen müßen. Die am geschwindesten gereiset sind; haben doch immer etliche Jahre zugebracht.

Ferdinand. Etliche Jahre? Ey da muß doch die Erde sehr groß seyn!

Gutmann. Freylich ist sie größer, als diese Kugel.

Ferdinand. Aber wie groß ist sie wohl?

Gutmann. Wenn man sich die Erde als eine Kugel vorstellt, so kann man ihre Größe einigermaßen dadurch bestimmen, daß man den Umfang ausmißt.

Ferdinand. Wie macht man denn das?

Gutm. Sehet her, ich will es euch zeigen. Wenn ich hier um diese Kugel, da wo sie am dicksten ist, ein Band lege, so daß die Enden wieder genau an einander treffen; und nun dieses Band wieder ausdehne; so kann ich den Umfang der Kugel mit der Elle ausmessen. Wenn man nun um die Erdkugel auch so ein Band legte und dieses Band alsdenn der Länge nach mäße; so würde es eine Länge von 5400 Meilen betragen: die Meile ohngefehr zu zwey Stunden gerechnet.

Nun ist es zwar nicht möglich, ein Band um die Erdkugel zu ziehen und es hernach auszumessen; aber die Menschen können viele Dinge ausmessen, auch ohne daß sie das Maas wirklich anlegen. Nemlich was sie nicht mit der Elle oder einem andern Längenmaaße messen können; das können sie doch berechnen: und so haben sie auch ausgerechnet, daß der Umfang der Erdkugel da, wo sie am dicksten ist, 5400 Meilen beträgt.

Von der Eintheilung aller auf der Erde vorhandenen Naturdinge.

Für diesesmal hatte der Vater zur Hauptabsicht, mit den Kindern den Anfang in der Lehre von der Eintheilung aller auf der Erde vorhandenen Naturdinge zu machen, oder mit andern Worten, den Kindern einen Begriff von einem Natursystem zu geben, und zu veranstalten, daß auch ihre fernerhin zu erwerbende Naturkenntniß zugleich geordnet, oder systematisch würde. So wurden die Kinder in den Stand gesetzt, sich Tabellen oder Tafeln zu machen, auf welche die Namen aller Naturkörper, welche sie von nun an kennen lernten, jeden Tag eingetragen werden sollten. Die Entwerfung dieser Tabellen war also die Hauptsache der Unterrichtsstunde, von welcher hier ein kurzer Abriß gegeben wird.

Der Vater erschien mit einem Korbe, in welchem Kreide, Schwefel, eine Bleistufe, ein Schüsselchen mit Quecksilber, und noch mehreres anderes war. In der Hand hatte er einen ausgestopften Vogel, und ein ausgestopftes Eichhörnchen. Unter dem Körbchen ein Buch mit naturhistorischen Abbildungen.

Der Vater. Was ist dies, Kätchen, das du hier hast?

Kätchen. Ein Strumpf.

Vater. Wer hat diesen verfertiget?

K. Die Mutter.

Vater. Ist die Mutter ein Mensch?

K. (lächelnd) O ja!

V. Nun, so ist der Strumpf ein Kunstproduct.

Kätchen. Aber ist es denn eine Kunst, einen Strumpf zu stricken; ich kann es ja auch schon.

Vater. Ja und Nein; nachdem mans nimmt. Hört mir nur ferner zu. — Hier diese Kreide; ist sie auch von einem Menschen verfertigt?

K. — — —

V. Hier ist ein Stein. Wer kennt ihn?

Jacob. O ho, das ist der Kalkstein, den ich neulich von dem Steinbruch mitgebracht habe.

V. Ist dieser Kalkstein von Menschen gemacht worden?

K. Nein; man holt die Steine von dem Felde oder aus dem Walde.

V. Nun so merkt euch, was ich jezt sagen will. Ein Kunstprodukt heißt etwas, was Menschen gemacht haben. Und was kein Kunstproduct ist, ist ein Naturproduct *). Was ist nun unser Haus, oder der Kirchthurm?

K. Es sind Kunstproducte.

V. Nennt mir nach der Reihe, wie ihr hier um mich sitzt, noch mehrere Kunstproducte!

K. Salzfässer, Bücher, Korbe, Kanonen, Chausseen Bänder, Tische u. s. w. —

V. Und was von Menschen nicht verfertigt ist, das ist ein Naturproduct. Also der Kalkstein hier?

K. Ist ein Naturproduct.

Vater.

*) Producte der Natur nennen wir alles: was die Natur selbst producirt, d. h. hervorbringt, wenn auch die Menschen bey der Erzeugung zu Hülfe kommen.

Vater. Aber die Kreide?

K. — — —

V. Ist auch ein Naturproduct, denn man findet sie, wie die Kalksteine, auf dem Felde und in den Wäldern. Sage mir nun jedes von euch ein Naturproduct und ein Kunstproduct. —

Die Kinder nannten mehrere, und unter andern auch den Schwefel als Kunstproduct. Hingegen wandte Ernst ein, daß der Schwefel ein Naturproduct sey, und in der Erde gefunden werde. Es entstand darüber ein kleiner Streit, den der Vater auf folgende Art schlichtete: Glaubt ihr und wißt ihr, was Ernst sagt, daß der Schwefel in der Erde gefunden wird?

Einige. Nein.

Vater. Nun so lernt es bey dieser Gelegenheit. — Er wird wirklich in der Erde gefunden, und zwar in solchen Stücken, wie ich eines hier habe und euch vorzeige. Der Schwefel ist also wirklich ein Naturproduct.

Adolph. Aber man zerläßt ja den Schwefel, und zieht mit Hülfe eines hölzernen Gäbelchens, einen Faden durch, wenn man solchen Schwefel haben will, wie er in dem Feuerzeuge liegt. Ich habe selbst schon solchen Schwefel gemacht, und ich bin doch auch ein Mensch.

V. Richtig, und darum ist auch der Schwefelfaden ein Kunstproduct. Denn Schwefelfaden macht die Natur nicht. Euer Streit entstand daraus, daß Ernst unter Schwefel den natürlichen und noch nicht ver-

veränderten, Adolph aber eigentlich den Schwefelfaden verstand, den man freylich gewöhnlich auch Schwefel nennt.

Einige. Aber man braucht doch immer Naturproducte, wenn man etwas machen — — —

V. — und also Kunstproducte hervorbringen will? — Richtig. Aber was thut dies zur Sache? Genug, das was der Mensch macht, wird Kunstproduct genannt. Meinetwegen könnt ihr daher, wenn ihr wollt, auch sagen, daß Kunstproducte nichts anders sind, als durch Menschen veränderte Naturproducte. Ein Naturproduct ist alsdann etwas, was zwar vorhanden, aber von Menschen weder hervorgebracht noch verändert worden ist *). Nun laßt mich doch auch einige Naturproducte nennen.

Ich

*) Die Kunst des geschickten Lehrers besteht gar oft in dem, was er nicht thut. Es giebt unstreitig noch feinere und bestimmtere Begriffe von Naturproducten und Kunstproducten, als der angegebene. Es ist aber eine ganz falsche Maxime, wenn man glaubt, Begriffe, welche zum erstenmal vorgetragen werden, müßten gleich die allerbestimmtesten seyn. Viel besser ist es die Begriffe nach und nach, und zwar zu verschiedenen Zeiten, und bey verschiedenen Veranlassungen näher zu bestimmen, als auf einmal. Gemeiniglich geht bey großer und unzweckmäßiger Sorgfalt auf möglichste Bestimmung der Begriffe die Hauptabsicht der Unterredung verlohren. So ist es zum Beyspiel hier nicht um den genauesten Begriff von Naturproducten, sondern um die Eintheilung derselben zu thun gewesen. Hiezu reichte der angegebene Begriff zu. Das ist die Ursache, warum ich eine Gelegenheit, welche sich darbot, die Begriffe von Natur- und Kunstproducten ganz genau gegen einander zu bestimmen, habe vorübergehen lassen, und warum der hier angegebene Begriff nur negativ ist. Die genauere Bestimmung siehe im 1sten Bändchen der Verstandesübungen Seite 36 — 46.

Ich sage also: der Sperling draussen vor dem Fenster, der Baum, auf welchem er sitzt, und hier dieses Stück Kreide — dieß alles sind Naturproducte. Meint ihr, daß ich recht habe?

Einige. Wir wissen es nicht.

Vater. Das ist schlimm. — Wer von euch, oder von andern Menschen, hat denn den Sperling gemacht?

K. Niemand. — —

V. Nun so ist er ein Naturproduct. Wer hat denn den Baum gemacht? Ich meine, wer hat ihn gezimert, geschnizt, gedrechselt, oder in die Forme gegossen, oder geschmiedet.

K. Die Bäume werden nicht gedrechselt, geschmiedet, gegossen oder gezimmert, sondern entstehen aus Kernen oder aus Wurzeln. —

V. Ganz recht. Deswegen also, weil sie nicht von Menschen gemacht werden, heißen die Bäume Naturproducte. Nun so ist es mit dem Stück Kreide, mit dem Kalkstein, mit dem Schwefel, mit dem Honig auch.

Leopoldine. Das Honig? Vater? — Das machen ja die Bienen?

V. Ganz richtig. Sind denn die Bienen Menschen? Auch die Eyer. Eyer kommen von den Vögeln, weil aber die Vögel keine Menschen sind, so sind die Eyer dennoch Naturproducte.

Ihr wißt also, daß es sehr viele Naturproducte giebt, und daß manches dem andern sehr unähnlich ist. Ein Vogel und ein Kalkstein, ein Ey und ein Frosch, ein Fisch und eine Eiche — wie verschieden sind diese Dinge? — Gebt Ihr Acht auf das, was ich sage?

Alle. O ja, Vater.

Va-

Vater. Nun seht; weil die Naturproducte unter einander so gar verschieden sind, so hat man sie in mehrere Classen und zwar in drey Classen abgetheilt. Zu jeder einzelnen Classe nimmt man nun diejenigen, welche sehr auffallende Aehnlichkeiten mit einander gemein haben.

So zählt man zu der ersten Classe aller Naturproducte, den Schwefel, Kreide, Kalkstein, Bley, Silber, Eisen, Mergel u. d. gl. — Seht, ich will euch diese Stücke hier vorlegen. — Dagegen zählt man alle Bäume, alle Pflanzen, alle Thiere nicht zu dieser Classe.

Was mag man denn wohl zum Unterscheidungsmerkmal bey dieser Eintheilung angenommen haben?

Luise. Ich verstehe diese Frage nicht, lieber Vater.

V. Nun ich will sie anders ausdrücken. Ich frage also: was muß denn ein Naturproduct nicht haben, wenn es zu der ersten Classe gehören soll?

Einige. Es muß kein Fisch, kein Baum, kein Hund seyn —

V. Ich frage ja nicht, was ein Naturproduct nicht seyn muß, sondern was es nicht haben muß, wenn es zur ersten Classe gehören soll? Was hat denn der Hund, der Baum, der Frosch an sich, um dessentwillen er nicht in der ersten Classe der Naturproducte vorkommen kann? — — Ihr antwortet nicht? Wohlan, ich will die Sache einzeln vornehmen. Hier also ist ein Kalkstein, und nun stellt euch unsern Kettenhund recht lebhaft vor. Was hat der Hund, das der Stein nicht hat?

Ei-

Einige. Der Stein hat keine Haare, keine Augen, keine Füße. — —

V. Richtig. — Nun seht den Kirschbaum vor unserm Fenster an. Was hat der, das der Stein nicht hat?

Einige. Keine Blätter, keinen Stamm, keine Wurzel.

V. Auch gut. Setzt eure Vergleichungen nur fort.

Dies geschah und der weise Vater war geduldig genug, eine Menge von Vergleichungen anzuhören, die gar nicht zur Sache führen. Er wollte aber, daß sich die Kinder erschöpfen sollten, um auf das, was sie neues erführen, desto vorbereiteter und dafür empfänglicher zu seyn. Nur Wiederholungen litt er nicht. Das ist schon da gewesen, hieß es. Endlich verstummte die Versammlung, und der Vater fuhr fort:

Seht nun, wie viele Verschiedenheiten zwischen einem Steine, einem Hunde und einem Baume ihr mir hier angegeben habt. Wenn mich nun jemand fragte: wie unterscheidet sich ein Stein von einem Hunde und von einem Baume, meint ihr, daß ich ihm auch das alles anführen soll? oder könnte es mit einigen auszeichnenden Merkmalen genug seyn? — — Ihr antwortet nicht? — — Nun, so will ich euch meine Meynung sagen. Wenn ich ein einziges Merkmal angeben könnte, welches an allen Thieren und an allen Bäumen aber durchaus an keinem Steine anzutreffen ist, so brauchte ich die andern Merkmale insgesammt nicht anzugeben, sondern es wäre an jenem einzigen genug. Wer

sagt mir nun wohl etwas, was sich an allen Bäumen, allen Thieren, durchaus aber an keinem Steine findet? Denkt nach, ihr habt Zeit.

Ernst. Bäume und Thiere wachsen und pflanzen sich fort.

V. Damit bin ich zufrieden. — —

Kätchen. Also wachsen die Steine nicht? wo kommen sie denn her?

V. Frage doch Ernst, was er unter wachsen verstehe?

Ernst. Wer wächst, wird größer.

V. Wenn ich nun dieses Stück Schwefel in einen eisernen Löffel werfe, über das Feuer halte und noch ein Stück Schwefel darzu thue, ist es alsdenn auch gewachsen? — — Die Antworten wurden unbestimmt und sophistisch. Deswegen fuhr der Vater fort: Nein, Kinder, ich will euch sagen, was wachsen heißt.

Es ist wahr, wer wächst, wird größer, aber nicht jeder, der größer wird, wächst auch. Das Wachsen geschieht allemal von innen heraus. Nicht wahr, ihr selbst wachset? Nun; wie geht das zu? Ihr nehmt Speise und Trank zu euch, d. h. in euch hinein. Diese Nahrungsmittel setzen sich auf eine Art, die ich jezt nicht angeben kann, innwendig an, und treiben die Theile des Körpers nach und nach auseinander, so daß dieser länger und dicker wird. So ist es bey den Bäumen und bey den Pflanzen auch. Diese nehmen auch Nahrungsmittel zu sich, welche sich innwendig ansetzen, und die Theile von

in-

innen heraus langsam auseinander treiben, so daß der Baum oder die Pflanze allmählich größer und dicker wird.

Die Steine und andere ihnen ähnliche Dinge wachsen nun nicht; sondern wenn sie größer werden, so geht es damit ungefähr so zu, wie mit einem Stück Thon, welches man größer macht. Es setzen sich Theile von außen an. Wollt ihr ein Stück Thon größer machen, so dürft ihr es nicht in die Erde stecken, wie einen Weidenzweig, ihr könnt ihm auch keine Nahrungsmittel in dem Mund stecken, wie einen kleinen Kinde, oder einer jungen Katze, sondern ihr müßt den Thon weich machen, und ein anders Stück Thon hinzuknäten.

Auch darin hatte Ernst recht, daß die Naturproducte der ersten Classe sich nicht fortpflanzen. Fortpflanzen nemlich heißt so viel, als Junge bekommen. Nun bekommen alle Thiere, alle Bäume und alle Pflanzen überhaupt, Junge, die Steine aber, und noch einige andere Naturproducte, nicht.

Kätchen. Also hecken die Bäume auch, wie die Vögel und Kaninchen?

Vater. Allerdings; nur auf eine etwas andere Art. Die Bäume bekommen nemlich bloß dadurch Junge, daß sie ihre Früchte, in welchen der Saame steckt, herunter auf die Erde fallen lassen, oder daß sie an den Wurzeln ausschlagen. —

Nun merckt euch noch, daß die Naturproducte, welche wachsen und sich fortpflanzen, Naturkörper ge-

genannt werden, auch sagt man von ihnen, daß sie organisch wären. Steine hingegen nennt man unorganisch, und bloße Naturproducte.

Welche Naturproducte hat man also in die erste Klasse genommen?

Leopold. Diejenigen, die nicht wachsen, und sich nicht fortpflanzen, und die man auch unorganische nennt.

Vater. Richtig. Ich wollte, daß diejenigen, die Schreiben können, sich diese paar Worte aufschreiben. — — — Gut. Nun nehmt noch überdieses einen großen Bogen Pappier, wie ich hier habe. Zieht ungefähr eine Hand breit von dem obern Rande einen Querstrich, theilt hierauf den Bogen, nach der Breite in drey gleiche Theile, und zieht aus den Theilungspuncten drey Linien nach der Länge des Bogens; wie ihr hier auf dem meinigen seht*) — — — So. Nun schreibe ich oberhalb der Linie, in der Mitte des Bogens, die Worte: Naturproducte sind entweder — — — und alsdann über das vorderste Feld das Wort: unorganisch; über die beyden andern Felder aber schreibe ich, so daß über jedes derselben etwas davon kömmt, die Worte: oder organisch. — Habt ihr das auch gethan? — Ja. — Nun ists gut. Jetzt höret mir wieder zu. Jetzt möchte ich einen sehr auffallenden Unterschied zwischen Pflanzen und Thieren wissen. Vorher aber erinnere ich nur, daß ich unter Pflanzen alles verstehe, was eine Wurzel hat und also auch die Bäume Pflanzen nenne.

— Nach

*) Diese kleine Tafel folget weiter unten.

— — Nach mehrern verworfenen Antworten gab endlich der Vater selbst die willkührliche Bewegung als das unterscheidende Merckmal zwischen Pflanzen und Thieren an. Ein Thier, sagte er, kann wenn man es auch fest hält oder anbindet, dennoch einige willkührliche Bewegungen mit seinem Körper machen. Ja die meisten kriechen, laufen und fliegen sogar. Ein Baum hingegen, eine Pflanze, ein Schwamm, ein Mooß, bewegt sich nicht im geringsten, wenn es nicht von dem Winde, von Menschen oder von Thieren angestoßen wird. — Nun nehmt den Bogen wieder zur Hand. — Hier über das zweite Feld schreibe ich die Worte: nicht selbstbewegend, und über das dritte: selbstbewegend.

Jetzt könntet ihr es nun mit dieser Tafel so machen; So oft ihr ein Naturproduct kennen lerntet, schriebt ihr den Namen desselben auf diesen Bogen, und zwar würdet ihr den Namen desselben jetzt schon in die Klasse schreiben, zu welcher das Naturproduct gehört. So würdet ihr z. B. wenn ihr einen Tieger kennen lerntet, das Wort Tieger weder in des Feld von den unorganischen, noch von den nicht selbstbewegenden, sondern ihr würdet es in die dritte Classe schreiben. Allein ich rathe euch nicht, diesen Bogen hiezu zu gebrauchen, sondern ich schlage euch aus Gründen, welche ihr bald selbst einsehen sollt, dazu etwas anders vor. Jetzt schreibt daher nur unter das Wort: unorganisch, noch das Wort: Mineralien; unter nichtselbstbewegend: Pflanzen; unter selbstbewe-

bewe-

bewegend: Thiere. Man hat nemlich allen unorganischen Naturproducten den erstern, allen nicht selbstbewegenden den zweyten, allen selbstbewegenden den dritten Namen gegeben. — Alles nun, was von Naturproducten vorhanden ist, nennt man das Naturreich. Was von Mineralien vorhanden ist, heißt das Mineral=, und was von Pflanzen vorhanden ist, das Pflanzen=, und was von Thieren vorhanden ist, das Thierreich. Und so sagt man nun, daß das ganze Naturreich aus den drey genannten besondern Reichen bestehe. — Habt ihr Lust, noch mehr über diese Materie zu hören? — — Die Antworten waren bejahend, und der Vater fuhr fort:

Es giebt erstaunlich viel, und vielerley Mineralien, Pflanzen und Thiere. Das ist die Ursache, weswegen man von neuem darauf ausgegangen ist, Verschiedenheiten an den einzelnen Mineralien, an einzelnen Pflanzen und an einzelnen Thieren aufzusuchen, so wie man auf die Verschiedenheit der Mineralien von den Pflanzen und Thieren selbst Acht gegeben hat. Wir wollen also jezt uns bloß an die Mineralien halten. Hier habe ich einige. Er legte ein Stück Salpeter, ein Stückchen Bernstein, eine Bleystufe, auf deren Oberfläche sich viel Bley befand, und einen Feuerstein hin auf den Tisch. Nun sprach er, gebt mir einmal an, worinne jedes dieser Mineralien von dem andern verschieden ist. — Nachdem er ein paar Antworten abgewartet hatte, sagte er: Es ist vergebens, meine guten Kinder, daß ihr euch anstrenget, die Unterschiede, auf welche es eigentlich ankömmt,

kömmt, mit den Augen, oder durch das Gefühl, mit einem Worte, ohne Versuche oder Experimente zu erforschen. Wir müssen also Versuche machen. Wer bringt vier Weingläser mit Wasser, Kohlpfanne mit Kohlen und Schmelzlöffel? —

Es war gleich alles beisammen. Nun wurden die vorgelegten Mineralien mit dem Hammer zerschlagen. In das erste Glas Wasser wurde ein Stückchen Feuerstein, in das zweyte Salpeter, in das dritte Bernstein, und in das vierte Bley gelegt. Die Gläser wurden ins Fenster gestellt. Nun wurde von jedem dieser Mineralien ein Stückchen herumgegeben, um mit der Zunge daran zu lecken, ob eines davon vielleicht einen Geschmack habe. Es zeigte sich, daß nur der Salpeter einen Geschmack von sich gab. Das merkt euch, sagte der Vater, von diesen vier Mineralien giebt also nur ein einziges, und zwar der Salpeter, einen Geschmack auf der Zunge. Jezt solls an die Feuerprobe gehen.

Er nahm den Feuerstein, hielt ihn in die Flamme des Lichts, warf ihn in die Kohlen — es erfolgte kein Anbrennen. Eben so wenig bey dem Salpeter. Der Bernstein aber brañte in Flamen auf und ververbrannte. Merkt euch das, meine Kinder. Das Bley schmolz, nachdem es einige Zeit in den Kohlen gelegen hatte, und floß weg, wie Wasser. Man nahm daher ein anderes Stückchen in den Schmelzlöffel. Auch hier wurde es flüßig; jedoch auch wieder fest, nachdem der Löffel von den Kohlen genommen, und erkaltet war.

Wie steht es nun um die Wasserprobe, fragte

te der Vater, und ließ die Gläser auf den Tisch bringen.

Der Feuerstein? — ist wie er vorher war. —

Vater. Also im Feuer und Wasser unversehrt?

Einige. Ja. In Feuer und Wasser unversehrt.

Vater. Schmeckte er denn an der Zunge?

Alle. Nein; nicht im geringsten.

V. Gut. Es giebt also Mineralien, die weder im Feuer, noch im Wasser verändert werden, auch auf der Zunge nicht schmecken. Wißt ihr, wie sie heißen?

K. Nein. —

V. Sie heißen Erden oder Steine. — Begnügt euch für heute mit diesem Namen, und denkt also fernerhin bey dem Worte: Erden oder Steine, Naturproducte, die weder im Feuer noch im Wasser zerstört werden, und auf der Zunge nicht schmecken.

Adolph. Aber Vater, vielleicht wäre der Feuerstein doch noch zu Asche verbrannt, oder im Wasser aufgelößt worden, wenn wir ihn länger hätten liegen lassen?

V. Das kannst du probiren, mein Sohn! Du wirst vermuthlich finden, was andere auch gefunden haben, daß dieser Stein, so wie noch andere Mineralien, weder vom Feuer noch vom Wasser aufgelößt wird.

Die Erden und Steine machen nun die erste Classe der Mineralien aus, so wie die Mineralien selbst die erste Classe der Naturproducte. — Schreibt euch dies auf, und merkt zugleich an, was man unter dem Ausdruck: Erden und Steine versteht. — — Wie ist es denn mit dem Salpeter im Glase?

K. Es ist fast keiner mehr drinne.

Va-

Vater. Wer will das Wasser in diesem Glase versuchen?

Luise. O ich weiß schon, es wird sauer schmecken; denn der Salpeter ist schärfer als das Salz.

V. Du hast recht, liebe Tochter. — Wir sehen also, daß es unter den Mineralien auch welche giebt, die sich im Wasser auflösen, und auf die Zunge gelegt, einen Geschmack und zwar einen scharfen Geschmack geben. Diese Mineralien heißen insgesammt Salze, und machen die zweyte Classe von Mineralien aus. Ihr könnt euch dieses aufschreiben. — Was ist denn in dem dritten Glase?

K. O, da liegt der gelbe Bernstein noch drinne, wie er vorher war.

V. Gut. Wodurch hat sich der Bernstein aber dennoch bey unsern Versuchen ausgezeichnet?

K. Er brannte mit einer Flamme.

V. Recht. Auf der Zunge und in dem Wasser erhielt er keine Veränderung, aber im Feuer brannte er mit einer Flamme. Er gehört daher zur dritten Classe von Mineralien, welche brennbare Mineralien heißen. — Auch dieses schreibt auf.

Nun endlich das Bley. Was habt ihr denn an diesem bemerkt? — Wie beträgt es sich im Wasser?

Kinder. Es lößt sich nicht auf. Da liegt der ganze Klumpen noch im Glase.

V. Auf der Zunge? K. Kein Geschmack.

V. Im Feuer aber? K. Geräth es in Fluß.

V. So ists recht, ihr seyd sehr aufmerksam gewesen. Es giebt also Mineralien, welche durch Feuer fließ-

fend gemacht werden können, aber wieder fest werden, wenn sie erkalten. Das ist die vierte Classe, und sie heissen Metalle.

Kinder. Sollen wir schreiben, Vater?

Vater. Wartet noch ein wenig. Ich will noch einen Versuch machen. — Hier habe ich Schwefel, den will ich in den Schmelzlöffel legen und über die Kohlen halten.

Adolph. O, ich weiß schon, Vater, er wird zergehen und flüssig werden.

Vater. Gut, in welche Klasse von Metallen wollet ihr also den Schwefel setzen?

Kinder. In die vierte. Es ist ja wie mit dem Bley.

Vater. Nun, wir wollen sehen. Jetzt halte ich ein Stückchen Schwefel in das Licht. Ihr seht, wie es in Flammen brennt. Hat dieses das Bley auch gethan?

Kinder. Nein, das Bley gab keine Flamme.

Vater. Hier liegt der Unterschied. Ihr müßt also noch hinzusetzen, daß die Mineralien aus der vierten Classe zwar im Feuer schmelzen, aber niemals mit einer Flamme brennen. Nun könnt ihr schreiben. — — —

Zu welcher Classe wird nun der Schwefel gehören?

Kinder. Zu der dritten, zu den brennbaren Mineralien, denn der brennt mit einer Flamme.

Vater. Richtig. — Und nun rathe ich euch zu mineralogischen Charten oder Tafeln. Nehmt nun vier Bögen Papier. Auf den ersten setzt oben an die Ueberschrift: Erd- und Stein-

ar-

arten; auf den zweiten: Salze; auf den dritten: brennbare Mineralien; auf den vierten: Metalle. Nun werdet ihr schon ordentlichere Tafeln bekommen, wenn ihr euch die Namen der Mineralien, welche ihr kennen lernt, aufschreibt, als wenn ihr auf die Tafel, wo die Naturproducte überhaupt angemerkt sind, hättet schreiben wollen, was ihr kennen lernt. Denn da hätte leicht neben den Schwefel das Bley, und neben das Gold der Stinkstein zu stehen kommen können. — Aber das könnt ihr thun; auf der Tafel, auf welcher die sämmtlichen Naturproducte in drey Reichen abgetheilt stehen, könnt ihr auf dem ersten Felde anmerken, daß es vier Klassen von unorganischen Naturproducten giebt, nemlich die vier genannten. Wodurch sich aber jede Klasse von der andern unterscheidet, das müßt ihr fein im Gedächtniß behalten, und in eure Lernbücher aufschreiben.

Kätchen. Ach, Vater, könnten wir uns denn nicht auch Tafeln für die Namen der Thiere machen, welche wir kennen lernen werden?

V. O ja; nur Geduld. Ich gehe nach der Ordnung, und komme jezt zu der zweyten Reihe, nemlich zu den Pflanzen. Hier kann ich euch aber heute weiter nichts sagen, als daß man von den Pflanzen vier und zwanzig Classen annimmt. Worinne sich jede dieser Classen von den andern unterscheidet, das muß ich zu einer besondern Lection versparen, zu welcher ihr noch nicht vorbereitet genug seyd. Schreibt also auf eurer Tafel, in die zweyte Reihe, unter das

Wort: Pflanzen, nur: Es giebt vier und zwanzig Classen. Und zu den Pflanzen, die ihr kennen lernt, braucht ihr vor der Hand nur einen einzigen Bogen, dem ihr die Aufschrift: Pflanzen, geben könnt. — Jezt also zu der dritten Reihe, nemlich zu den Thieren.

Seht, hier habe ich sechs Thiere: freylich nur abgebildet, und weder lebendig noch ausgestopft, ihr habt sie indessen insgesammt schon lebendig gesehen und könnt sie auch noch sehen. Was sind es für Thiere, Adolph?

Adolph. Es ist ein Schwein, eine Gans, ein Frosch, ein Karpfe, ein Maykäfer und ein Regenwurm.

V. Richtig. Wer hat Lust mir zu sagen, was er weiß.

K. Ich, ich, ich — —

V. Alle! nun so muß ich eines nach dem andern nehmen, denn wenn ihr alle auf einmal sprecht, werde ich nichts verstehen. Der Vater deckte hierauf die Abbildungen aller Thiere wieder zu, daß man sie nicht sehen konnte; ausgenommen die des Schweines. Diese blieb offen, und der Vater verlangte zuerst von den Kindern, daß jedes ihm etwas, was es an dem Schweine bemerkt hätte, mittheilen sollte. Er war mit allem zufrieden, was ihm als wirkliche Beschaffenheit dieses Thieres gesagt wurde, unterbrach aber dennoch, nachdem jedes Kind ungefähr zwey oder dreymal geantwortet hatte, die Nachfragen und sagte: Ich werde euch jezt um einige Beschaffenheiten des Schweines fragen, die ihr ganz vorzüglich merken müßt, weil

man

man bey der Eintheilung der vielerley Arten von Thieren nur auf diese Eigenschaften Rücksicht genommen hat.

Erstlich also: Hat das Schwein Knochen? K. Ja.

Zweytens: Hat es Füsse? K. Ja.

Drittens: Hat es befiederte Flügel? K. Nein.

Viertens: Hat es Lungen? K. Ja.

Franz. Was sind denn die Lungen, Vater?

Der Vater schickte deswegen, da eben eine Kalbslunge im Küchengewölbe hieng, hinaus, und ließ sie holen. Diese Fleischmasse, sagte er, nennt man Lunge, oder die Lungen. — Ihr seht, daß es eigentlich zwey Stücke sind. Bey dem Menschen und den vierfüßigen Thieren liegen sie da unter der Brust, wo sich diese hebt und senkt, wenn man Athem holt. Sie dienet zum Athemholen. Sie blähen sich auf, wenn man Luft einzieht, und fallen zusammen, wenn man die Luft wieder von sich läßt. — Nun weiter —

Fünftens: Hat es kaltes oder warmes Blut?

K. Was ist das, Vater?

V. Fühlt einmal einen Fisch, oder einen Frosch, und darauf einen Hund an. Werden nicht die beyden ersten Thiere kalt, und der Hund wird warm anzufühlen seyn? K. Ja.

V. Nun gebt auch künftighin Acht, wenn ein Schwein geschlachtet wird. Nicht wahr, das Blut raucht, wenn es herausströmt? — Und wenn ihr den Finger hineinstecken würdet, so würdet ihr fühlen, daß es warm ist. — Dagegen werdet ihr keinen Rauch wahrnehmen, wenn ein Karpfen geschlach-

tet wird, und sein Blut fühlt sich auch kalt an. — Es giebt also Thiere, welche warmes, und Thiere, welche kaltes Blut haben. Zu welchen gehört nun das Schwein?

K. Zu denen, die warmes Blut haben.

Vater. Nun seht: jezt haben wir fünf Beschaffenheiten, welche an Thieren vorkommen, bemerkt. Diese Beschaffenheiten sind nun so, daß sie, alle zusammen genommen, nur an solchen Thieren vorkommen, die man eben deswegen in Eine Classe zusammen sezt, weil diese Beschaffenheiten an dem einen Thiere, z. B. an dem Pferde, eben so vorkommen, wie an einem andern, z. B. an Schweinen, Hunden u. d. gl. — Was werden also die Thiere aus der ersten Classe für Eigenschaften haben?

K. a) Knochen. b) Füße. c) Keine befiederten Flügel. d) Lungen. e) Warmes Blut.

V. Haben denn nicht alle Thiere Knochen? K. —

V. Nun sehet doch diese sechs Thiere an, die ich euch vorhin vorgezeigt habe, solltet ihr keines ohne Knochen unter denselben finden?

Ernst. O ja; hier der Regenwurm.

V. Richtig. Wenn ihr also das Schwein von dem Regenwurm auch durch nichts anders unterscheiden könntet, als daran, daß jenes Knochen hat, dieser aber keine; so wäre dieser einzige Umstand schon Ursache, daß ihr den Regenwurm und das Schwein nicht in eine Classe setzen dürftet.

Thiere aus der ersten Classe nun, d. h. solche Thiere, die Knochen, Füße, keine befiederten Flügel, Lun-

Lungen und warmes Blut haben, nennt man Säugthiere; weil sie ihre Jungen lebendig zur Welt bringen, wie z. B. Hunde oder Katzen, und weil sie diese Jungen eine Zeitlang an den Brüsten saugen lassen, wie das Lamm an dem Schaafe.

Nehmet nun eure Tabelle wieder zur Hand, und schreibt, in die dritte Reihe, unter das Wort Thiere: 1. Classe, Säugthiere. — So wie ich es hier mache. — Geschehen? — Nun weiter.

Jezt kömmt die zweyte Classe der Thiere, zu welcher die Gans gehört. Leopoldine wird euch fragen, wie sich die Gans in Absicht auf die angegebenen fünf Merkmale verhält.

Leopold. Erstens demnach: Hat die Gans Knochen?

Kinder. Ja.

Zweytens: Hat sie Füße? K. Ja.

Drittens: Befiederte Flügel? K. Ja.

Viertens: Lungen? ——— O das wißt ihr nicht, und Ernst bat sich doch immer das Rückenstück vom Gänsebraten aus, weil da das Herz und noch etwas anderes daran hängt, das ist ja die Lunge. Nicht wahr, Vater?

Vater. Richtig. Ihr könnt euch bey dieser Gelegenheit merken, daß bey allen Vögeln die Lunge nicht vorne unter der Brust befindlich ist, wie bey den Säugthieren, sondern hinten am Rücken.

Leopold. Fünftens: Haben die Gänse warmes Blut? K. Ja.

Vater. Die Thiere aus der zweyten Classe heißen

ßen nun Vögel. An welchem Merkmale unterscheiden sich nun Vögel und Säugthiere?

K. An Federn, zwey Beinen, Schnäbel, Flügel u. s. w.

V. Ich verlange nur eines von den fünfen, auf welche wir uns dermalen einlassen wollen, und das sind die befiederten Flügel. Kein Säugthier hat befiederte Flügel. — Schreibt also unter N. 1. Säugthiere, jezt: 2. Classe Vögel. — — Nun die dritte Classe. Wer will examiniren?

Kätchen. Ich.

Vater. Gut. Hier ist der Frosch. Der gehört zu den Thieren der dritten Classe.

Kätchen. Erstens: Hat der Frosch Knochen? K. Ja.

Zweytens: Füße? K. Ja.

Drittens: Gefiederte Flügel? K. Nein.

Viertens: Lu-gen? K. — —

Vater. Nun, kleine Professorin?

Kätchen. Ich weiß es ja selbst nicht.

Vater. Nun, so will ich's euch sagen. Ja, er hat Lungen.

Hat er denn aber fünftens: auch warmes Blut?

K. Nein, er fühlt sich kalt an.

V. Richtig. Jezt sage also Kätchen die Eigenschaften der Thiere aus der dritten Classe nach der Reihe vor, damit die andern sie noch einmal hören.

Kätchen. Die Thiere aus der dritten Classe haben: a) Knochen, b) Füße, c) keine befiederten Flügel, d) Lungen, e) kaltes Blut, und heißen Amphibien. Jezt

Jezt bat sich Philipp aus, daß er examiniren dürfte. Er erhielt die Erlaubniß und fragte, ob der Karpfe, der in der Abbildung vor ihnen lag

Erstens: Knochen habe, oder nicht?

Die Antworten theilten sich, bis der Vater endlich die Gesellschaft bedeutete, daß man die Fischgräten allerdings Knochen nennen müsse, und daß sie bey großen Fischen, auch wirkliche harte Knochen wären.

Zweytens: Füße? K. Nein.

Drittens: Befiederte Flügel? K. Nein. — Aber es giebt doch fliegende Fische, wendeten einige ein.

Der Vater antwortete, daß das Fliegen der Fische mehr die Folge eines starken Schnellens in die Höhe wäre, als ein Flug; obgleich diese Fische auch noch durch große Floßfedern, welche sie hätten, im Stande gesetzt würden, eine Strecke weit durch die Luft zu streichen. Demungeachtet, setzte der Vater hinzu, kann man nicht sagen, daß sie befiederte Flügel haben; diese gehören also ganz allein den Vögeln. So dürft ihr auch die Fledermäuse, die fliegenden Eichhörnchen und dgl. Thiere, nicht in die zweyte Classe zu den Vögeln setzen, ob sie gleich eine Zeitlang in der Luft hinstreichen, und sich in derselben erhalten können. Denn diese Thiere haben ebenfalls keine befiederten, d. h. mit Federn versehene Flügel, sondern nur häutige Lappen, die man eher Seegel als Flügel nennen könnte.

Phil. Viertens: Lungen? K. — —

Der Vater beantwortete die Frage mit Nein, und setzte hinzu, daß die Fische durch die Kiefern oder Kiemen am Kopfe, die man gewöhnlich Fischohren nenne, Athem holten. Weil man nun unter Lungen Theile des Körpers verstände, welche sich innerhalb des Körpers befänden, so könne man die sogenannten Fischohren nicht Lungen nennen, und sage daher, die Fische hätten keine Lungen. —

Aber doch fünftens: warmes Blut? K. Nein, kaltes. —

Vater. Wer kann also nun die Eigenschaften der Thiere aus der vierten Classe einzeln und nach der Reihe hersagen?

Philipp. a) Knochen, b) keine Füße, c) keine befiederten Flügel, d) keine Lungen, e) kaltes Blut.

Vater. Und ihr Name ist? — Fische.

Nun zur fünften Classe. Zu dieser gehört der Maykäfer hier. Ich will selbst einmal wieder fragen.

Erstens: hat der Maykäfer Knochen? K. Nein.

Zweytens: Füße? K. Ja.

Drittens: Befiederte Flügel? K. Nein. — Flügel zwar, aber keine befiederten, sondern nur Flügel von einer harten und sehr feinen Haut.

Viertens: Lungen? K. Nein, sondern sie holen durch Luftlöcher, die sich hier unter den Flügeln zu beyden Seiten des Leibes befinden, Athem.

Fünftens: Warmes Blut? K. Nein, sondern kaltes.

Und heißen? K. Insecten. —

Nun

Nun löse mich ein anderes ab.

Adolph. Ich. — Hier dieser Regenwurm: der gehört doch wohl zu der sechsten Classe?

Vater. Allerdings.

Adolph. Nun, so sagt einmal, ihr Herren und Damen, hat denn der Regenwurm

Erstens: Knochen? K. Nein.

Zweytens: Füße? K. Nein.

Drittens: Befiederte Flügel? K. Nein.

Viertens: Lungen? K. Nein; man glaubt, daß sie gar nicht Athem holen.

Fünftens: Kaltes oder warmes Blut? K. Kaltes.

Vater. Nun diese Thiere, die weder Knochen, noch Füße, noch Flügel, noch Lungen, noch warmes Blut haben, heißen — Würmer.

Nun wißt ihr die Eigenschaften der Thiere aus allen sechs Classen. Damit ihr sie aber beßer behaltet, so wollen wir wiederholen, und zugleich aufschreiben. —

Nachdem nun die Eigenschaften der Thiere, nach welchen bestimmt werden kann, zu welcher Classe sie gehören, nach allen sechs Classen nach einander angegeben und aufgeschrieben worden waren, rieth der Vater sechs Bögen Papier zu nehmen, jeden für eine besondere Classe von Thieren zu bestimmen, und deswegen oben an demselben anzumerken: Erste Classe: Säugthiere, — Zweyte Classe: Vögel u. s. w. Nachdem dies geschehen war, veranlaßte der Vater noch folgende Fragen:

1) An

1) An welchem Merkmale unterscheiden sich die Säugthiere a) von den Vögeln?

Adolph. Sie haben keine befiederten Flügel. —

b) Von den Amphibien? Leopold. Durch warmes Blut.

c) Von den Fischen?

Philipp. Durch Lungen und warmes Blut. —

d) Von den Insecten?

Ernst. Durch Lungen, Knochen und warmes Blut. —

e) Von den Würmern?

Jacob. Durch Lungen, Knochen, Füße und warmes Blut.

2) Die Vögel unterscheiden sich a) von den Säugthieren? Kätchen. Durch befiederte Flügel.

b) Von den Amphibien? L. Dnrch warmes Blut.

c) Von den Fischen? A. Durch Lungen, Füße und warmes Blut.

d) Von den Insecten? E. Durch Lungen, Knochen und warmes Blut.

e) Von den Würmern? J. Durch Lungen, Knochen, Füße und warmes Blut.

3) Die Amphibien unterscheiden sich

a) Von den Säugthieren? K. Durch kaltes Blut.

b) Von den Vögeln? L. Durch kaltes Blut und Mangel an befiederten Flügeln.

c) Von den Fischen? A. Durch Lungen und Füße.

d) Von

b) Von den Insecten? E. Durch Lungen und Knochen.

e) Von den Würmern? J. Durch Lungen, Knochen und Füße.

4) Die Fische unterscheiden sich

a) Von den Säugthieren? K. Durch kaltes Blut.

b) Von den Vögeln? L. Durch kaltes Blut und Mangel an befiederten Flügeln.

c) Von den Amphibien? A. Durch den Mangel der Lungen und Füße.

d) Von den Insecten? E. Durch die Knochen

e) Von den Würmern? J. Ebenfalls durch die Knochen.

5) Die Insecten unterscheiden sich

a) Von den Säugthieren? K. Durch kaltes Blut, und durch Mangel an Knochen, und Lungen.

b) Von den Vögeln? A. Durch kaltes Blut, und durch den Mangel an Knochen und befiederten Flügeln.

c) Von den Amphibien? L. Durch den Mangel an Knochen und Lungen.

d) Von den Fischen? E. Durch den Mangel an Knochen, wogegen aber die Inseten Füße haben.

e) Von den Würmern? J. Durch Füße, welche sie haben.

6) Die Würmer unterscheiden sich

a) Von den Säugthieren? K. Durch kal-

tes Blut und durch Mangel an Knochen, Lungen und Füßen.

b) Von den Vögeln? A. Durch kaltes Blut und durch den Mangel an Knochen, Lungen, Flügeln und Füßen.

c) Von den Amphibien? E. Durch den Mangel an Knochen, Lungen, und Füßen.

d) Von den Fischen? Ph. Durch den Mangel an Knochen.

e) Von den Insecten? Durch den Mangel an Füßen.

Nun — fein gemerkt und angewandt, fuhr der Vater fort. Ein Löwe also, in welche Classe gehöret er?

Kinder. In die erste.

V. Die Riesenschlange aber; habt ihr von dieser gehört? K. Nein.

V. Nun also etwas weniges von ihr. Sie ist in Ostindien anzutreffen. — Wo sind die Landcharten? Wo ist Ostindien? Nennt mir ein Hauptort, der in Ostindien liegt? — Man fand bald, was gesucht wurde, und nannte Batavia als einen Hauptort. — Nun; hier lebt diese Schlange, die so dick und so lang ist, als ein großer Baum. Die Schlange ist so stark, daß sie sogar Tieger und Löwen anfällt, tödtet und frißt. — In welche Classe wird sie gehören?

K. Wir wissen's nicht.

Vater: Könnt ihr denn nicht lernen, was ihr nicht wißt?

Einige. Aber wie denn, lieber Vater.

V. Durch

V. Durch Fragen. Ich will es euch sagen, wenn ihr mich ordentlich, wie es jungen Naturforschern geziemt, fragen wollt.

Kätchen. Gehört die Schlange unter die Fische?

V. So will ich nicht gefragt seyn.

Luise. O ich weiß nun schon. — Hat die Schlange Knochen?

Vater. Allerdings.

Luise. Füße?

Vater. Keinen einzigen.

Luise. Befiederte Flügel?

Vater. Keine Feder am ganzen Leibe.

Luise. Lungen?

Vater. Ja.

Luise. Kaltes oder warmes Blut?

Vater. Kaltes.

Luise. Nun so gehört die Riesenschlange — halt! ich muß hier in meinem Lernbuche erst nachsehen — richtig, sie gehört unter die Amphibien.

V. Recht, meine Tochter. — Seht nun diesen Maulwurf hier. Könnt ihr ihm auch seine Classe anweisen?

Alle. O ja.

V. (nachdem die charakteristischen Merkmale des Maulwurfs einzeln angegeben waren) Aber nun die Fledermaus?

Jacob. Die soll kein Vogel seyn, Vater.

V. Laß sehen. Hier habe ich eine ausgestopfte Fledermaus, und hier die Beschreibung. Wer will fragen?

Ernst. Ich. — Hat sie Knochen?

Antw. Ja. Hier seht und befühlt selbst.

E. Füße? Antw. Ebenfalls; hier sind sie.

E. Befiederte Flügel? Antw. Nein, es ist nur eine nackte Haut, die über das Thier wie hergewachsen ist.

E. Lungen? Antw. Ja; die kann ich euch zwar nicht zeigen, weil alles Eingeweide beym Ausstopfen herausgenommen wird, ihr dürft aber dem Manne, der dieses Buch geschrieben hat, zutrauen, daß er die Fledermaus genau untersucht habe.

E. Warmes oder kaltes Blut? Antwort. Warmes.

E. Nun so ist die Fledermaus ein Säugthier?

Vater. Das ist sie auch wircklich. Sie legt keine Eier, wie die Vögel, sondern bringt ihre Jungen lebendig zur Welt, und säugt sie mit ihren Brüsten, wie die andern Mäuse auch thun. — — — Ists nun genug für heute? Alle. O hats denn schon geschlagen?

V. Ihr wißt wohl, daß ich mich nicht immer nach der Uhr, sondern gemeiniglich nach der Materie richte, die ich euch vortrage. Und da denke ich nun, daß ihr für heute genug habt. — Zeigt mir einmal eure Charten über die drey Naturreiche — Ernst hat die ordentlichste und sauberste. Ihr andern könnt die eurigen entweder nach dieser verbessern, oder sie ganz umschreiben.

Die Tafel ist folgende **Generaltabelle** aller Naturproducte:

Die Naturproducte sind

entweder unorganisch

Mineralien.

1. Classe. Erd= und Steinarten.
2. = = Brennbare Körper.
3. = = Salze
4. = = Metalle.

oder organisch,

diese

entweder nicht selbstbewegend.

Pflanzen.

Es giebt 24. Classen.

oder selbstbewegend

Thiere.

1. Classe Säugthiere.
2. = Vögel.
3. = = Amphibien.
4. = = Fische.
5. = = Insecten.
6. = = Würmer.

Auch sah der Vater die **Ueberschriften** auf den einzelnen Bogen an, auf welche künftig jederzeit der Name des Minerals, der Pflanze, oder des Thie=

res geschrieben werden sollte, das die Kinder entweder in der Lectionsstunde oder auch außer derselben kennen lernten.*)

Thiere.

Der kleine Conrad fragte einmal seinen Vater: ob es möglich wäre, daß ein Mensch in ein Thier könnte verwandelt werden? denn vermuthlich hatten unverständige Leute ihm etwas davon vorgeschwatzt. Der Vater antwortete ihm hierauf, daß zwar beständig Veränderungen in der Natur vorgiengen, aber keine Verwandelungen. Jedes Ding, sagte er, bleibt das, was es ist, obgleich seine Gestalt von Zeit zu Zeit anders

*) Es geschah mit Vorbedacht, daß man in der Eintheilung der Mineralien und der Thiere nur so weit gieng, als es hier angegeben ist, die Pflanzen aber noch gar nicht eintheilte. Man suchte dabey das Mittel zwischen zu wenig und zu viel. Trägt man Kindern die Naturgeschichte ohne alles System, und ohne alle Eintheilung vor, so raubt man ihnen eine Gelegenheit, das, was sie einsammeln, sogleich auch zu ordnen und sich wenigstens etwas ganz bestimmtes bey den vorkommenden Namen zu denken. — Fügt man nun aber, ehe die Kinder noch viele einzelne Thiere, Pflanzen und Mineralien kennen gelernt haben, auch schon Unterabtheilungen hinzu, so erhalten die Kinder zu viel leeres Fachwerk und verwirren eine Eintheilung mit der andern. Mein Rath ist daher, daß man zu diesen specielleren Theilen des Systems nicht eher schreite, als bis die Kinder sehr viele Thiere, Pflanzen und Mineralien erst kennen gelernt haben. Man unterlasse indessen nie, die Kennzeichen, welche den Unterschied der Ordnungen und Gattungen bestimmen, bey der Beschreibung der Thiere, Pflanzen und Mineralien jederzeit mit anzuführen. Es wird späterhin eine vortrefliche Uebung im Scharfsinn seyn, wenn man alsdann die Kinder veranlaßt, die Unterabtheilungen des Natursystems selbst zu bestimmen.

ders werden kann. Der Leib des Menschen ist in vielen Stücken den Thieren ähnlich; aber er ist doch auch in vielen andern Stücken sehr von ihnen unterschieden. Er nimmt seine Nahrungsmittel durch den Mund zu sich, kommt klein auf die Welt und wächst nach und nach größer, besteht aus Kopf, Rumpf und Gliedern, aus festen und flüßigen Theilen, schläft und wacht wechselsweis, nimmt endlich an Kräften und Munterkeit wieder ab und stirbt. Dieses alles ist bey den Thieren eben so. Dagegen trägt der Mensch seinen Leib aufrecht, anstatt daß diejenigen Thiere, welche die meiste Aehnlichkeit mit dem Menschen haben, auf vier Füßen und gebückt gehen. Der Mensch bringt seine Speise zum Munde, anstatt daß die meisten Thiere den Mund zur Speise bringen müssen. Viele Thiere haben Haare, Federn, Schuppen, Schilder oder andere Decken auf der Haut, dagegen der Mensch nackend und also in kalten Gegenden genöthigt ist, sich mit Kleidern zu bedecken. Die Thiere haben meist ihren angewiesenen Wohnplatz, außer dem sie nicht leben können; aber der Mensch kann auf der ganzen Erde wohnen, wo er will, wenn er nur so vorsichtig ist, daß er seine Lebensart nach der Beschaffenheit der Luft und der Nahrungsmittel einrichtet. Die Thiere haben immer nur eine Art des Futters, davon sie sich nähren; aber dem Menschen steht die ganze Natur zu Dienste, und es sind der Thiere und der Pflanzen sehr viel, die er sich kann genießbar machen.

Solche Erzehlungen hörte der kleine Conrad und seine Geschwister sehr gerne, und keines glaubte von

nun an, wenn ihm jemand weiß machen wollte, daß er in ein Thier würde verwandelt werden. Nun lehrte sie der Vater täglich ein oder mehrere Thiere kennen, welche sie alsdann selbst aufschreiben und dem Vater herlesen mußten. Hier folgen einige Proben. Wollt ihr es nicht auch so machen?

Pferd.

Das Pferd ist ein vierfüßiges Thier. Es hat an den Füßen ungespaltene Hufe, am Halse, den es schön gebogen hält, eine Mähne, eine breite Brust, einen geraden Rücken, einen runden und langgestreckten Leib, einen mit langen Haaren bewachsenen Schweif und schlanke Schenkel. Ein gesundes und wohlgefüttertes Pferd ist reinlich, munter und muthig. Hufe und Zähne sind seine Waffen. Seine Stimme nennt man wiehern. Das Futter eines Pferdes ist Gras, Klee, Heu, geschnittenes Stroh mit Haber, Roggen ꝛc. vermischt. Reines Wasser ist sein Getränk.

Nutzen der Pferde.

Die Pferde werden vor Wagen, Pflug und Egge gespannt. Auch bedient man sich derselben zum Reiten. Sie müssen ferner gewisse Maschinen z. B. Mühlen, Zeugrollen ꝛc. ziehen. Man gebraucht sie im Kriege. Aus der Haut der Pferde, wenn sie vom Lohgerber zubereitet ist, werden Pferdgeschirre, Ueberzüge an Kutschen u. s. w. gemacht. Mit den Pferdehaaren polstert man Matratzen, Stühle, Sattel ꝛc. Die

Hufe werden zu Kämmen verarbeitet. Der Mist der Pferde ist ein sehr warmer Dünger.

Ochse.

Die Ochsen und Kühe sind vierfüßige wiederkäuende Thiere. Sie haben einen plumpen Körper. An ihrem großen und viereckigten Kopfe sind Hörner angebracht, welcher sie sich zu ihrer Vertheidigung bedienen. Die genannten Thiere haben einen dicken hängenden Bauch, kurze dünne Beine, gespaltene Hufe, und einen Schwanz, der am untern Ende mit einem Büschel langer Haare bewachsen ist. Die Hörner der Ochsen und Kühe sind rund und spitz zulaufend, inwendig hohl und bald aus- bald einwärts gebogen. Ihre Farbe ist rothbraun, schwarz, fleckicht, weiß, weißgrau ꝛc. Wenn sie ihre Stimme hören lassen, so sagen wir, daß sie brüllen. Ihre Nahrung ist Gras, Klee, Kohl, Heu, Stroh, Haber ꝛc.

Nutzen.

Viele Bauern bedienen sich statt der Pferde der Ochsen beym Ackerbau, weil sie nicht so theuer zu unterhalten sind, als die Pferde; sie spannen die Ochsen sowohl vor den Wagen, als vor den Pflug und die Egge. Die Kühe versorgen uns mit Milch und Kälbern. Milch wird entweder frisch genossen, oder man bereitet aus derselben Butter, Käse und andere wohlschmeckende Speisen. Die Kälber werden theils zu Kühen und Ochsen aufgezogen, theils geschlachtet.

— Das Fleisch der geschlachteten Kühen und Ochsen ist eine nahrhafte Speise. Auch die Eingeweide dieser Thiere werden, wenn sie gereinigt und gehörig zubereitet sind, genossen. Aus ihrem Talg werden Lichter und Seifen gemacht. Das Blut der Ochsen und Kühe braucht man in Zuckersiedereien zur Reinigung des Zuckers. Ihr Fell wird vom Lohgerber zu Leder bereitet. Mit ihren Haaren polstert man Stühle, Sättel ꝛc. aus. Aus ihren Knochen und Hörnern macht der Drechsler Tabackspfeifen, Dintenfässer, Knöpfe ꝛc. der Kammmacher Kämme ꝛc.

Schaaf.

Zu den vierfüßigen und wiederkäuenden Thieren gehört auch das Schaaf. Die Hufe seiner dünnen Füße sind gespalten. Die meisten Schaafe haben eine weiße Farbe, doch giebt es auch schwarze und gefleckte Schaafe. Einige Schaafe, wohin vorzüglich die Männchen oder Böcke gehören, haben Hörner. Die Schaafe sind sanfte, friedliche, einfältige und furchtsame Thiere. Sie sind so furchtsam, daß sie bey dem kleinsten Geräusche zusammenfahren und sich in einen Haufen drängen. Weil sie in Gefahren sich nicht selber zu helfen wissen, so suchen sie gerne Schutz bey Menschen. Große Hitze, Regen und Schnee können sie nicht vertragen. In heißen Ländern wird ihre Wolle hart und steif, wie Ziegenhaare. In kalten Ländern ist die Wolle der Schaafe ebenfalls

steif und haaricht. Die Nahrung der Schaafe ist Gras, Klee, Heu ꝛc. am liebsten geniessen sie allerhand wohlriechende Kräuter z. B. Thymian, Rosmarin. Aus dem Grunde weiden die Schaafe gerne in gebirgichten Gegenden, wo viele Kräuter wachsen. Salz, welches sie gerne lecken, ist ihnen sehr gesund, weil ihr Blut und ihr Fleisch leicht in Fäulung geräth.

Nutzen der Schaafe.

Die Schaafe in unsern Gegenden geben uns Wolle — auch Milch, aus welcher Käse gemacht werden. Ihr Fleisch ist uns eine wohlschmeckende Speise. Ihr Fett oder ihren Talg brauchen wir zu Lichtern. Aus ihren Fellen macht der Pergamentmacher Pergament, ein papierartiges Leder, auf welches sich gut mit Bleistift schreiben läßt. Aus den Fellen der Schaafe wird ferner vom Weisgerber Leder zu Handschuhen zubereitet. Der Kirschner verfertigt Pelze daraus. Aus den feinen Gedärmen der Schaafe bereitet und dreht man Saiten zu Violinen und andern Instrumenten.

Menge der Thiere.

Man kennt von den Thieren schon 6137 Arten, nemlich 230 Säugthiere, 946 Vögel, 292 Amphibien, 404 Fische, 3060 Insekten, und 1205 Gewürme. Nimmt man hierzu die unbekannten Thiere, welche in der See sowohl, als in noch unbekannten Ländern sich befinden; ferner die Thierchen, die man in den Wassertropfen, im Essig, im Kleister, Sauerteig u.

s. w. durchs Vergrösserungsglas entdeckt; so ist die Zahl der lebendigen Geschöpfe unermeßlich. Wie viel giebt es nun von einer Art! In der einzigen Stadt London sind allein 22000 Pferde; man schlachtet daselbst jährlich über 90000 Ochsen, und 800,000 Schaafe. Wie groß ist nun nicht die Zahl der Städte und Dörfer! Wie viel giebts nur Sperlinge, Tauben, Fliegen, Raben! Und diese alle, wer erhält sie? — Gott.

Gottes Weisheit und Güte in der Vermehrung der Thiere.

Die Menge der Thierarten ist mit der größten Weisheit von Gott bestimmt. Diejenigen Thiere, welche andere verfolgen, vermehren sich nicht so stark, als die, welche verfolgt werden. Caninchen werfen des Jahrs 7 mal, jedesmal 5 = 8 Junge, also wohl 50 Stück; Löwen und Tieger nur einmal 2. höchstens 3. Ein Paar Tauben können in einem Jahr 18 Stück, in 2 Jahren 80 oder 90 Paar, in 3 Jahren 1800 Stück, und in vier Jahren, wenn alle Kinder und Kindeskinder am Leben bleiben, 18000 Nachkommen ziehen. Der Adler zieht jährlich nur 2 Junge. Eine Schmeißfliege wirft an 20,000 Maden; Vögel, welche die Fliegen fressen, Rothkehlchen und Schwalben, ziehen nur wenige Junge. Können wir machen, daß dieses so sey? Wie wenns umgekehrt wäre? Es gäbe so viel Eulen als Sperlinge? so viel Wallfische als Heringe? so viel Löwen als Hasen? Gott, der Allweise hat dieß überdacht.

Got

Gottes Weisheit in der Bewegung der Thiere.

Ein Küchlein läuft, sobald es aus dem Eie kommt, ohne Gängeln fertig weg; ein Fohlen setzt, so bald es geworfen ist, seine 4 Füße, wie es sich gehört. Die Vögel schwingen sich in die Lüfte. Das Eichhörnchen rudert sich auf einem Spänchen mit seinem Schwanze übers Wasser. Die Gemsen, eine Art Ziegen, stürzen sich, ohne Schaden zu nehmen, von den höchsten Felsen. Regenwürmer und Schlangen wissen sich ohne Füsse und Hände fortzubringen. Fische steigen mit der größten Geschwindigkeit im Wasser auf und nieder. Die jungen Enten laufen, wenn sie ausgebrütet sind, sogleich ans Wasser, und rudern ohne Anweisung darauf herum. Wie, wenn wir allen diesen Thieren zu ihren Bewegungen Unterricht geben sollten?

Gottes Weisheit in der Ernährung der Thiere.

Jede Thierart findet die ihr bestimmte Nahrung. Daß nicht alle Thiere ein und eben dieselbe Speise fressen, ist eine weise Einrichtung Gottes. Jedem Thiere aber schmeckt die ihm bestimmte Nahrung wohl, und verwandelt sich, so unmöglich dieses oft scheint, bey ihm in nährende Säfte. Der Holzwurm frißt Holz, die Motte Wolle, das Schwein Koth, viele Insekten Mist, Vögel wieder Insekten, die Raben

das Aas. Und so sind Knochen, Gift, Leder, Horn, Haare, Federn, Muschelschaalen und Steine manchem Thiere wohlschmeckende Speisen. Wie müssen der Mund, der Schnabel, die Zähne beschaffen seyn, wenn sie dergleichen zermalmen; wie der Magen und die Säfte, wenn sie dergleichen zur Stärkung und zur Gesundheit verdauen sollen?

Ein Thier ernährt das andere.

Eine Thierart dient immer wieder der andern zur Nahrung. Darum sind so viele Thiere, und von jeder Art ist, je nachdem sie gebraucht wird, eine hinreichende Zahl. Von Wasserinsekten nähren sich die kleinen Fische, und diese werden von größern Fischen verzehrt; der Mensch ißt große und kleine. Wären nun keine Gewürme im Wasser, so könnten kleine und große Fische nicht leben, und wir könnten also auch keine genießen. Die Insekten und Gewürme auf dem Lande und in der Luft, welche wir oft Ungeziefer nennen, sind die Speisen der kleinen Singvögel. Wäre dieses Ungeziefer nicht, so müßten viele Arten derselben aussterben, und wir würden dabey verlieren. So lebt nach Gottes weiser Einrichtung eins zur Erhaltung des andern, und keins ist auf der Erde unnütz.

Ernährungstriebe der Thiere.

Jedes Thier, dem die Speise nicht gleich vor dem Maule steht, besitzt eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, sich dieselbe zu verschaffen. Die Spinne kann nicht herumlaufen und die Fliegen haschen. Sie verfertigt aber ihr überaus künstliches Gewebe, um sie darin als in einem Netze zu fangen. Sie setzt sich, sobald es fertig ist, in die Mitte, und legt ihre Füße auf die Hauptfäden. Nun kann sie die geringste Bewegung fühlen. Sobald ein Thierchen in ihr Netzt fliegt, fährt sie schnell darauf zu, und umspinnt es mit ihren Fäden, daß es sich nicht rühren kann; dann hängt sie es an, und speist davon nach Belieben. Der Laubfrosch kann Ellenhoch nach fliegenden Insekten springen und sie im Fluge haschen. Die Katze weiß die Maus vor ihrem Loche behutsam zu belauern ꝛc. Wie weise sind alle Einrichtungen des gütigen Schöpfers!

Einsammlende Thiere.

Manche Thiere finden ihr Futter nicht zu allen Jahreszeiten. Z. B. die Bienen, die Hamster, die Eichhörnchen ꝛc. Die lehrte Gott, sich Vorrathskammern anzulegen. Sie tragen daher ein, als wenn sie wüßten, daß im Winter nichts für sie wachsen werde; sie sammlen auch hinreichend, als wenn sie es voraus berechnen könnten, wie viel sie für sich und ihre Familie brauchten. Die Bienen sammlen, so lange Blumen sind, ihren Honig; die Hamster die be-

besten Arten von Getraide: genießen es dann sparsam, und lassen den Menschen noch was übrig. Im Frühjahr findet man in den Bienenstöcken noch viel Honig, bey Hamstern Getraide. Ein alter Hamster sammelt oft 4 bis 5 Metzen Getraide, und damit es nicht auswachse, zerdrückt er den Keim.

Schlafende und wandernde Thiere.

Viele Thiere läßt Gott, wenn das Futter alle ist, den ganzen Winter hindurch schlafen; als: Käfer, Ameisen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, Frösche, Eidexen, Schlangen. Zu dem Schlafe bereiten sich viele ordentlich zu, verbergen sich, graben sich ein ꝛc. und verstopfen sorgfältig die Eingänge zu ihren Schlafkammern. Wenn man sie im Winter an die Wärme bringt, wachen sie zwar nach und nach auf, leben aber gemeiniglich nicht lange. Im Frühjahre aber kommen sie munter hervor. Andere Thiere, besonders die Zugvögel, reisen, wenn es kalt wird, in fremde Länder, z. B. Lerchen, Wachteln, Schnepfen, und besonders die Schwalben. Im Frühjahr kommen sie wieder, und beziehen ihr voriges Quartier, welches sie richtig finden. Wer zeigt ihnen den Weg? — So wandern auch manche Fische im Wasser. Lachse, Heringe ꝛc. sind solche Zugfische, und kommen zu gewissen Zeiten. Wie viele Thiere sind nun, die nicht sammlen, nicht reisen, nicht schlafen, die kein Mensch füttert, die Gott doch ernährt! —

Wohnung der Thiere.

Jedes Thier, das eine Wohnung nöthig hat, weiß sich dieselbe zu bauen. Es gräbt, bohrt, zimmert, spinnt, flicht und klebt sich jedes auf eine bestimmte und ihm schon bekannte Art sein Lager. Bedürfen sie einer Decke, so bringen sie schon die Kunst, sie zu verfertigen, mit sich, und verändern ihre Kleidung mit dem Wachsthum nach ihrer Größe, wie z. B. die Raupen, Spinnen und Krebse. Wird denen die Haut oder Schaale zu enge, so werfen sie sie aufs geschickteste ab, und bekommen eine neue. Soll eine gänzliche Verwandlung mit ihnen vorgehen; so vergraben oder spinnen sie sich auf mancherley Art vorsichtig ein, oder hängen sich an einen verborgenen Ort. Aus ihrem Gefängniß wissen sie sich dann zu rechter Zeit wieder zu finden. Wer lehrte sie dieß alles?

Bekleidung der Thiere.

In den Bedeckungen der Thiere zeigte der Schöpfer die größte Mannichfaltigkeit und Zweckmäßigkeit. Einige, besonders in heißen Ländern, sind mit dünnen Haaren versehen, wie der Elephant; andere, besonders in kalten Ländern, mit dickem Pelz. Einige tragen Wolle, wie das Schaaf; andere Borsten, wie das Schwein. Einige sind mit Stacheln versehen, wie der Igel; andere gepanzert, wie die Schildkröte. Die Vögel haben warme Federn, die Fische glatte

glatte und harte Schuppen. Die weichen Muscheln und Schnecken haben veste Häuser, worin sie wohnen. Käfer haben über ihre zarten Flügel härtere Decken; die Flügel anderer Insekten sind mit Staub bestreut, an welchen die Feuchtigkeit nicht haftet. In den Farben und Gestalten dieser Bedeckungen, der Haare, der Federn, des Staubes, ist eine wunderbare Verschiedenheit. Wie schön ist ein Pfau, ein Schmetterling!

Gesellige Ordnung der Thiere.

Können die Thiere nicht füglich einzeln leben, so halten sie sich zusammen; sie verstehen sich unter einander durch eine Art von Sprache; sie folgen einem Könige und Heerführer, (Zugvögel) oder einer Königin und ihrem Willen (Bienen); sie bauen und nisten gemeinschaftlich nach einerley Anlage; sie sammlen zum allgemeinen Besten, sie pflegen und füttern ihre Jungen unter einander; sie wehren sich mit vereinten Kräften; sie reinigen ihr Nest; tragen ihre Todten aus, und jedes Mitglied einer solchen Gesellschaft richtet sich nach weisen unwandelbaren Gesetzen. Ist es nöthig, ein Nest für die zukünftigen Jungen zu bereiten, so bauen sie es bey Zeiten, künstlich, sicher, bequem und räumlich genug; sie wärmen, sie vertheidigen ihre Jungen, sie säugen, füttern und ernähren sie. Andere legen ihre Eier gerade an den Ort, wo die daraus entstehenden Jungen im Stande sind, sich zu nähren.

Beschützung der Thiere.

Fast allen Thieren hat der Schöpfer gewisse Mittel zur Gegenwehr oder zu ihrer Sicherheit gegeben. Das Pferd wehrt sich mit seinen Hinterfüssen, der Ochse mit Hörnern, das Schwein mit Hauern, Hunde, Wölfe, Füchse durchs Beißen, Krebse durchs Kneipen. Wasservögel tauchen bey Gefahren schnell unters Wasser, und kommen erst weit von dem Ort wieder hervor. Schnecken, Muscheln und Schildkröten ziehen sich in ihre Häuser, Igel wickeln sich in ihre Stacheln, Vögel picken und beißen, oder entfliehen, Bienen und Wespen stechen. Viele Insekten, besonders Käfer, ziehen sich zusammen, fallen herunter, und stellen sich todt. Andere Thiere, die zur Gegenwehr zu schwach sind, retten sich durch Geschwindigkeit, wie die Haasen, Hirsche, Rehe. Wie weise ist Gott!

Vertheidigungsmittel der Thiere.

Der Habicht ist der Feind und Verfolger der Hühner. Er schwebt über dem Huhn so hoch in der Luft, daß ihn das Auge des Menschen kaum entdecken kann. Das Auge des Huhns aber ist von Gott so scharf eingerichtet, daß es ihn gleich deutlich sieht, und Mittel sucht zu entfliehen. Junge Hühnerchen kennen noch keine Gefahren, sie verstehen aber genau die ängstliche Warnung ihrer Mutter, und sammlen sich sogleich unter ihre Flügel.

Die Affen und andere Thiere stellen zu ihrer Sicherheit Wachen aus, welche durch Geschrey die Gefahr ankündigen. Der Dintenfisch hat einen schwarzen Saft bey sich, der ihm den Namen gegeben; wenn er verfolgt wird, läßt er ihn von sich, macht dadurch das Wasser trübe und entflieht. Das Stinkthier in Amerika läßt, wenn ein Feind sich nähert, einen so abscheulichen Gestank von sich, daß Menschen und Vieh davor fliehen müssen. — Ist dieß etwa von ohngefähr?

Gottes Weisheit in den Trieben der Thiere.

Gott gab den Thieren keine Vernunft, aber er gab ihnen so regelmäßige und bestimmte Triebe, daß diese die Stelle der Vernunft ersetzen. Ein Thier macht alles, was es wissen muß, gleich recht, ohne es erst zu lernen; der Mensch nicht. Die junge Ente kann sogleich schwimmen, die junge Spinne versteht vollkommen, wie ihr künstliches Gewebe angelegt werden muß. Die Raupe spinnt sich, ohne so was je gesehen zu haben, ihr künstliches Grab. Eine Schwalbe weiß genau, wie sie ihr Nest in der Höhe zusammen kleben soll, und wenn die Zeit ihres Aufenthalts um ist, fühlt sie einen unwiderstehlichen Trieb zum Wegfliegen und zum Wiederkommen; so auch bey den Störchen. Darum sagt Jeremias: Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit rc.

Jer.

Jerm. 8. v. 7. Wie gütig hat doch Gott für die Erhaltung der Thiere gesorgt!

Bildung und Bau der Thiere.

Wenn man mehrere Thiere zugleich ansieht, so muß man die äußere deutliche Mannichfaltigkeit, die der Schöpfer ihren Gestalten gegeben hat, bewundern. Kein Thier sieht dem andern ganz gleich. Noch mehr müssen wir die Weisheit des Schöpfers preisen, wenn wir bemerken, wie jedes Thier den Geschäften gemäß gebildet ist, die es verrichten soll. Raubvögel haben starke Krallen, Schwimmvögel statt deren breite Füße mit Häuten zum Rudern. Raubfische, als Hechte, haben scharfe Zähne. Sumpfvögel, als Störche und Schnepfen, die im Sumpfe ihre Nahrung finden, haben sehr hohe Beine und lange Schnäbel. Alle Thiere aber haben, weil ihnen die Vernunft mangelt, einen oder den andern Sinn weit schärfer, als wir. So hat Gott als ein liebreicher Vater die Thiere mit allen dem, was sie bedürfen, begabt.

Nutzen der Gewürme.

Die meisten Würmer werden von andern Geschöpfen verzehrt; viele werden auch dadurch nützlich, daß sie, wie die Regenwürmer, die Erde locker halten, und sie fleißig durchbohren. Austern, Schnecken und Muscheln dienen uns zur Speise. Die meisten Schnecken und Muscheln haben schon durch ihre außerordent-

liche Schönheit einen Werth, und manches Stück wird deshalb von Liebhabern mit 10 bis 50 Thalern bezahlt. Die Perlenmuschel giebt die Perlen und Perlenmutter. Verschiedene Schnecken oder aus Muscheln geschliffene Corallen gelten bey einigen wilden Völkern statt des Geldes. Viele Wilde brauchen Muschelschaalen statt der Löffel und Schüsseln. Andere brennt man zu Kalk. Die Blutigel sind ein sehr wichtiges Genesmittel für manche Kranke zur Aussaugung des Blutes.

Nutzen der Insekten.

Die Insekten dienen theils einander selbst, theils Vögeln und Fischen, zur Nahrung. Viele von ihnen müßten sterben, wenn auch nur einige Insekten nicht da wären. Manche werden auch von den Menschen gegessen, als der Krebs, der Hummer, und im Morgenlande die Henschrecke. Und wie wichtige Geschenke sind nicht für uns Seide, Wachs und Honig? Wie viel tausend Menschen haben den Insekten, die uns diese Waaren liefern, ihren Unterhalt zu verdanken! Krebssteine geben heilsame Pulver, Maywürmer sind ein sehr wirksames Mittel *) wider den Biß toller Hunde, und die Blasenpflaster macht man von den Spanischen Fliegen. Der Dreckkäfer und viele andere Würmer verzehren den scharfen Mist auf Wiesen und Feldern, daß er ihnen nicht schadet. Wie vielen Nutzen mögen wir noch nicht wissen!

Ny-

*) Doch will man nach allen neuern Versuchen und Erfahrungen dieses so gerühmte Mittel nicht so wirksam finden, als es sonst angepriesen worden ist.

Nutzen der Amphibien.

In der Haushaltung der Natur nutzen die Amphibien dazu, daß sie die allzuzahlreichen Wasserbewohner und Insekten vermindern. Sie selbst und ihre Eier dienen andern Thieren zur Speise. Die Schildkröten, Neunaugen und Störe, sind beliebte Gerichte. Frösche und Eidexen, werden auch von manchen gegessen. Schildkröteneier und Caviar, der aus dem Rogen eines Knorpelfisches, des Störs, bereitet wird, werden unter die Leckerbissen gerechnet. Die Schaale der Schildkröte verarbeiten die Künstler, und die Hausenblase, einen Fischleim, haben wir auch einem fischartigen Amphibien, Hausen genannt, zu verdanken. Auch das Chagrin zu Uhrgehäusen wird aus einer solchen Fischhaut gemacht. Froschleich wird zu Pflastern gebraucht rc. —

Nutzen der Fische.

Der Nutzen der Fische besteht hauptsächlich darin, daß sie den Menschen, manchen Vögeln, und einigen andern Thieren zur Nahrung dienen. Wie wohlthätig sind für einen großen Theil von Europa allein die Heringe, und das nicht bloß durch die Nahrung, die sie verschaffen, sondern auch durch das Gewerbe, das mit ihnen getrieben wird. Der Heringsfang nährt allein in Holland über 100,000 Menschen. Fast eben dieses gilt auch von dem Stockfischfange. In den nördlichen Ländern leben viele Völkerschaften blos von Fi-

schen, die sie dörren, räuchern und einsalzen. Der 30. Ellen lange Wallfisch giebt das Fischbein und den Thran, welcher aus seinem Speck gebraten wird. Ein einziger Wallfisch giebt zu Thran 80 bis 90 große Tonnen voll Speck.

Nutzen der Vögel.

Dem Menschen nutzen die Vögel häufig durch ihr Fleisch, ihre Eier, ihre Federn, und selbst durch ihren düngenden Mist. Raubvögel, als Raben und Geier, verzehren das Aas, und verhindern, daß die Luft dadurch angesteckt werde. Andere, als Störche und Reiher, vertilgen die zu häufigen Frösche, Eidexen und Schlangen, noch andere die zu häufigen Fledermäuse ꝛc. Viele hat Gott angewiesen, zerstreuten Saamen aufzulesen, und wieder auszusäen. Der Eidervogel zieht zu einer gewissen Zeit nach Norwegen, wo er durch sein wohlschmeckendes Fleisch, seine Eier und seine Dunen die Einwohner ernährt. Die Falken braucht man zur Jagd. Der Gesang der Vögel dient uns zum Vergnügen, und oft zur Ermunterung, in den Lobgesang dieser fröhlichen Geschöpfe mit einzustimmen.

Nutzen der vierfüßigen Thiere zur Nahrung.

Ueberaus sichtbar hat sich die Güte Gottes durch diese Thiere gegen uns Menschen offenbaret. Fast ist

ist keins derselben, das nicht wenigstens von einer Nation des Erdbodens gegessen würde. Die gesitteten Europäer essen das Fleisch von Rindern, Schaafen, Ziegen, Schweinen u. s. w. Die Tartarn in Asien essen Pferdfleisch, die Lappländer in Norden nähren sich vom Fleische der Rennthiere. Die Kalmucken in Asien essen Murmelthiere, Dachse, Ratten und Biber. Die Siameser in Asien verschmähen die Eidexen, Ratten und Mäuse nicht. Hiezu kömmt die Nutzung mancher Thiere durch Milch, Butter und Käse, die wir von ihnen erhalten, ohne sie schlachten zu dürfen.

Nutzen der vierfüßigen Thiere durch Kleidung.

Wir kleiden uns in die Wolle der Schaafe; das Leder zu unsern Schuhen kommt von Ochsen und Kälbern; das Leder zu Beinkleidern von Hirschen, Kälbern, Schaafen und andern. Haare zu Hüten geben uns Haasen, Caninchen, Biber und andere. Pelzwerk liefern uns Füchse, Wölfe, Zobel, Hermeline, Mader; das kostbare Grauwerk die russischen Eichhörner, die im Winter grau werden u. s. w. Der Bürstenmacher verarbeitet die Borsten der Schweine zu Bürsten, und Haare vom Dachs und aus dem Schwanze der Eichhörnchen zu feinen Pinseln. Dem Schuster dienen Borsten als Nähnadeln. Ochsenhörner, Elfenbein, Knochen von allerley Thieren verar-

beiten die Horn- und Beindrechsler, und Kammmacher. Und so gewinnen verschiedene Künstler und Handwerker von vierfüßigen Thieren ihre Materialien, oder den Stoff zu ihren Werkzeugen.

Nutzen der vierfüßigen Thiere zu verschiedenen Dingen.

Das Schaaf giebt dem Geigenmacher seine Därmer zu Darmsaiten, und der Hengst die Haare aus seinem Schweif zum Fiedelbogen. Rinder und Hämmel geben ihren Talg den Lichterziehern. Aus Kalb- Hammel- und Ziegenfellen, Bocks- Esels- und Schweinshäuten wird Pergament gemacht. Aas Sehnen und Knochen, so wie aus den Abgängen des Leders wird Leim für den Tischler gesotten. Der Mist der Thiere dungt das Feld. Beym Ackerbau dienen die Pferde und Ochsen. Viele braucht der Mensch zum Reisen, Fahren und Aufpacken. Zum Kriege braucht er Pferde, ehemals auch Elephanten. Zur Jagd Pferde und Hunde; die Hunde dienen ihm auch als Wächter seines Hauses, Hofes und seiner Heerden ꝛc. —

Merkwürdigkeiten einiger Gewürme und Insekten.

Schneidet man einen Polypen in Stücke, so wird aus jedem Stück ein neuer. — Auch den Schnecken und Regenwürmern kann man die Köpfe abschneiden,

den, und sie bekommen nach einiger Zeit andere. Manche Thiere kriegen sogar neue Augen. Dem Krebse wachsen die ausgerißnen Scheeren wieder, darum haben manche eine große und eine kleine. Der Bandwurm, der sich in den Eingeweiden der Menschen und Thiere zuweilen findet, wird über 100. Ellen lang, und hat viele Glieder und Stücke, reißt man ihn von einander, so wird jedes Stück ein neuer. Eine Fliege hat über 8000 sechseckigte Augen, die man durch das Vergrößerungsglas sehr deutlich sehen kann. Auf dem Auge eines Schmetterlings hat man sogar über 17000. gezählt. Eine Spinne hat 8. Augen. Der feine, in einer Scheide steckende Stachel der Biene hat wohl 40. Wiederhacken, darum bleibt er immer im Fleische stecken. Der Wasserskorpion hohlt durch seinen Stachel am Schwanze Athem, die meisten Insekten, als die Raupen, durch Luftlöcher an der Seite. — Der Vielfuß hat 200. Füße.

Merkwürdigkeiten einiger Insekten.

Die Fruchtbarkeit der Insekten ist sehr groß. Die Bienenkönigin, deren in jedem Stocke nur eine ist, legt 4000 bis 12000. Eier, eine Schmeißfliege wohl 20,000 lebendige Maden. — Viele Insekten leben als Larven in unvollkommenen Zustande im Wasser, und darnach erst in der Luft und im Trockenen, als die Mücken, und manche Fliegen. Eine Art solcher Fliegen hängt im Wasser niederwärts, hat aber am Schwanze einen Kranz von Härchen, den sie eben auf

dem Wasser ausbreitet, und durch den Hintern freye Luft schöpft. — Einige Puppen von Raupen hängen sich zur Verwandlung so künstlich auf, daß man kaum begreift, wie es möglich war. Manche hängen sich am Ende des Körpers auf, andere winden sich einen Faden um den Leib, daß sie in der Queer ruhen.

Merkwürdigkeiten einiger Insekten.

Nichts ist für uns Menschen zur Bestätigung unsers künftigen bessern Zustandes merkwürdiger, als die Veränderung eines Insekts. Es liegt erst lange Zeit in unvollkommenem Zustande, dann erhebt es sich zu einem weit vollkommenern Geschöpfe, wozu es von der Natur bestimmt war. Als Wurm kroch es, als Puppe schlief es, oder bewegte sich mühsam; nun hat es Flügel, um sich von der Erde oder aus dem Wasser zu erheben. An dem Kopfe bekommt es Werkzeuge eines feinern oder neuen Sinnes, die Fühlhörner; und statt der groben Freßwerkzeuge sehr oft einen Rüssel oder eine Zunge, die feinste Nahrung aus den Blumen dadurch zu saugen. Statt der wenigen einfachen Augen erhält es tausende ꝛc. — Dergleichen geschieht an einem so kleinen Thiere, was wird erst Gott an uns thun!

Verwandlung der Insekten.

Fast alle Insekten leiden eine sehr bewundernswürdige Veränderung, ehe sie das werden, was sie sind. Sehr wenige werden in der Gestalt, die sie am Ende

de haben, gebohren. Ein jeder Schmetterling war vorher eine Raupe, jeder Käfer ein Wurm, jede Fliege eine Made ꝛc. Die meisten kommen aus kleinen Eiern, und kein einziges entsteht, wie unwissende Leute glauben, aus Fäulniß und dergleichen, obgleich Fäulniß und Unreinigkeit dazu behülflich seyn können, daß die Eier besser auskommen. Das Thierchen, das aus dem Eie gekommen, lebt erst eine Zeitlang als Wurm, und heißt alsdann Larve, diese Larve verwandelt sich und wird zur Puppe, und wenn diese einige Zeit ganz unthätig und beynahe leblos gelegen hat, kommt daraus das eigentliche Insekt hervor, das dann so bleibt, wie es ist, und nicht mehr wächst. Eine Fliege, oder Buttervogel, oder Maykäfer werden nie größer. Der Maykäfer lebt erst 5. Jahr als Wurm in der Erde.

Merkwürdigkeiten der Bienen.

In einem Stocke findet man eine Königin, die größer ist, und bloß Eier legt; Brutbienen ohne Stachel, welche die Eier im Sommer ausbrüten; und Arbeitsbienen, welche die bewundernswürdigen sechseckigen Zellen von Wachs machen, und von den Blumen den Honig hineintragen. Alles ist in der ämsigsten Arbeit; wer nicht arbeitet, muß sterben. Wenn daher die Brutbienen ihr Geschäfte geendigt haben, so werden sie im Herbst von den andern getödtet und fortgeschaft. Ihren Stock halten sie reinlich. Ist etwas hineingekommen, was sie nicht wegbringen können, so überziehen sie es mit Wachs. Wird ein Stock zu

voll, so fliegt ein Schwarm mit einer Königin aus, und bauet sich anderswo an. In einem Korbe, der wohl 2 bis 4. Pfund Wachs und 20 bis 40. Pfund Honig giebt, sind 30 bis 70,000 Bienen. Wespen bauen auch sehr artige Nester.

Merkwürgkeiten der Ameisen.

In einem Ameisenhaufen sind dreierley Ameisen, eierlegende, brütende, die Flügel haben, und arbeitende ohne Flügel. Sie machen unter der Erde mehrere gewölbte Gänge, die mit einander Gemeinschaft haben, wie die Gassen in einer Stadt, schleppen mit großer Aemsigkeit allerley Stoppeln, Späne, besonders kleine Harzklümpchen, die uns Weihrauch geben, herbey, und machen den Eiern trockene, sichere Behältnisse.. Sind diese erst zu Puppen eingesponnen, so tragen sie sie fleißig in die Sonne und Luft, und warten sie mit vieler Sorgfalt. In den weißen Gespinnsten, die man unrecht Ameiseneier nennt, stecken solche Puppen, aus welchen dann die Ameisen verwandelt hervorkommen. Ihre Nahrung holen sie unermüdet oft weit her, und wissen ihren Weg mittelst des Geruchs genau zu finden.

Vorsorge der Insekten für ihre Nachkommen.

Die Fürsorge Gottes für die Erhaltung der kleinsten

sten Thierchen zeigt sich besonders durch die den Insekten eingepflanzten Triebe, ihre Eier jedesmal an einen Ort zu legen, wo die ausgekrochenen Jungen die für sie schickliche Nahrung sogleich finden. Die Mücken, Wasser-Jungfern und andere Insekten, die aus dem Wasser entsprossen sind, wagen sich mit Lebensgefahr in dasjenige Element, worin ihre Jungen das Leben zuerst empfangen müssen. Der Schmetterling, der sich blos vom Blumensafte nährt, legt seine Eier jedesmal an die Pflanzenart, von welcher er als Raupe vorher zehrte. Der Todtengräber, ein kleiner, roth und schwarz gestriefter Käfer, begräbt, um seine Eier sicher hinein legen zu können, todte Thiere, indem er mit Hülfe mehrerer die Erde unter denselben hinwegwühlt. Wie wunderbar! Eine kleine Fliege legt ihre Eier in die lebendigen Blattläuse an den Rosenstöcken, eine andere in die Eier der Ringelraupe.

Merkwürdigkeiten einiger Amphibien.

Der Körper der Amphibien ist kalt, wie ihr Blut. Ihr Leben ist sehr zähe. Ein Frosch kann, wenn ihm das Herz aus dem Leibe gerissen ist, noch herumhüpfen, und eine Schildkröte ohne Kopf noch eine ziemliche Zeit leben. Die meisten Amphibien legen Eier, die sie aber nicht selbst ausbrüten, sondern sie in den Sand scharren, wie die Schildkröten, oder sie der Wärme der Luft und des Wassers überlassen, wie die Eydexen und Frösche. Es giebt Gras, Wasser

und

und Laubfrösche. Wenn sie aus dem Ey kommen, sind es dickleibichte, schwärzlichte Fischchen, mit Schwänzen ohne Füße. Nach drey Monathen entwickeln sich die Hinterfüße, bald nachher auch die Vorderfüße, worauf sich der Schwanz verliehrt. Einer amerikanischen Kröte, Pipa, kriechen die Jungen gleich lebendig und vollständig aus dem Rücken.

Merkwürdigkeiten einiger Fische.

Es giebt fliegende Fische, die sich mit ihren langen Floßfedern so lange über den Wasser im Fluge erhalten können, bis diese wieder trocken sind. — Die meisten Fische haben Gräten, andere sehr elastische Knorpel, wie die Störe, diese rechnet man denn zu den Amphibien. Ein Karpfen hat am Rückgrade auf jeder Seite 135, zusammen 270. Gräten. Die meisten Fische leben in der See, und ihre Menge ist erstaunlich. Die Engländer fiengen sonst jährlich, allein bey Amerika, mit 500 Schiffen, 3 bis 4 mal 100, 000. Centner Stockfische. Die Fische werden zum Theil sehr alt; man findet Karpen und Hechte mit bemoosten Köpfen. — Viele Fische leben in großen Haufen, besonders die Zugfische. Die Raubfische leben einsam, und gehen des Nachts auf ihren Raub aus. Von der verschiedenen Lebensart der Fische wissen wir nicht viel, weil es schwer ist, sie zu beobachten.

Merkwürdigkeiten der Vögel.

Verschiedene Vögel lernen Gesangweisen und andre kleine Künste. Papageien, Elstern, Staare lernen sogar die Aussprache einzelner Wörter, aber freylich ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Das Gehör und Gesicht der Vögel ist besonders scharf. Die Eulen sehen zwar bey Tage nicht gut, dagegen aber können sie des Nachts ihren Raub sehr gut finden. Augen, Schnabel, Füße und Magen sind von dem Schöpfer nach der besondern Nahrung der Vögel eingerichtet. Manche von den fruchtfressenden zerbeißen das, was sie zu sich nehmen, mit dem Schnabel; andre müssen die Körner ganz verschlucken. Bey diesem, z. B. Tauben und Hünern, gelangt das, was sie verschluckt haben, nicht gleich in den Magen, sondern erst in den Kropf. Dies ist ein besonderer Beutel voller Drüsen, in welchem die Körner erst erweicht werden, damit sie nachher der Magen besser verdauen könne. — Zugvögel lösen sich im Vorfliegen einander ab.

Merkwürdigkeiten der Biber.

Die Biber sind vierfüßige Thiere, fast so groß als ein Schaaf. Sie leben hauptsächlich in America, und bauen sich in großen Flüssen, gleich den Zimmerleuten, Wohnungen von Holz. Nichts ist bewundernswürdiger, als dieser Bau. Viele zusammen fällen sich Holz, spalten es mit den Zähnen in die Länge,

schlep-

schleppen es ans Wasser, graben es ein, und durchflechten es mit Baumästen. Dann holen sie im Maule fette Erde, häufen sie hinter dem Holze an, schlagen sie mit ihrem breiten, den Dachziegeln ähnlichen Schwänzen fest, und machen auf solche Art queer über den Fluß einen Damm mit Oeffnungen, durch welche sie das Wasser, wenn es ihnen zu hoch wird, ablassen. Ein solcher Damm ist zuweilen 50. Ellen lang und 5. Ellen breit. Auf diesem Damm bauen sie sich einzeln hölzerne 3. Stock hohe Wohnungen, halb über, halb unter dem Wasser, die sie mit Moos auslegen, und sehr reinlich halten. Solche Wohnungen sehen von ferne aus, wie ein kleines Dorf. Baumrinden, die sie eintragen, und im Wasser frisch erhalten, sind ihre Nahrung.

Natur und Wesen der Pflanzen.

Als Siegmund mit seinem Vater über eine Wiese gieng; so wadete er immer im tiefsten Grase herum. Er hatte einen Stab in der Hand, und schlug damit oft in das Gras und unter die Blumen. Es machte ihm Freude, wenn er die Kronen der Blumen mit einem Hiebe vom Stengel trennen konnte. So unwichtig diese Sache war, so gab sie doch Anlaß zu einem wichtigen Gespräche. Der Vater bezeugte nemlich, daß ihm das misfiele. Siegmund verantwortete sich und sagte; Lieber Vater, das ist ja nichts böses. Aber der Vater erklärte sich so:

Wenn nun hier auf der Wiese eine Heerde nützlicher

licher Thiere wäre und ich schlüge Einem nach dem Andern den Kopf ab, bloß zu meinem Vergnügen, ohne daß ich weiter den geringsten Nutzen davon hätte: glaubst du, daß ich daran recht und vernünftig thäte?

Siegmnnd. Das wäre freylich nicht recht: aber eine Blume ist ja doch kein Thier.

Der Vater. Freylich ist sie kein Thier; aber die Pflanzen leben doch auch: und was hast du für Recht, ihnen das Leben zu nehmen, da du es ihnen nicht gegeben hast, und auch nicht wieder geben kannst?

Siegmund. Die Pflanzen leben? Davon hab ich noch nie etwas gehört: ich habe immer geglaubt, die Pflanzen wären leblos.

Vater. Sie leben freylich nicht ganz so, wie die Thiere; aber sie haben doch viele Aehnlichkeit mit den Thieren: glaubst du das wohl?

Siegmund. Ich möchte doch wissen, was eine Pflanze für eine Aehnlichkeit mit einem Thiere hätte?

Vater. Die jungen Thiere entstehen aus Eiern und die jungen Pflanzen aus Saamenkörnern. Viele Thiere gebähren lebendige Jungen und viele Pflanzen erzeugen aus ihrer Wurzel gleich vollständige junge Pflanzen. Die Thierkörper bestehen aus vesten und flüssigen Theilen: die Pflanzenkörper auch. Die flüssigen Theile durchlauffen den ganzen Körper: das geschieht bey den Thieren und geschieht auch bey den Pflanzen. Du findest in den äußersten Spitzen der Blätter sowohl Saft als in dem Stamme und in den dünnsten Fasern der Wurzel. Wenn die Säfte im Thierkörper stocken; so wird das Thier krank, und

wenn

wenn der Umlauf der Säfte ganz aufhört, so stirbt das Thier. Das ist bey der Pflanze gerade so. Wenn der Umlauf der Säfte in einem Zweige stockt; so verwelket derselbe Zweig; und wenn er im ganzen Baume stockt; so geht der Baum ein.

Siegmund. Vater, du versprachst dich wohl. Ich denke, du willst mir von den Pflanzen erzählen; aber du redetest jetzt von den Bäumen.

Vater. Ich versprach mich nicht: denn Bäume sind auch Pflanzen. Pflanzen nennt man überhaupt alles, was aus der Erde wächst, und mit einer Wurzel in der Erde befestigt ist. — Der Thierkörper ist äußerlich mit einer Haut überzogen: der Pflanzenkörper mit einer Rinde, damit die inwendigen edlen Theile nicht so leicht können beschädiget werden. Die Thiere bekommen ihre Nahrungsmittel aus der Erde; die Pflanzen auch. Wenn die Thiere zu ihrer völligen Größe gelanget sind, so bringen sie ihres Gleichen hervor: das thun die Pflanzen auch. Endlich sterben die Thiere wieder: es geht den Pflanzen eben so. Sie verdorren endlich.

Siegmund. Aber die Pflanzen laufen doch nicht fort, wie die Thiere.

Vater. Das ist wahr: denn die Pflanzen sind keine Thiere; sondern sie sind in manchen Stücken gar sehr von ihnen unterschieden. Wenn man ein Thier schlägt oder sticht; so thut's ihm weh; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Pflanzen etwas davon fühlen, wenn sie verletzt werden. Viele Thiere haben eine Stimme, die Pflanzen nicht. Die Thiere be-

we-

wegen sich und laufen, wohin sie wollen: das können die Pflanzen nicht; sondern sie müssen da stehen bleiben, wo sie einmal gewachsen sind, bis etwa ein Mensch kommt, und sie anders wohin pflanzt. Die Thiere nehmen nur solche Nahrungsmittel zu sich, die ihnen wohlschmecken und zuträglich sind: die andern lassen sie liegen. Das ist bey den Pflanzen nicht so; sondern sie ziehen diejenigen Säfte an sich, die sich an dem Orte, wo sie eingewurzelt sind, befinden, sie mögen ihnen gleich nützlich oder schädlich seyn.

Von der Wurzel und dem Stamme.

Die Wurzel ist derjenige Theil der Pflanze, wodurch sie in der Erde bevestigt ist. Sie hat sehr mannichfaltige Gestalten, und saugt durch die feinen Fäserchen den Nahrungssaft ein. Dieser besteht aus Theilen von Wasser, Erde, Salz und Oel. — Der Stamm ist nichts andres, als die verlängerte über die Erde herausragende Wurzel, aus welcher er den Nahrungssaft an sich zieht, und ihn in die Aeste, Blätter und Blüthen, welche er treibt, vertheilet. Man unterscheidet daran erst die Rinde, dann den Splint, darauf das Holz, und in der Mitte das Mark. Den Namen Stamm braucht man aber nur bey Bäumen und Sträuchern. Bey den Grasarten nennt man ihn Halm, bey dem Kohl Strunk, und bey den Blumen Schaft, oder Stängel.

Von den Blättern.

Die Blätter sind sehr wichtige Theile der Pflanzen, denn sie saugen eben so wohl, als die Wurzel, Nahrungssäfte für sie ein. Beraubt man daher die obern Aeste eines Baums ihrer Blätter, so wächst er nicht mehr stark in die Höhe. Das Blatt besteht aus einem Geäder oder Gerippe, über welches oben und unten eine feine Haut gezogen ist. Die obere Seite der Blätter ist meistentheils glatt, die untere rauher und mit feinen Oeffnungen zum Einsaugen versehen. Das Gerippe ist bewundernswürdig gebauet. Man kann es sehr gut sehen, wenn man Blätter skeletirt, das heißt: sie im Wasser faulen läßt, und dann mit einem Pinsel auf einem Bretchen die Häute wegmacht. Unter den Millionen Blättern einer Baumart findet man nie zwey, die sich in Ansehung der Größe, der Bildung und Lage, der Gerippe und anderer Umstände vollkommen gleichen.

Von den Blumen oder Blüthen.

Die Blüthen geben der ganzen Natur ein heiteres reizendes Ansehen. Sie haben die mannichfaltigsten Gestalten, die feinsten Gewebe, die schönsten Farben, und erquicken uns durch ihren Geruch eben so sehr, als sie das Auge durch ihre Schönheit ergötzen. Einige haben nur ein Blatt, in Gestalt einer Glocke, eines Rades ꝛc.; andere haben mehrere, die aber alle regelmäßig geordnet sind. Manche Blumen

men bestehen, so wie die Sonnenblume, aus vielen andern. Sie sitzen an den Gewächsen auf mancherley Art, entweder einzeln, oder in Büscheln, mehrere an einem Hauptstiele. Sie bilden dann eine Aehre, eine Traube, eine Krone u. s. w. Viele Blumen haben zweyerley Arten von Blättern, wovon die auswendigen den Blumenkelch, die inneren die eigentlichen Blumenblätter oder die Blumenkrone ausmachen.

Hauptheile der Blüthen.

So schön die Blumenkronen aussehen, so sind sie doch nicht das Wichtigste bey der Blume. Das sind vielmehr diejenigen Theile, welche bey den meisten Blumenkronen in der Mitte sitzen, die Staubfäden nemlich und die Stempel. Was z. B. in einer Tulpe gerade in der Mitte sitzt, heißt der Stempel, die 6. herumstehenden Männerchen sind die Staubfäden. Durch diese Theile entsteht eigentlich auf eine unerklärbare Art die Frucht, oder der Saame. Nähme man sie aus der Blume heraus, so trüge sie keinen fruchtbaren Saamen. Diesen zarten Theilen dient nun die Blumenkrone zur Beschützung. Wenn es daher regnet, so schließt die Blume ihre Blätter zu. Viele Blumen, welche offen bleiben, hängen so, daß kein Regen sie beschädigen kann, wie die Kaiserkrone und andere.

Von der Frucht.

Die Frucht entsteht allemal in oder unter dem Stempel, und entwickelt sich, sobald die Krone mit den Staubfäden verwelkt ist. Die Früchte sind von sehr verschiedener Beschaffenheit, theils fleischig und saftig, theils häutig und trocken; eingie ziemlich zerbrechlich, andere mit einer harten Schaale bekleidet. Das, was wir Frucht nennen, ist oft nur die Bekleidung des eigentlichen Saamens, z. B. das Fleisch der Kernfrüchte, der Aepfel, Birnen 2c. und der Steinfrüchte, als Aprikosen und Pfirschen 2c. Die bedeckten Saamen sind in mancherley Fruchtbehältnissen eingeschlossen, in Schoten, Hülsen, Bälgen, Kapseln, Zapfen, Nüssen. In den Beeren sind die Saamenkörner blos von fleischigtem Wesen umgeben, mit dem sie durch zarte Gefäßchen zusammenhängen, um ihre Nahrung daraus zu erhalten.

Von dem Saamen.

Die eigentlichste Frucht aller Gewächse, die zu ihrer Fortpflanzung dient, ist der Saame. Jedes Saamenkorn besteht aus einer äußern harten oder zähen Schaale, und aus einem Kern, welcher gemeiniglich in zwey Stücke zerfällt. Zwischen diesen sitzt der Keim, der mit seinen zarten Wurzelchen aus diesem durch die Feuchtigkeit der Erde aufgelösten Kern die erste Nahrung saugt. — Alle Gewächse entstehen aus dem Saamen, wovon nur ein geringer Theil durch Menschen ausgesäet wird. Die Natur streuet ihn

ihn selbst aus, daher ist mancher mit Flügeln, Härchen ꝛc. versehen, daß ihn der Wind fortführen und er sich anhängen kann. Andere Saamen verschlucken die Vögel, die sie durch die Wärme ihrer Eingeweide erweichen, dann wieder von sich geben, und so aussäen. Wäre die Ausstreuung des Saamens den Menschen allein überlassen, so würden die Wiesen und Wälder öde seyn.

Von den Keimen.

Die Fortpflanzung der Gewächse geschieht eigentlich durch den **Keim**, welcher zwischen dem Kerne sitzt. Dieser Keim enthält gewiß die ganze künftige Pflanze schon im Kleinen, ob es uns gleich schwer fällt, uns dieß vorzustellen. Durch die Feuchtigkeit der Erde geräth der Kern in eine Gährung, es entsteht eine Art von Milchsaft, der durch die kleinen Gefäße dem Keime, als der ersten Anlage der Pflanze, zugeführt wird, und ihn zu beleben anfängt. Dieser Saft ist die erste Nahrung der kleinen noch verborgenen Pflanze, die sich immer weiter ausdehnt, dann mit der Wurzel allmählig in die Erde dringt, und daraus eine stärkere Nahrung einsaugt. Ist ein Saamenkorn auch in die Erde verkehrt gefallen; so krümmt sich doch der **Wurzelkeim** niederwärts, und der **Pflanzenkeim** in die Höhe.

Von den Augen oder Knospen.

Die Augen oder Knospen brechen aus dem Mark durch die Rinde hervor, und enthalten einen neuen Schoß derselbigen Pflanze, der mit mehrern Schuppen umgeben ist, welche die Theile gegen Beschädigung verwahren. Sie setzen schon im Sommer wieder an, schwellen im Herbst etwas auf, werden aber durch die Kälte zurückgehalten. Im Frühjahr entwickeln sie sich entweder zu Blättern und Zweigen, oder zu Blüthen, daher man Laub- und Fruchtaugen unterscheidet. Man kann die Bäume durch die Augen verbessern und vermehren. Man schneidet ein Auge aus einem guten Baume heraus, und setzt (okulirt) es an einen andern Stamm, oder man nimmt ein ganzes Reis, und pflanzt (propft) es auf einen andern Stamm, oder man bindet (kopulirt) es mit ihm schräg zusammen

---

Vom Wachsthum der Pflanzen.

Wenn wir das Wachsen der Pflanzen etwas genauer betrachten, so macht es unsere ganze Bewunderung rege. Wie geht es doch zu, daß der kleine Kern eines Apfels oder einer Birne ein so großer Baum wird? — Der Kern wird in die Erde geworfen, darin liegt er längere Zeit, und fault, und durch diese Fäulniß entwickelt sich ein viel herrlicheres Wesen. — Man vergleiche einen Baum in seiner Blüthen-

pracht

pracht mit dem Saamkorn, woraus er entsprang; welch ein Abstand! — So sollen auch wir einst aus der Verwesung zu einem viel vollkommneren Zustande hervorgehen. Thut Gott solche Dinge an einem Saamkorn, was wird er an uns thun, die wir nach seinem Bilde geschaffen, und weit über alle Pflanzen erhaben sind!

Von Bewegungen der Pflanzen.

Die Bewegungen, welche verschiedene Pflanzen äußern, sind merkwürdig. Einige öffnen und schliessen ihre Blumen zu bestimmten Zeiten, so daß man an ihnen ziemlich genau wissen kann, was die Uhr ist. Viele nehmen zur Nachtszeit ein ganz fremdes Ansehen an, und verändern die Lage ihrer Blätter. Man nennt dieß den Schlaf der Pflanzen. Einige wenden sich nach der Sonne. Andere zeigen Reizbarkeit beym Berühren. Das Fühlkraut zieht sich dann zurück, und faltet seine Blätter zusammen; ja die Fliegenfalle, aus Carolina in Amerika, hat so reizbare Blätter, daß wenn ein Insekt auf der obern Seite kriecht, das Blatt sich sogleich zusammenzieht, und das Insekt in seiner Hölung so lange einschließt, bis es sich müde gearbeitet hat und still liegt, worauf sich das Blat von selbst wieder öffnet.

Von der Fruchtbarkeit der Pflanzen.

Die Vermehrung der Gewächse ist erstaunlich. Eine einzige Tobackspflanze kann 40,000, oder nach einer andern Zählung gar 360,000 Saamenkörner geben. An einer Mohnpflanze hat man 32,000 Körner gezählt; diese geben, wenn sie alle aufgehen, 32,000 Pflanzen, und wie viel enthalten diese Körner! Diese außerordentliche Vermehrungskraft der Pflanzen war nothwendig, da eine so große Anzahl von Thieren ihren Unterhalt aus dem Pflanzenreiche hat, und nicht nur einen grosen Theil der Gewächse, sondern auch eine Menge von Saamenkörnern verzehrt. Der Schöpfer setzte daher die Vermehrung des Pflanzen- und Thierreichs in das weiseste Verhältniß.

Vertheilung der Pflanzen.

Die Pflanzen sind nicht nur in großer Menge, sondern auch mit unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit auf dem ganzen Erdboden vertheilt. Damit in dem großen Garten der Natur kein Platz ungenutzt bliebe, so haben sie so mancherley Eigenschaften erhalten, daß einige an solchen Orten gedeihen, wo andere umkommen würden. Viele verlangen einen trockenen oder mäßigfeuchten Boden, andere einen sumpfigten und nassen. Im Wasser selbst und in der See wachsen viele Gewächse. Auf Steinen, und wo nichts fortkom-

kommen zu können scheint, da bemächtigen sich Moose und Flechten des Bodens, und werden die Grundlage zur künftigen fruchtbaren Erde. Die Zweige der Bäume sind, als so viel besondere Gewächse gleichsam in die Luft gepflanzt, um desto mehr Platz zu gewinnen.

Alter der Pflanzen.

Die Dauer der Pflanzen ist sehr verschieden. Viele blühen und vergehen in einem Sommer, andere tragen erst im zweyten Jahre Blüthen und Saamen, und vergehen alsdann, und noch andere werden alle Jahre bis zur Wurzel abgeschnitten, und schlagen dann wieder aus. Sie heißen ausdaurende (perennirende) Pflanzen. Die Bäume blühen und tragen am längsten. Manche Bäume dauern zwey bis dreyhundert Jahre, z. B. die Eichen. Ja es haben Reisende Bäume in Afrika gesehen, welche 30 — 37. Fuß dick waren, und deren Alter man mit Wahrscheinlichkeit auf 1000. Jahre schätzte. Man beurtheilt oft das Alter eines Baums nach der Zahl der inwendigen Ringe, wovon der Baum jährlich einen absetzt. Man nennt sie deswegen auch die Jahre. Dieses Kennzeichen ist aber sehr trüglich.

Krankheiten und Tod der Pflanzen.

Auch Pflanzen haben ihre Krankheiten; Auswüchse, Verstopfungen, Knoten, die in den Hauptgefäßen entstehen, so wie Zufälle an den Blättern, die sich

durch Flecken, Blasen, Zusammenschrumpfungen äußert. Auch viele Insekten thun ihnen Schaden. Aber selbst diese Krankheiten haben ihren Nutzen. So giebt der Baumschwamm als Auswuchs das leichte Mittel zum Feueranmachen, und der Stich einer Wespe, welche ihre Eier in die Blätter legt, die Galläpfel zur Tinte. Brand, Mehlthau, Honigthau, Mutterkorn, werden vielleicht durch Insekten veranlaßt, oder entstehen aus einer Stockung der Säfte, welche Insekten anlockt. Endlich wird jede Pflanze durchs Alter zerstört. Ihre Gefäße erhärten, und werden steif, die Säfte bewegen sich nicht mehr, die Pflanze stirbt, vermodert und düngt die Erde, zur Hervorbringung anderer.

Nutzen der Pflanzen.

Die Pflanzen haben einen sehr mannichfaltigen Nutzen. Der größte Theil der Thiere erhält von den Pflanzen sein Futter. Uns Menschen verschaffen sie Speise und Trank, Kleidung, Wärme und Wohnung, mancherley Geräthschaften, Arzeneyen und Vergnügungen. Keine Pflanze ist an sich unnütz, keine ist bloß schädlich, — wenn wir gleich den Nutzen aller, die auf eine gewisse Weise schädlich sind, jetzt noch nicht wissen, so wird er doch künftig entdeckt werden. Die giftigsten Pflanzen sind die einzigen innern Heilmittel in manchen Krankheiten, z. B. der Krebs. — Einen allgemeinen und wichtigen Nutzen der Pflanzen

über=

überhaupt hat man darin entdeckt, daß sie am Tage die faulen Dünste aus der Luft an sich ziehen. Weil auf dem platten Lande mehr Gewächse sind, als in den Städten, so ist auch das Wohnen auf jenem gesünder.

Vom Nutzen der Pflanzen.

Fortsetzung.

Die Menschen wählen unter den Pflanzen, welche sie haben können, diejenigen zu ihrem Nutzen und Vergnügen, welche sie belieben. Die Thiere machen es auch so. Man treibe auf einen großen Strich Landes, der mit vielerley Pflanzen bewachsen ist, allerley Thiere, so wird eines derselben diese, das andere jene Pflanze entweder zur Nahrung oder zum angenehmen Geschmack aussuchen. Man kann alle Theile der Pflanzen gebrauchen, den Saamen, die Früchte, die Blätter, die Stängel, die Rinde, das Mark, und die Wurzeln. Man kann auch sowohl entwickelte und reife, als unreife Pflanzen, Schosse und Knospen nützen. Man genießt manche Pflanzen und Früchte entweder roh, oder bereitet sie auf vielerley Art zu, und hebt sie durch künstliche Mittel zum Gebrauch auf.

Gewöhnliche Eintheilung der Pflanzen.

Man theilt die Gewächse ein: 1) in Bäume, wel-

welches veststämmige, hohe, lange, daurende, prächtige und schön in die Augen fallende Gewächse sind. In Absicht der Figur ihrer Blätter theilt man sie wieder ab in Laubhölzer, deren Blätter mehr oder weniger die Gestalt eines Herzens haben, und Nadelhölzer, die statt der Blätter aus spitzigen, steifen, den Nadeln ähnlichem Laube bestehen, wie man z. B. an den Tannen, Fichten 2c. sieht. 2) In Sträucher, deren Stamm zwar auch vest ist, sich aber gleich über der Erde in Zweige vertheilt, und nur eine geringe Höhe erreicht. Unter Stauden versteht man nichts anders, als dünne, und ganz niedrige Sträucher. 3) In Kräuter, deren Stamm, oder vielmehr Stengel, jährlich aus der Erde hervorgeht, und am Ende des Herbsts verdorrt. 4) In Palmengewächse. Diese Pflanzenarten übertreffen zwar die Bäume gemeiniglich an Höhe; haben aber keine Aeste und Zweige, sondern Knoten, die an dem prächtig, schlanken Stamm in besonderer Ordnung sitzen, und aus ehemalig abgefallenen Blättern entstehen. Die noch stehenden Blätter fangen sich erst am Gipfel des Baums an, geben ihm die prächtige Gestalt einer Krone, sind gemeiniglich von erstaunlicher Länge nnd Br.ite, bleiben immer grün und treiben zwischen sich die Büschelförmigen Blüthen hervor, die oft zu ungewöhnlich großen Früchten wachsen. 5) In Gräser; strohartige Gewächse, welche lange, einfache, knotigte, mit Mark angefüllte Halme haben. Es gehören dahin alle Getraide- und Schilfarten, auch der Flachs, Hanf 2c.

6) In

6) In Farrenkräuter; Pflanzen, aus deren Wurzeln unmittelbar der Blätterstiel in Gestalt eines Strunks hervorgeht, und an dessen beyden Seiten die Blätter wie Zweige sitzen. 7) In Moose; Pflanzen mit sehr kleinen, aber doch deutlichen Stielen, und eben so kleinen, krausen, immer grünen Blättern. 8) In Pilze; weiche, saftige Körper, ohne Blätter. Auf dem Strunk der meisten sitzt ein Huth oder Deckel; einige aber machen krause, den Hirschhörnern ähnliche Figuren. Sie wachsen theils auf oder in der Erde: dann heißen diese Gewächse eigentlich Pilze; oder an Bäumen, dann nennt man sie Schwämme. Unter den Pilzen sind die Morcheln, die Trüffeln und die wohlriechenden Champignons eßbar, den übrigen darf man nicht trauen, und die stinkenden muß man durchgängig ungenossen lassen.

Der Baum. Ein Gespräch.

Wilhelm. Ach, wie schön sieht der Apfelbaum mit seinen vielen Blüthen aus; wenn diese alle daran blieben: so würden wir in dem Jahre viel Aepfel von dem Baume bekommen.

Vater. Aber diese Aepfel würden auch denn so klein bleiben, wie sie sonst nicht gewesen sind.

Wilhelm. Wie sollte das zugehen, lieber Vater?

V. Der Baum würde zu den vielen Früchten nicht so viel Nahrung in sich ziehen können, wie dazu erfordert würde.

W. Was helfen denn die unzählbaren Blüthen daran, wenn so viele davon abfallen? V. Aer-

V. Aergertest du dich vorhin, da du den Baum ansahest? W. Nein, ich freute mich darüber. —

V. Tritt aber einmal unter den Baum und höre!

W. — Ach, es sumsen ja Bienen darin; die hohlen gewiß ihre Nahrung aus den Blüthen.

V. Allerdings. Sind nun nicht auch die Blüthen, welche dir überflüßig zu seyn scheinen, nützlich? W. Ja, sehr nützlich.

V. Wenn sie aber abfallen, so sind sie so wohl, als die Blätter, dem Baume ein Dünger.

W. Gott hat wohl nichts vergeblich entstehen lassen?

V. Das können wir dem guten und weisen Gotte zutrauen. Und wenn wir beyde jetzt nicht wissen, wozu manches da ist; so können wir es noch erfahren, wenn man sich die Mühe geben wird, es zu erforschen. —

W. Lieber Vater, sind die Wurzeln nicht dazu an einem Baume, damit er vest steht, und nicht vom Winde umgewehet wird?

V. Ja, sie ziehen aber auch aus der Erde Nahrung für den Baum, wie die untere Seite der Blätter es ebenfalls thut.

W. Aber die Rinde?

V. Diese ist gleichsam das Kleid und der Schutz des Baums, ohne welche er sehr leicht beschädigt werden könnte, auch gar nicht wachsen würde; weil diese Rinde die darunter befindliche Haut, den Bast, bedeckt.

W. Wenn dieser Bast nicht darunter wäre; so würde der Saft durch die gröbere Rinde dringen. — Ach, wie herrlich hat Gott alles gemacht!

V. Aber siehst du nicht noch etwas an diesem Baume, und an allen andern Bäumen? W. Die schönen grünen Blätter.

V. Diese dienen dem Baume nicht allein zur Zierde; sondern, wie du vorhin gehöret hast, auch zum Nutzen. Aber die Zweige sind wohl jeder für sich dicker, als der Stamm?

W. Nein, sonst würde der dünne Stamm die Zweige nicht tragen, und der ganze Baum bald umfallen. Es ist also gut, daß der Stamm dicker und stärker ist, als die einzelnen Zweige eines Baums sind.

V. Wenn du so Gottes Werke oft betrachtest, und über deren Einrichtung anhaltend nachdenkst; so wirst du immer mehr erfahren: daß alles nützlich und nichts vergeblich sey, was der weise Gott hat entstehen lassen. Ich werde sehen, ob du mir morgen Bäume nennen kannst.

Ein Gespräch.

Vater. Heinrich, kennst du wohl einige Erdarten?

Heinrich. O ja, lieber Vater, Lehm, Thon, Bolus, Kreide, Sand, Mergel, mancherley Farbenerden, Walkerde, und einige andere, die kenne ich noch nicht.

V. Ob diese auch wohl nützlich sind?

H. Sehr nützlich; denn z. E. den Lehm braucht man zum Bauen. Man kann auch den sandigten Boden damit verbessern.

V. Weißt du, wozu man manche Thonarten gebraucht?

H. Man macht davon Dach = und Mauersteine, Töpfe, Tiegeln, Schüsseln, Teller, Ofenkacheln, Schmelztiegel und andere Gefässe, Tobackspfeiffen, Steingut, unächtes und ächtes Porzellan. Ich habe gelesen, daß dieß lezte die Erfindung eines Deutschen sey.

V. Das ist wahr. Kannst du mir wohl einige Steine nennen?

H. Ja: der Kalkstein, der Feldstein, der Feuerstein, der Sandstein, der Marmor, der Schiefer, der Gypsstein, der Bimsstein, der Alabaster, —

V. Es giebt noch mehrere: der Magnet, welcher Eisen nach sich ziehet, der Achat, der Karneol, der Jaspis, die Perlen, der Serpentinstein, der Onyx, der Speckstein, versteinerte Sachen, — Hast du nicht auch vom Diamant, Rubin, Smaragd und Granat was gehört? Heinrich. Ja, das sind Edelsteine.

Vater. Warum mag man diese, und noch manche andere Edelsteine nennen?

Heinrich. Weil sie selten sind, und die Menschen diesen Steinen einen vorzüglichen Werth gegeben haben.

Vater. Wozu brauchen vornehme und reiche Leute dieselben?

Heinrich. Dazu, um sich damit zu putzen.

Von den Metallen. Ein Gespräch.

Vater. Sieh, mein Sohn, hier habe ich ein Zweygroschenstück, und hier ist noch ein Stück Geld, welches drey Thaler gilt, man nennt es einen Ducaten.

Wo=

Woran unterscheidest du das Zweygroschenstück von diesem Ducaten?

Sohn. Das Zweygroschenstück ist weiß, und der Dukaten gelb, jenes gilt auch nicht so viel, als dieser.

Vater. Aber wovon ist das Zweygroschenstück gemacht? Sohn. Von Silber.

Vater. Und wovon der Dukaten?

Sohn. Von Gold.

Vater. Wovon ist aber der Kessel gemacht?

Sohn. Von Kupfer.

V. Aber dieser Teller? Sohn. Von Zinn.

Vater. Womit sind die Fensterscheiben eingefaßt? Sohn. Mit Bley.

Vater. Und wovon ist die Zange, das Schloß, der Nagel ꝛc. gemacht? Sohn. Von Eisen.

Vater. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley und Eisen, diese sechs schweren Körper nennt man Metalle. Diese sind wohl schädlich?

Sohn. Nein, sehr nützlich; denn es werden viele nöthige und nützliche Dinge daraus gemacht.

V. Aus Gold und Silber macht man nicht allein Geld; sondern die Goldschmiede verarbeiten es auch zu mancherley Zierrathen, Gefässen, Werkzeugen und Geräthschaften. Morgen sollst du mir einmal Dinge nennen, die von Gold und Silber gemacht werden.

Sohn. Ach ja, lieber Vater, — wo kommt denn Gold und Silber her?

Vater. Alle Metalle werden mit Mühe, Gefahr und Kosten aus der Erde gebracht. —

Sohn. Aber ein so klein Stück Gold, wie Sie da haben, kostet schon drey Thaler! — Wenn nun Feldsteine Gold wären, dann würde ich mir viele einsammlen.

Vater. Wäre dann auch das Gold wohl so theuer?

Sohn. — Nein, denn andre Leute könnten alsdenn eben dasselbe thun, und dann wäre es nicht selten. —

Gestern sagte mein Herr Vetter: daß seine silbernen Schnallen von vierzehn löthigen Silber gemacht wären, wie ist das zu verstehen?

Vater. Wenn unter einer Mark Silber (das sind sechzehn Loth) gar kein Kupfer oder anderes Metall ist, so ist es sechzehnlöthiges Silber. Funfzehn Loth Silber und ein Loth Kupfer ist funfzehnlöthiges Silber; vierzehn Loth Silber und zwey Loth Kupfer machen vierzehnlöthiges Silber aus, und so geht es weiter herab.

Aber macht dich Gold und Silber wohl klüger oder besser?

Sohn. Nein; denn beydes sind leblose Dinge; aber man kann doch für dasselbe was nützliches lernen.

Vater. Darin hast du Recht, und wenn man es dazu anwendet, dann handelt man klug. —

Sohn. Wenn man viel Geld hat; so kann man sich auch kostbare Sachen anschaffen und besser leben?

Vater. Die kostbaren Sachen und das Besserleben hülfen deiner Seele, die da ewig lebt, doch nichts. — Höre, mein Sohn, ich weiß, du bist mir gut, und

und es würde dir gewiß nahe gehen, wenn ich stürbe. Wenn ich aber stürbe, und du hättest viel Geld, würde dich das wohl zufrieden machen?

Sohn. Ach, ich weiß nicht wie mir wird, wenn ich daran denke: daß Sie einmal sterben werden. — Ich würde alles für Ihr Leben gern hingeben. Ihr Leben, Ihre Gesundheit und Wohlfahrt sind mir lieber, als alles in der Welt.

Vater. Wenn ich einst aber sterbe, und du bist davon vest überzeugt: daß du einmal bey mir in den Himmel kommen wirst, wo wir in noch herzlicherm Umgang mit einander leben und uns ewig freuen, wo wir es sehr gut haben und uns niemals von einander trennen werden; — wenn du dieß weißt, sage ich, wirst du dich dann nicht eher zufrieden geben, als wenn du von dem allen nichts wüßtest?

Sohn. Das ist wohl wahr. Aber —

Vater. Du willst sagen: Es ist doch ein großer Schmerz, sich von einem Geliebten getrennt zu sehen. Sohn. Ja.

V. Mit deiner Betrübniß würdest du aber nichts ausrichten, sondern deiner Gesundheit schaden. Noch eins. Gold und Silber und Kostbarkeiten können dir genommen, um das alles kannst du betrogen werden; oder wenn du alles auch wirklich bis an dein Ende behieltest, und du stürbest, wie würde es alsdenn damit?

Sohn. Ich würde es hier lassen müssen

Vater. Aber Klugheit und ein gut Gewissen?

Sohn. Das nehme ich mit in den Himmel.

Vater. Das merke dir, mein Sohn, und schätze nie solche Dinge zu hoch, die nur hier auf der Erde gelten.

Vom Nutzen der Mineralien.

Der Nutzen der Mineralien bestehet sonderlich darin, daß die Erden dem Pflanzenreiche und dadurch auch dem Thierreiche Nahrung verschaffen; daß sie zu Arzeneyen, zum Bauen, zu Gefäßen von Thon und Porzellan, zu Farben, zur Politur der Metalle u. s. w. gebraucht werden. Die Steine dienen zur Vestigkeit der Erde, sonderlich der Berge und Ufer, zum Bauen, zu Farben, zum Feueranschlagen, zum Glasmachen, zum Wetzen der Messer, u. dgl. Die Salze geben allen Speisen und Getränken ihren Geschmack, werden zu Arzeneyen, zu Farben, zum Schießpulver, und fast in allen Künsten gebraucht.

Vom Nutzen der Mineralien.

Fortsetzung.

Die Erdharze werden zu Arzeneyen, Farben, zum Kütt, zum Räuchern, zur Feurung gebraucht. Die Metalle dienen zu Geldmünzen, zum Bauen, zu Geräthen und Instrumenten, ingleichen zu Arzeneyen; insonderheit kann keine Kunst, kein Handwerk und Gewerbe des Eisens entbehren, welches

das=

daher auch unter allen am häufigsten und überall auf der Erde gefunden wird. Die Halbmetalle dienen zur Arzeney, zu Farben, zur Reinigung und Veränderung der Metalle, und insonderheit das Quecksilber zum Verguldeu, zu Spiegeln, Barometern und Thermometern. Die Versteinerungen haben außerdem, daß sie Denkmale vorgegangener großer Veränderungen der Erde sind, den Nutzen der Steinarten, woraus sie bestehen.

Vom Zusammenhange der Geschöpfe.

Alle Dinge, welche Gott auf unsrer Erde hervorgebracht hat, haben unter sich einen bewundernswürdigen Zusammenhang, und dienen einander zur gemeinschaftlichen Erhaltung. Die Gewächse bekommen ihren Unterhalt aus der Erde; die Thiere den ihrigen wieder aus den Gewächsen, und die Menschen aus den Gewächsen und Thieren. Alle diese Dinge werden nachgehends wieder in ihren ersten Grundstoff verwandelt, und so wie die Erde der Pflanze, die Pflanze dem Wurme, der Wurm dem Vogel, der Vogel dem wilden Thiere zur Nahrung dient, so nährt sich umgekehrt vom wilden Thiere der Habicht, von dem Habicht der Wurm, von dem Wurme die Pflanze, und von der Pflanze die Erde. Und selbst der Mensch, der alles zu seinem Gebrauche anzuwenden weiß, wird endlich dem Wurm und der Erde zum Raube.

Vollkommenheit der Geschöpfe.

Unter den Geschöpfen Gottes herscht vom größten bis zum kleinsten die bewundernswürdigste Ordnung. Alle erschaffene Wesen sind gleichsam eine unermeßlich lange Kette. In derselben fehlet kein Glied, keins ist unförmlich, jedes ist zur Vollkommenheit des Ganzen unentbehrlich. So ist auch jeder Theil der Schöpfung, für sich betrachtet, vollkommen gebildet, und jedes Werk Gottes hat seine eigene Schönheit. Je näher man mit einem Vergrößerungsglase auch die prächtigsten Kunstwerke der Menschen betrachtet, desto rauher und unförmlicher erscheinen sie. Gottes Werke aber sind immer schön, und wir mögen sie mit oder ohne Vergrößerungsglas betrachten, so finden wir sie immer vollkommen und ohne Tadel.

Stufenfolge der Geschöpfe.

Man bemerkt in der ganzen Natur eine so bewundernswürdige Stufenfolge, oder einen so unmerklichen Fortgang von der einfachsten Vollkommenheit zur zusammengesetzten, daß man mit Recht sagen kann: in der ganzen Natur ist kein Sprung. Selbst die drey Naturreiche fließen zusammen, daß man nicht eigentlich sagen kann, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Aus dem Steinreiche machen die steinigten Meerpflanzen, z. B. die Corallen den Uebergang ins Pflanzenreich. Diese verknüpfen die Thierpflanzen (Polypen) mit dem Thierreich. In die-

diesem hangen die kriechenden Thiere durch die Wasserschlange mit den Fischen zusammen; die Fische durch den fliegenden Fisch mit den Vögeln; diese durch die Fledermaus und das fliegende Eichhorn mit den vierfüßigen Thieren, und diese durch den Affen mit den Menschen.

Lieber Karl!

Wie geht es zu, daß du in so langer Zeit nicht an mich geschrieben hast? Du wirst doch wohl nicht aufhören, über Gott, über seine unzähligen Geschöpfe, über die verschiedenen Bedürfnisse, Handthierungen, Vergnügungen und Lebensart der Menschen, über das, was wir gegen Gott und unsern Mitmenschen zu thun schuldig sind, nachzudenken? — So lange ich lebe und meinen Verstand habe, so lange werde ich fortfahren, hierüber oft Betrachtungen anzustellen; denn das macht mir manche frohe Stunde. Wird das nicht auch Gott gefallen, wenn er sieht: daß seine Menschen ihren Verstand so nützlich anwenden? Ja, lieber Karl, Gott hat sogar in seinem Buche uns gesagt: daß wir nicht unverständig, sondern verständig werden sollen, denn das sey sein Wille. — Antworte mir bald auf meinen Brief und glaube, daß ich immer bleiben werde

Dein

aufrichtiger Bruder

Heinrich.

Von den Trieben der Thiere.

Was ich neulich im Allgemeinen von den Trieben der Thiere sagte, das habt ihr in den einzelnen Erzählungen bestätigt gefunden, wo ihr euch so manchmal über die bewundernswürdige, jedem angemessene Organisation, und die Oekonomie eines jeden freuetet. — Möchtet ihr nun aber nicht auch gerne wissen, wo die Thiere, sie so einzurichten, gelernt haben?

Lernen heißt, wie ihr wißt, durch Beschreibung oder Erklärung, welche man mir macht, mit einem Dinge, von welchem ich vorher nichts wußte, bekannt werden. Vor kurzem, z. B. wußtet ihr noch nichts davon, daß alle auf unsrer Erde befindlichen Körper am Ende aus einerley, nur bald so, bald anders gemischten, Bestandtheilen zusammengesetzt seyen. Nun da ich euch das erklärt habe, wißt ihr es. Ihr habt es gelernt. — Vor einem halben Jahre konnte Meister Franzens August noch keine Schuhe machen, nun aber, da jener es ihm gewiesen, und er dabey aufmerksam gewesen ist, kann er es. Bey dem ersten und zweyten Paare wollte es noch nicht recht gehen, es gieng aber immer besser, je mehr er Uebung darin bekam. — Ihr wißt das auch recht gut, daß man etwas nicht gleich auf das erste Mal lernt, deshalb seyd ihr nicht nur recht aufmerksam beym Unterrichte, sondern sucht euch auch, wenn es Geistesarbeiten sind, durch ein fortwährendes Nachdenken, sind es Handarbeiten, durch eine beständige Uebung, so vertraut mit dem Vortrage oder Gegenstande zu machen, bis es besser von Statten geht, als Anfangs.

Ja bey den Handarbeiten sogar denkt ihr immer nach, und fragt euch selbst; warum das so gemacht werde, und dadurch werdet ihr immer mehr in den Stand gesetzt, die Sachen recht ordentlich zu machen.

Neulich war ich in einer Schule, wo unter den vielen Schülern einer saß, zu welchem der Lehrer sagte: „Du wirst nie etwas lernen, denn du bist nie aufmerksam; wenn ich etwas sage, denkst du immer an andre Sachen, als an die, von welchen eben die Rede ist. Daher kommt es, daß du nichts merkst.“ Dieser Knabe wird nie so klug werden, als die andern, denn wer eine vorgetragene Sache nicht merkt, der weiß nichts von ihr, wenn sie wieder vorkömmt. — Die Fähigkeit, etwas zu merken aber, heißt Gedächtniß.

Unter diesen Schülern war aber auch ein andrer, den fragte der Lehrer: „Wie viel sind Naturreiche?“ — Drey — „Was gehört in das erste?“ — „Die Mineralien.“ — „In das zweyte?“ — „Die Pflanzen.“ — „In das dritte?“ — „Die Thiere.“ — — — Dieß hatte sich der Knabe alles gemerkt, er hatte also ein gutes Gedächtniß. Nun fragte ihn aber der Lehrer weiter, „warum gehören die Pflanzen nicht in das Mineralreich?“ — Da wußte er nichts zu antworten. Du wirst einmal kein kluger Mensch werden, sagte der Lehrer, und fragte einen andern Knaben. Dieser antwortete: „weil die Pflanzen ganz anders gebaut sind, als die Mineralien, und also ein Unterschied zwischen ihnen ist.“ — „Das ist gut, sagte der Lehrer, wenn man zwey Din-

ge von einander trennt, sie nicht in eine Classe mit einander setzt; so müssen sie von einander verschieden seyn. Um diesen Unterschied zwischen beyden zu finden, was muß man da aber thun?" — Man muß sie mit einander vergleichen." „Ja, sagte der Lehrer, man muß die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen ihnen aufsuchen. Wenn man nun aber dieß thut, und von einem Dinge sagt, daß es so und nicht anders sey, z. B., der Stein ist empfindungslos, was thut man da?" — „Man urtheilt", antwortete der Knabe. Wenn ich nun aber sage, der Stein ist empfindungslos, die Pflanze aber ist es nicht, folglich ist die Pflanze kein Stein, — was thue ich da?" — „Sie schliessen." — „Wie fieng ich dieß aber an?" — „Sie bewiesen mir aus zwey bekannten Urtheilen die Wahrheit eines Dritten *)" — Hierauf wandte sich der Lehrer wieder zu dem vorigen Knaben, und sagte: „Siehst du, Joachim! das muß man alles thun, um klug zu werden. Man muß die Dinge mit einander vergleichen, dann kann man sie beurtheilen, und wenn man recht viele, die man gesehen oder gethan, richtig beurtheilt hat; so kann man dann immer im Voraus schließen, wie ein Drittes, das man noch nicht gesehen hat, oder etwa erst thun will, ausfallen werde, dadurch lernt man aber seine Sachen immer besser machen. Wenn Hänschen bloß merkt, wie es Hans gemacht hat; so wird er es zwar wohl machen lernen, aber wohl schwerlich neue Vortheile erfinden, wie er es leichter oder be-

que-

*) Verstandesübungen. 1. B. S. 177—183.

quemer machen könne, und so wohl schwerlich einmal Wilhelm Denkers Grabschrift erhalten:

Besser machen, besser werden,
War stets seine Lust auf Erden*).

Das Vermögen aber, dieß alles so zu verrichten, und dadurch die Sachen deutlich einzusehen, und deutliche Vorstellungen von ihnen zu bekommen, nennt man den Verstand. Den bildet man durch Aufmerksamkeit und Lernen immer mehr aus, und das Gedächtniß ist ein sehr gutes Hülfsmittel dazu. — —

Dadurch seht ihr nun wohl ein, daß die Thiere Gedächtniß, Verstand und viel Aufmerksamkeit auf ihre Alten haben müssen, wenn sie dieß in ihrer Jugend zu der bewundernswürdigen Fertigkeit sollen bringen lernen, welche wir an ihnen bemerken.

Nicht wahr, ihr meynt dieß? — Und es ist — nicht so!

Darüber scheint ihr euch nun zu verwundern, Ich muß es euch also schon beweisen. Ihr thut schon recht daran, daß ihr ohne Beweiß, d. h., ohne daß der andre euch von der Wahrheit eines Satzes deutlich überzeugt hat, niemanden etwas glaubt, denn sonst wird man leicht betrogen. Ich muß also beweisen.

Der Vogel, meine jungen Freunde! baut sich z. B. ein Nest. Ihr wißt, zu welcher Zeit, und zu welchem Behuf. Er brütet seine Jungen darin aus. Wenn diese aber flügge sind, warten sie da wohl erst auf die Alten, daß diese sie hinführen, wo ihre Nahrung ist, und sie dieselbe kennen lehren? — Nichts we-

*) Noth- und Hülfs-Büchlein.

weniger. Kaum fühlt der junge Vogel Kraft genug in seinen Flügeln, um das Nest verlassen zu können; so fliegt er aus, kennt und findet unangewiesen seine Nahrung. — Das junge Küchelchen läuft oft schon nach ihr, wenn es sich kaum aus dem Eie herausgepickt, und die Schaale noch auf dem Kopfe hat. — — Kein Vogel aber baut das Jahr zwey Nester, woran etwa die Jungen die besondern Griffe lernen, oder was sie dazu nehmen sollten, sehen könnten. Nach Verfluß des Jahres aber, wenn der junge Vogel sich nun selbst paart, baut er dennoch ein Nest, eben so künstlich, wie seiner Eltern ihres war, ja noch mehr, er baut es gerade in der nemlichen Form, und alle Vögel von einer Art, bauen es in derselben Form.

Gelernt aber können sie es dennoch nicht haben.

Ich will euch noch ein auffallenderes Beyspiel anführen. Wenn man einen jungen Zugvogel einfängt, der noch keine Reise mitgemacht hat, der also nicht wissen kann, weder, was seine Alten, noch die übrigen Vögel seiner Art sonst gethan haben, noch jezt thun; so wird er doch gegen den Herbst hin in seinem Bauer unruhig; läuft hin und her, flattert, ordentlich, als wenn er sagen wollte: jezt ist die Zeit, wo ich von hier fort muß.

Dazu unterwiesen kann er nicht seyn.

Ein junger Hamster, welchen ich sonst in meinem Vorzimmer hatte, lief den ganzen Sommer über in demselben umher, und hatte sich sehr an mich gewöhnt.

Da der Herbst kam, kroch er immer in die Winkel, und gegen Annäherung des Winters konnt' ich ihn nicht finden. Ich glaubte schon, er sey weg, als ich ihn einst unter einem Haufen alter Papiere, welche ich wegschaffen wollte, versteckt fand, ordentlich, als müßte er den Winter über unter der Erde seyn.

Er konnte das nicht gelernt haben!

Gehen wir die ganze oben aufgeführte Reihe von Thieren durch, so werden wir überall dasselbe finden. Bey einigen habe ich damals schon darauf hingedeutet. — Glaubwürdige Beobachter erzählen es von denen, die sich in entlegenen Gegenden befinden, und an denen bey uns lebenden, können wir die Beobachtung selbst anstellen.

Der Biber z. B. baut nur einmal in seinem Leben, denn wenn sein Gebäude von der Fluth zerstört wird; so bessert er es bloß aus, zerstören es ihm die Menschen, so baut er gar nicht wieder. Wo sollten also wohl die Jungen die Baukunst gelernt haben? — Der alte Bock stößt nicht etwa den Jungen von dem ihm schädlichen Futter weg, und weiset ihm das nützliche; der Ochse nicht das Kalb; das Schwein nicht das Ferkel; das Schaaf nicht das Lamm u. s. f. — gleich beym ersten Mal Fressen lassen sie jenes liegen, und nehmen bloß dieses. — Ihre Kräuterkenntniß kann also nicht von einer Unterweisung herrühren! Der alte Fuchs nimmt nicht den jungen mit, um seine List ihm beyzubringen, sondern ungelehrt übt dieser, wenn er selbst wegschleicht, dieselbe aus.

Doch

Doch, was will ich euch da lange Beyspiele anführen. Wenn die Thiere dieß lernten; so müßten sie im ganzen genommen, klüger als selbst die Menschen seyn. Paul bringt seine Ausarbeitung immer besser als Heinrich. Leonore flickt, näht, zeichnet besser als Friederike. Paul und Leonore waren aber gleich wohl nicht etwa aufmerksamer beym Unterricht, und man weiß auch, daß Heinrich und Friederike sich beständig geübt, sich alle nur mögliche Mühe gegeben, um jenen gleich zu kommen, ohne doch jemals es dahin bringen zu können. Sie hatten nemlich nicht so viele natürliche Fähigkeiten als jene. Bey den Thieren aber ist das ganz anders. Jedes Thier von einer Art, verrichtet alle zu seinem Wohlseyn abzweckenden Handlungen mit derselben Fertigkeit, als jedes andere.

Ob es nun wohl noch ein Werk der Ueberlegung ist?

„Auf einem Tische stand eine Tasse Kaffee und ein Dintenfaß, daneben lag ein Kaffeelöffel, und eine Feder, ein Bogen Papier und ein Schnupftuch. Nun sagte der Vater zu dir: schreib' einmal etwas, damit ich sehe, wie du schreiben kanst: Nach was griffst du?„

„Nach der Feder.„

„Wohinein tauchtest du?„

„In das Dintenfaß.„

„Worauf schriebst du?„

„Auf den Bogen Papier.„

„Wie kam es, daß du nicht den Kaffeelöffel ergriffst, in die Tasse Kaffee tauchtest, und auf das Schnupftuch schriebest?

„Weil

„Weil ich weiß, daß das nicht angeht, und daß man nimmermehr damit würde schreiben können.„

Du dachtest also in der Geschwingigkeit bey dir selbst, du sollst schreiben, und da mußt du etwas haben, worauf und womit du schreibst. Nicht wahr?

„Allerdings.„

„Fränzchen, dein anderthalbjähriger Bruder mochte das auch denken, denn er hatte den Vater und dich zuweilen schreiben sehen, und hatte sich gemerkt, wie ihr es machtet. Aber Fränzchen griff nach dem Kaffeelöffel, tauchte in den Kaffee, und würde auf das Schnupftuch gekleckst haben, wenn es ihm der Vater nicht noch weg nahm. — Warum that der das, und du nicht?„

„Fränzchen wußte noch nicht, was man zum Schreiben eigentlich braucht, ich aber wußte es, und nahm das, was ich brauchte.„

Unter mehreren Dingen aber gerade das wählen, was man gerade zu seinem Zwecke braucht, setzt Ueberlegung voraus. Du hattest dir also dieß vorher überlegt, d. h., du hattest bey dir selbst bedacht, welches von den zwey Dingen du zu wählen habest. Da wurde aber vorausgesetzt; daß du die Dinge kanntest, denn weil sie Fränzchen nicht kannte, wählte er das unrechte. — Es wird aber eine Zeit kommen, wo Fränzchen auch das rechte wählen wird, und wann meynest du, werde diese Zeit kommen?

„Wenn Fränzchen erst die Dinge wird kennen gelernt haben, dann wird er sie auch ordentlich brauchen.„

„Wenn er sie nun aber nie kennen lernte?„

„Dann

„Dann würde er sie auch nicht brauchen lernen, und immer so ein kleiner Tappes bleiben.„

„Gut denn. Wer also überlegen soll, der muß die Dinge kennen.

Von sich selbst kennt er aber keins, und muß sie folglich kennen lernen. Nun haben wir aber schon gesehen, daß die Thiere im eigentlichen Verstande nichts lernen. Kann also wohl ihre Oekonomie ein Werk der Ueberlegung seyn?„

„Nein.„

Man sieht dieß also mit leichter Mühe ein. Um es aber euch völlig zu bestättigen, will ich euch einige Beyspiele anführen.

Im Sommer ist es recht hübsch warm, und kein Mensch heitzt in seiner Stube ein. Gleichwohl aber kauffen sich die Leute Holz. Sie wissen nähmlich, daß der Sommer nicht immer dauert, und man im Winter eine warme Stube haben muß. Sie haben dieß gar oft erfahren, und sorgen also für die Zukunft. — Betrachte dagegen die junge Schwalbe. Vorigen Frühling ward sie erst gebrüter, noch hat sie keinen Winter erlebt, und jezt im Herbst — zieht sie dennoch entweder fort, oder verbirgt sich im Sumpfe. Auch der Bär, der noch keinen Winter erlebt hat, sucht dennoch gegen Annäherung desselben, eine Höhle und verstopft sie.

Wenn dieß ein Werk der Ueberlegung wäre; so müßte man sie einem Winter erst so herumflattern, so herumgehen, und den darauf folgenden sich erst verbergen sehen. — — Freylich würden die mei=

meisten diese Erfahrung mit dem Leben büßen müssen.

Wenn der Jäger auf die Jagd geht, so hat er seine Büchse geladen, um das Wild damit zu schießen. — Dort sieht er einen Haasen laufen, und flugs ereilt ihn das tödtliche Geschoß. Indem er weiter geht, findet er einen todten Haasen auf seinem Wege liegen, der eigentlich nicht brauchbar ist. Gesetzt aber auch, er wäre brauchbar; so würde er ihn doch nicht schießen, denn entlaufen könnt er ihm ja ohnedem nicht. Als ich euch aber neulich von dem Wiesel erzählte, da sahet ihr wohl, daß es den Vögeln die Flügel zuerst zerbiß, damit sie ihm nicht wieder davon flattern möchten, allein es thut dieß auch, wenn es schon todte Vögel findet. Sagt aber selbst, ob es dieß thun würde, wenn diese Handlung eine überlegte wäre.

Endlich aber wißt ihr auch, daß ein Mensch von zwanzig Jahren die Dinge und Handlungen besser überlegt, als einer von zehn, einer von vierzig besser, als einer von zwanzig u. s. f. Es giebt zwar wohl Leute von zwanzig, vierzig und mehreren Jahren, welche sich eben nicht damit beschweren, viel zu überlegen; von diesen sagt man aber auch, daß sie wie Kinder denken und handeln. Genug, von mehrerer Erfahrung setzt man mehr Ueberlegung voraus, von mehrerer Ueberlegung „ein besser Werden, besser Machen.„ Ist dieß aber wohl bey den Thieren der Fall? Die Jungen bauen so gut, wie die Alten, die Alten sind nicht geschickter, ihre Beute zu verfolgen, oder verschlagner den Feinden zu entkommen, als die Jun-

gen. Und halten wir die Erzählungen alter Schriftsteller gegen die jetzige Erfahrung; so finden wir, daß jezt die Thiere um nichts klüger sind, als sie vor Jahrtausenden waren. Gleiche Kenntniß also, gleiche Geschicklichkeit! Kein Vorwärtsschreiten zu mehrerer Vollkommenheit, kein Fortrücken, keine neue Erfindung, — — wie dieß doch, wenn ihre Handlungen von Ueberlegung stammten, sich zeigen müßte.

Wenn nun aber, meine jungen Freunde! die ganze von den Thieren für ihr Wohlseyn getroffene Einrichtung weder von ihnen erlernt, noch ihrer Ueberlegung zuzuschreiben ist, wie wir bewiesen haben, und man im Gegentheile bey jedem einzelnen und bey allen insgesammt augenscheinlich überführt wird, daß sie gleich nach ihrer Geburt alles das kennen, was sie brauchen, schon Meister von jeder ihnen nothwendigen Geschicklichkeit sind: — was können wir da anders schließen, als daß diese Kenntnisse und Fertigkeiten und die Ausübung derselben eben so unzertrennlich mit ihrer Natur verbunden sind, als jedes eigne zu seiner Lebensweise passende Nahrungsorgane hat? — Und dem ist also.

Man sagt, die Thiere haben Instinkt, d. h., ein ihnen angebornes Vermögen, ohne allen empfangenen Unterricht, unwillkührlich, und aus einem innern Drange, solche Anstalten zu machen, und Handlungen zu begehen, wodurch ihr Wohlseyn erhalten wird.

Daß das Vermögen angebohren sey, und kein Unterricht bey ihnen statt finde, ist bereits gezeigt worden. Daß die Anstalten und Handlungen aber un-

will-

willkührlich, und aus einem innern Drange geschehen, davon bin ich euch noch einen kleinen Beweiß schuldig.

Wenn z. B. bauen die Vögel sich ihre Nester? — Im Frühlinge, so viel es ihrer giebt. Keiner später. Und warum nicht im Sommer? — Warum versuchte noch keiner der Zugvögel den Winter über hier zu bleiben, und sich, so gut, als möglich, vor der Kälte hier zu schützen? Warum ziehen sie alle fort? — — Solcher Fragen könnte ich leichtlich mehrere aufwerfen und sie alle würden euch zeigen, daß wir uns entweder die ganze Erscheinung gar nicht erklären können, oder gezwungen sind, anzunehmen, daß aus einem innern Drange die Thiere so handeln.

Man nennt ihn Trieb, gleichsam, als würden die Thiere getrieben, so zu handeln, und unterscheidet zwey Arten desselben bey ihnen, den Naturtrieb nemlich, vermöge dessen sie alles, was zu ihrer Nahrung gehört, sich verschaffen, dem Feind Widerstand thun, oder ihm entgehen, und die Fortpflanzung ihres Geschlechts besorgen. Und wiewohl die andre Art den Thieren eben so natürlich als jene ist, hat man sie doch den Kunsttrieb genannt, weil er sich immer durch Fertigkeiten und so geschickte Arbeiten äußert, welche, wenn der Mensch sie nachmachen sollte, viele Kunst erfordern würden. Einen solchen hat die Spinne, wenn sie ihr Netz webt, die Seidenraupe, wenn sie sich einpuppt, die Bienen, wenn sie ihre Zellen bauen und andere Thiere mehr.

Seht, meine Lieben! so ward für die Thiere gesorgt. Sie, die keiner Ueberlegung fähig sind, und

folglich, da sie doch bestimmt waren, für ihre Erhaltung und ihre Wohlfarth selbstthätig zu seyn, hätten verderben müssen, treibt ein uns unerklärbares Gefühl, zu einer Zeit, wo sie alles haben, was sie im kurzem schmerzlich entbehren müßten, diesem vorzubeugen, und alles Mißbehagens sich zu überheben, ehe es eintritt! Und so ist nichts in der Natur vergessen, alles hat, was es bedarf, jedes sein bescheidnes Theil! — Wie unendlich weise und gütig, großes unsichtbares Wesen, das ich mit meinen Augen nicht erkenne, und das doch überall, im kleinsten Wurme selbst sich mir offenbart, wie unendlich weise und gütig mußt du seyn — du, durch welches alles ward, wie es ist, alles bekam, was es hat.

Daß übrigens die Thiere Gedächtniß haben, auch Vorstellungsvermögen haben müssen, ist eine aus der alltäglichen Erfahrung so bekannte Sache, daß sie kaum einer Erwähnung verdient, und ich darf euch deshalb nur an den Hund erinnern. Er kann abgerichtet werden, und das wäre ohne Gedächtniß nicht möglich. Wenn ihm der Stock gezeigt wird; so verkriegt er sich, wenn sein Herr ihm Brod vorhält; so wedelt er mit dem Schwanze. Folglich muß er ein Vorstellungsvermögen haben. Schon diese beyden Beyspiele überheben mich vieler andern, die ich von mehrern Thieren anführen könnte. —

Diese Seelenfähigkeiten aber sind bey ihnen weit eingeschränkter, als bey dem Menschen. Sie erstrecken sich nicht viel weiter, als darauf, daß sie ihr Nest wiederfinden, einen Bären zum Tanzen, einen Hund

zum apportiren, einen Zeisig zum Futterziehen u. dgl. geschickt machen. Großentheils verrichten bey ihnen die Sinne, wozu bey uns die Seele mitwirken muß.

Von den Seelenfähigkeiten des Menschen.

L. Was hast du da, Lieber?

F. Eine gelbe Blume.

L. Woher weißt du denn, daß die Blume gelb ist?

F. Ich sehe es.

L. Woher weißt du denn, daß ich mit dir rede?

F. Ich höre es.

L. Womit siehst und hörst du denn?

F. Mit meinen Augen und Ohren.

L. Koste einmal das, und nun sage mir, was es ist?

F. Das ist Zucker.

L. Woher weißt du das? Es hat dirs ja niemand gesagt?

F. Ich schmecke es.

L. Womit schmeckst du denn?

F. Mit meiner Zunge.

L. Jezt kömmt jemand die Treppe herauf, wer mag das wohl seyn?

F. Meine Schwester Karoline wird es wohl seyn.

L. Woher willst du es nun wissen, daß sie es ist?

F. Ich denke es.

L. Du sprichst, ich denke es. Womit denkst du denn? Etwa auch mit deinen Augen?

F. Nein.

L. Nun, womit denn?

F. Mit dem Kopfe.

L. Aber

L. Aber Augen und Ohren sind ja am Kopfe; zudem besteht dein Kopf aus eben solchen Stücken, wie der ganze übrige andere Leib — aus Knochen, Haut, Blut, Mark und dergl. Welches von den Stücken soll denn denken können?

F. Keines von den allen.

L. Ja nun, so sage mir doch, was das ist, womit du denkst; sonst glaub ichs gar nicht, daß du denkst?

F. Ja ich weiß es nicht.

L. Nun, so muß ich dir es sagen: es ist die Seele.

F. Was ist das die Seele?

L. Etwas lebendiges in uns, das weder in unserm Kopfe noch in irgend einem Theile unsers Leibes ausschließlich ist, das wir auch nicht sehen können — aber aus seinen Wirkungen erkennen. — — Kannst du dir aber wohl ägyptische Hieroglyphen denken? (vorstellen).

F. Nein, ich habe ja nie welche gesehen.

L. Lateinische Schriftzeichen aber kannst du dir vorstellen?

F. O ja, ich habe ihrer sehr viele gesehen.

L. Neulich waren wir in dem Taubstummen Institute der Madam Heinicke, und da sahest du, daß diese einigen der Unglücklichen durch Minen zeigte, was sie thun sollten. Warum sagte sie es ihnen nicht, wie sie es dir gesagt haben würde?

F. Ey nun, diese armen Menschen würden ihre Worte nicht verstanden haben, denn sie waren taub.

L. Mögen sie sich nun wohl eine Vorstellung von dem Klange einer Glocke machen können?

F. Unmöglich.

L. Un-

L. Unserm Holzhacker Martin hieltst du neulich eine Rose vor. Was sagte er da zu dir?

F. Er rieche nichts mehr, seit er seine Nase erfroren habe.

L. Wird dieser nun wohl einen Unterschied im Geruche finden, ob er im Pferdestalle oder in einer Jasminlaube sitzt? F. Nein.

L. Als du vorige Woche durch deine Unvorsichtigkeit dir mit der heissen Suppe die Zunge verbrannt hattest, was klagtest du mir da?

F. Daß ich nicht schmecke.

L. Waren da deine Vorstellungen von den Speisen eben so als sonst?

F. Nein.

L. Und da vor dem Jahre du dir mit dem heißen Siegellack die Finger verbrannt hattest, gieng dir es da anders? F. Nein, eben so.

L. Was man also nicht sieht, hört, riecht, schmeckt oder fühlt, — wird man sich von dem wohl eine Vorstellung machen, wird man sich dies wohl denken können? F. Nein.

L. Diese fünf Vermögen aber, zu hören, zu sehen, zu schmecken, zu riechen und zu fühlen, nennt man die fünf Sinne. — Diese aber befinden sich, wo?

F. An dem Körper.

L. Wenn also die Seele des Menschen Vorstellungen von den Dingen außer ihr bekommen soll, was muß da zu diesem Behufe an dem Körper befindlich seyn? F. Er muß fünf Sinne haben.

2. Für jeden Sinn aber sind am Körper besondre Werkzeuge angebracht. Du selbst hast diese mir vorhin angegeben. Zum Sehen braucht man das Auge, zum Hören das Ohr, zum Schmecken die Zunge, zum Riechen die Nase, zu allen diesen mitwirkend, allein zum Fühlen ausschließlich — die Nerven.

Hieraus seht ihr aber, meine Lieben! daß ihr erst die Sinnenwerkzeuge, und die Nerven kennen müßt, bevor ihr von den Fähigkeiten und Wirkungen der Seele etwas hören, oder das Gehörte verstehen könnt. —

Von den Sinnwerkzeugen haben wir letzthin schon gesprochen. Auch habe ich euch damals gesagt, daß ohne die Nerven keine Empfindung möglich ist. Ich versprach euch aber auch damals von dem Nutzen derselben mehreres zu erzehlen, und jezt, da es nothwendig ist von ihren Wirkungen zu reden, will ich mein Versprechen erfüllen. Wir wollen also

Von den Nerven sprechen.

Ein italienischer Gelehrter, Spalanzani muthmaßte, daß es wohl mehr als 5 Sinne geben möchte. Er nahm eine Fledermaus, stach ihr die Augen aus, spannte in die Mitte seines Zimmers ein Netz auf, und ließ das Thier darauf zufliegen. So oft es demselben nahe kam, kehrte es um. Siehe da ein sechster Sinn! rief er aus. Nicht doch — sagten andere — durch Geruch und Gehör hat es das Netz wahrgenommen. Was that Spallanzani? Er nimmt heißes Siegellack, trüpft es dem Thier in die Nase und Ohren, und läßt es fliegen. Und das Thier — kehrt wieder um. Er hätte nun, um zu erfahren,

ren, ob sie wirklich einen sechsten Sinn habe, ihr die Nerven ausschneiden müssen, denn was anders als der Sinn des Gefühls konnte es seyn, wodurch dies Thier von dem ausgespannten Netze etwas wahrnahm.

Wie äußerst zart aber die Nervenwärzchen seyn müssen, erhellet schon daraus, daß wir durch sie auch das leiseste Lüftchen von außen gewahr werden. Wir können die Augen zumachen, und unterscheiden mit den bloßen Fingerspitzen auch das feinste Härchen.

Ein Blinder lernt durch Uebung im Fühlen sogar die Farben unterscheiden.

Ueberall an unserm ganzen Körper sind in der Fellhaut solche Nerven verbreitet, durch alle Muskeln laufen sie hin, daher ist es möglich, daß wir überall empfinden können. —

Einmal sah ich aber einen Menschen, welchem der Kopf war abgeschlagen worden. Noch waren an allen Theilen seines Rumpfes und seiner Glieder alle Nerven wie vorher empfindlich, aber dennoch empfand er nicht, man mochte mit diesen Theilen auch anfangen, was man immer wollte. — Wie mochte das wohl zugehen?

Woher die Nerven entsprangen, das habt ihr gehört, — im Gehirne. Da laufen alle aus, dahin laufen alle zurück. Dort ist ihr Hauptzusammenfluß. Alle Augenblicke werdet ihr davon überzeugt; denn ihr mögt euch nur angreifen, ihr mögt euch stoßen, schneiden, oder was ihr sonst wollt, gesetzt auch, daß es am äußersten Theile des Körpers, an einer Fußzehe etwa geschah, und in demselben Augenblicke empfindet ihr dies im Gehirne. Ihr habt eben-

falls gehört, woher es komme, von einer weißlichen äußerst subtilen Feuchtigkeit nämlich, welche in diesen weißen Fäden befindlich ist. Und so geht es mit allen Arten des Wahrnehmens, ihr möget hören oder sehen, u. s. w. und den Augenblick spürt ihr dies im Gehirn. Dieses also, und die übrigen den Körper durchlaufenden Nerven müssen mit einander in Verbindung stehen, wenn der Mensch empfinden soll. Weil aber das bey dem geköpften Menschen nicht der Fall war, konnte er auch nichts empfinden.

Neulich war ich in einem Tollhause, da sah ich viele Menschen, welche gar nicht so handelten und sprachen, wie sonst vernünftige zu sprechen und zu handeln pflegen. Ich sah einen Menschen mit zerlumpten Bettlerskleidern, welcher sich als einen König ankündigte; und uns seiner Gnade versicherte. Ein anderer lag die Länge nach auf dem Boden ausgestreckt, und bat uns recht flehentlich, ihn ja nicht etwa auf die Beine zu treten; denn diese wären von Stroh, und er also in Gefahr, zusammen zu knicken. Ein Frauenzimmer, dem Anschein nach von guter Erziehung, schauderte zusammen, als wir zu ihr hineintraten, suchte zitternd sich zu verbergen, und bat, wir möchten sie doch nicht zum Schaffotte führen, sie habe ja kein Kind gemordet, und sie hatte auch wirklich keins gemordet.

Seht, so würdet ihr alle nicht, so würde kein vernünftiger Mensch gehandelt haben. Der Arzt aber sagte auch, diese Menschen seyen nicht vernünftig, und könnten es nicht seyn, denn ihr Gehirn und Nervensystem

system seyen sehr in Unordnung, und erklärte uns dies alles noch deutlicher.

Ich würde euch diese Erklärung sogleich mittheilen, wenn ich voraussetzen dürfte, daß ihr schon wüßtet, wie es zugehe, daß ein Mensch vernünftig denke, denn ohne dies könnt ihr jene Erklärung nicht verstehen. Wir wollen aber den Versuch machen, ob wir uns von jenem nicht zuvor belehren können.

Empfinden; Erkennen.

Vors erste wären wir also über folgende Punkte einig:

1) Alle Gegenstände, welche wir erkennen sollen, müssen wir empfinden.

2) Empfinden heißt: gewahr werden, daß Gegenstände außer uns sind.

3) Wir können sie aber nicht empfinden, und natürlicher Weise auch nicht erkennen, ohne gewisse an unserm Körper befindliche Werkzeuge, durch welche sie einen Eindruck auf uns machen.

4) Diese Werkzeuge sind die Sinne und Nerven, welche sämmtlich mit dem Gehirne in Verbindung stehen.

Nicht wahr, darüber sind wir einig?

Ja, denn es leuchtet uns aus dem vorigen deutlich ein.

Aber was erkennen heiße, wissen wir nicht.

Ey, das glaub ich euch nicht. Gebt einmal Acht,

und

und ihr sollt sehen, daß ihr es alle gewußt habt. — Du, Heinrich! für was erkennst du das, was ich hier vorhalte?

H. Für einen Kamm.

L. Warum hältst du es nicht für eine Bürste?

H. Weil er ganz anders aussieht.

L. Also ein Ding, das nicht so sieht, wie dieses, ist ein anderes? H. Ja.

L. Woran siehst du aber, daß dies nicht so sieht, als jenes?

H. Weil jedes etwas besonders an sich hat, welches dem andern mangelt.

L. An dem besondern, was jedes also an sich hat, meynst du, könne man ein Ding kennen?

H. Allerdings.

L. Wie nennt man aber das besondere Stück, woran man ein Ding allemal erkennt? H. Ein Kennzeichen *)

L. Was für Kennzeichen hat wohl der Kamm?

H. Er ist von Horne, und in der Länge in kleine Zinken gespalten.

L. So ist also dies kein Kamm, denn dieses Ding ist von Messing. H. Er kann auch von Messing seyn.

L. Und bleibt doch ein Kamm? H. Ja, denn er ist ja in Zinken gespalten, und man kann damit kämmen.

L. So? Woran wirst du also wohl den Kamm besser kennen, daran, daß dir gesagt wird „es ist ein Ding

*) Verstandesübungen: 1. B. S. 5 — 22.

Ding von Horne„, oder daran „es ist der Länge nach in einzelne feine nahe an einander stehende Zinken gespalten?„ H. An dem Letzten.

L. Warum wohl?

H. Weil das letztere nothwendiger zu einem Dinge gehört, das ein Kamm seyn soll, als das erste.

L. Wenn man also von einem Dinge ein recht sicheres Kennzeichen machen will, welches nimmt man da? H. Das nothwendigste, ohne welches ein Ding nicht dieses Ding wäre.

L. Wenn man es aber nachher von andern seines Gleichen unterscheiden will, was wählt man da?

H. Das besondere Kennzeichen, wodurch es sich außer dem nothwendigen von jenen unterscheidet.

L. Ja, und dies ist meist ein zufälliges, wie es bey dem Kamme zufällig ist, ob er aus Horn, Messing, Holz oder etwas anderem besteht. —— Den Kamm erkanntest du aber, woran?

H. An seinen Kennzeichen, oder an dem Besondern, das er hat, und das allen andern Dingen, die nicht Kämme sind, mangelt.

L. Was wird also wohl erkennen heißen?

H. Da hatten sie doch recht, daß ich es wußte, ohne es selbst zu wissen. Erkennen heißt: Die Kennzeichen eines Dinges auffinden, und es dadurch von allen andern Dingen unterscheiden.

L. Höre, Franz! Kannst du mir wohl sagen, was ein Spiegel ist?

Fr. Ein Ding, worin man sich besehen kann.

L.

L. Heinrich! was meynst du?

H. Ein Glas, worin man die ihm gegen über befindlichen Gegenstände wieder erblickt.

L. Und du Ferdinand! was meynst du?

Fr. Ein Spiegel ist eine Tafel von Glas, deren hintere Seite durch dünne mit Quecksilber vermischte Zinnblättchen belegt ist, damit sie undurchsichtig wird, und die Gegenstände von derselben zurückfallen müssen.

L. Sage mir einmal, Heinrich! was meynst du wohl, welche von diesen drey Beschreibungen von dem Spiegel, einen, der noch keinen gesehen hätte, am meisten befriedigen würde?

H. Die von Ferdinand.

L. Warum wohl? H. Weil Ferdinand die Kennzeichen des Spiegels besser angegeben hat.

L. Nicht wahr, wer Franzens Beschreibung hörte, könnte jedes Wasser für einen Spiegel halten? H. Allerdings.

L. Und nach der deinigen wäre er in Gefahr, jede Glasscheibe für einen Spiegel zu nehmen. — Woher, Ferdinand! wußtest du aber den Spiegel so zu beschreiben?

Fr. Ich wollte gern einmal wissen, wie ein Spiegel beschaffen wäre, und ließ mir alles daran zeigen und beschreiben. Und da hab ich diese Kennzeichen gemerkt.

L. Laß aber einmal sehen, wie du da ungefehr gedacht hast. — Dachtest du nicht so: Aus diesem Dinge strahlt mein Bild zurück, aus jenem aber nicht, also muß dies ein anderes Ding seyn? Ferd. Ja, so dacht' ich.

L.

L. Und so dachte auch Franz, als er sagte, der Spiegel sey ein Ding, worin man sich besehen könne. — Nun bliebst du aber wohl hiebey nicht stehen, sondern dachtest weiter: wie kommt es, daß du in diesem, und nicht in jenem dein Bild erkennst, und da fandest du, daß dieß daher kam, weil der Spiegel aus Glas besteht, und dieses vermöge seiner Helligkeit dies verursacht. — Oder dachtest du anders?

Ferd. Nein, so dacht' ich.

L. Und so ungefehr dachte Heinrich, als er sagte, der Spiegel sey ein Glas, worin man die ihm gegenüber befindlichen Gegenstände wieder erblicke. — Aber auch hierbey bliebst du noch nicht stehen. Sage uns also, wie du noch weiter dachtest?

Ferd. Ich sah erstlich, daß das Glas an den Spiegeln weit heller als an den Fenstern u. s. w. ist und daß man sich zwar in diesen wohl etwas, aber so deutlich nicht erkenne, als in dem Spiegel. Da meynte ich, müsse zwischen diesen und jenen wohl ein Unterschied statt finden. Und nachher fand ich, daß das auch so war, denn an diesen Scheiben ist die hintere Seite nicht belegt, wie an den Spiegeln

L. Du hast dir also nicht bloß ein, sondern drey Kennzeichen von dem Spiegel gemacht, Heinrich zwey, Franz nur eins. Durch das eine Kennzeichen konnte er nur von einigen, durch die zwey schon von mehreren, durch die drey aber von allen übrigen Dingen, die nicht Spiegel sind, unterschieden werden. —

Wer von euch dreyen mag nun wohl eine deutliche Erkenntniß von einem Spiegel haben?

H.

H. und Franz. Ferdinand.

L. Warum?

H. Was aber hattet ihr für eine Erkenntniß davon?

Fr. Eine undeutliche.

V. Warum?

H. Weil wir nur einige Kennzeichen davon wußten, welche noch dazu andere Dinge mit ihm gemein hatten.

L. Welche Erkenntniß ist vorzüglicher?

H. Die deutliche.

L. Wißt ihr auch, wie man diese erlangt? H. Wenn man die Gegenstände recht genau, und aufmerksam beobachtet.

L. So wißt ihr also nicht nur, was Erkennen überhaupt sey, sondern auch, was zu einer deutlichen Erkenntniß gehöre. — Beynahe eben so verhält es sich auch mit der

Vorstellung.

Wißt ihr mir zu sagen, was eine Vorstellung sey?

H. Je nun, ich habe gar oft einen Spiegel gesehen, und da kann ich mir vorstellen, wie einer aussehen muß, auch wenn gerade keiner gegenwärtig ist.

L. Da scheint es ja beynahe, als wenn du dir in aller Geschwindigkeit bey dir selbst ein Bild davon entwürfest.

H. Dies ist auch wirklich der Fall.

L. Sieh', und dies nennt man sich etwas vorstellen. — Wenn du nun aber nicht gemerkt hättest, wie ein Spiegel aussähe?

H. So

H. So würde ich mir ihn auch nicht vorstellen können.

L. Man kann dies also nur dann, wenn man sich die besondern Kennzeichen oder Eigenschaften *) der Dinge gemerkt hat, also mit Hülfe des Gedächtnisses. Wir haben davon schon gesprochen. — —

Wenn man sich nun aber die Dinge nur dann vorstellen kann, wenn man ihre Kennzeichen gemerkt hat, was wird da zur Vorstellung eines Dinges erfordert?

H. Die Erkenntniß desselben.

L. Und wer wird sich wohl eine deutliche Vorstellung von einem Dinge machen können?

H. Der, welcher eine deutliche Erkenntniß davon hat.

L. Ferdinand! kannst du dir einen Engel vorstellen?

F. Wie könnt' ich, da ich noch nie einen gesehen habe.

L. Schon recht, denn ich kann mir auch keinen vorstellen, eben auch weil ich keinen gesehen habe. — Du siehst aber, wohin diese Frage zielt. Vorstellung ist ohne Erkenntniß, diese ohne Wahrnehmung des Gegenstandes durch irgend einen Sinn (Empfindung) nicht möglich. — Kannst du dir aber einen Neger vorstellen? F. Ja.

L. Und hast doch auch nie einen gesehen! — Siehe, dies scheint dir ein Widerspruch, ist aber keiner. Wir wollen dem gleich auf die Spur kommen, und da wirst du sehen, daß du, obwohl du nie einen sahest, dir ihn doch vermittelst jener genannten Erfordernisse vorstellst. — Wir wollen uns zu diesem

*) Verstandesübungen. 1. B. S. 4—22.

Behufe einmal zergliedern, was es eigentlich heiße, der Mensch denkt oder er hat

Verstand.

Um ein Ding zu erkennen, mußte man die nothwendigen Kennzeichen oder Eigenschaften desselben wissen. Dies konnte man erfahren, indem man es gegen andere hielt, und bemerkte, worin es mit jenen Aehnlichkeit habe, und worin es von ihnen unterschieden sey. Wir haben es so bey der Naturgeschichte gemacht, wo wir jedem, was andre Eigenschaften als dieses hatte, einen von diesem verschiednen Platz anwiesen. Wir fanden aber da, daß manche Dinge eines Theils zwar Aehnlichkeit mit einander hatten, andern Theils aber von einander verschieden waren. Da sagten wir, dies Ding gehört wohl zu der Gattung von jener, ist aber eine besondre Art davon. Diamant, Rubin, Achat z. B: sind alles Edelsteine, aber jeder eine besondre Art von Edelsteinen. — Seht, dies muß uns über unsre Untersuchung Aufschluß geben. Wir wollen nemlich sehen, wie wir es anfiengen, um dies thun zu können.

---

a) Urtheil.

Ihr habt gehört, daß man durch Vergleichen zum Urtheil geleitet wird. —

Was hat man aber durch Vergleichung gefunden, daß der Neger sey?

F. Ein Mensch.

L. Das erste Urtheil also, das du von einem Neger fällest — ist?

F. Der Neger ist ein Mensch.

L. Nun frag ich weiter, ist dieser Mensch auch gerade so beschaffen, wie wir?

F. Nein, denn die Farbe seiner Haut ist schwärz, er hat krauses Haar, eingedrückte Nase, aufgeworfne Lippen, u. s. w.

L. Lauter neue Urtheile über den Neger, welche näher bestimmen, unter welche Art von Menschen er gehöre. — Das auszeichnendste von diesen Merkmalen aber ist?

F. Daß der Neger schwarz ist.

L. Gut. Setzen wir die andern einstweilen auf einen Augenblick bey Seite. — Wenn du nun das Urtheil über den Neger näher bestimmen sollst, wie wirst du da sagen?

F. Der Neger — ist — ein schwarzer — Mensch.

Das Hauptkennzeichen aber ist?

F. der Mensch.

L. Und das näher bestimmende?

F. Das Schwarzseyn.

L. Einen Menschen kennst du aber? — Die schwarze Farbe ist dir auch bekannt?

F. Ja.

L. Woher kommt es nun, daß du dir einen Neger vorstellen kannst?

F. Weil ich einen Menschen kenne, und die schwarze Farbe mir auch bekannt ist, kurz weil ich

aus den mir bekannten Kennzeichen das zusammensetzen kann, was einen Neger ausmacht.

L. Aus den bekannten Kennzeichen; denn hättest du nie einen Menschen, nie schwarze Farbe gesehen, so könntest du dir auch keinen Neger vorstellen. — Diese Art von Vorstellung, wo man aus bekannten Kennzeichen sich in Gedanken einen Gegenstand zusammensetzt, nennt man Einbildung, und das Vermögen es zu thun, Einbildungskraft.

---

b) Schluß.

Demnach seht ihr leichtlich ein, daß es nicht alle Male nothwendig ist, daß man einen Gegenstand muß gesehen haben, um ihn sich vorstellen zu können. Wenn man nur welche von derselben Beschaffenheit gesehen, (oder, um allgemeiner zu sprechen, durch irgend einen Sinn wahrgenommen,) und diese wirklich erkannt hat, so ist es schon gut.

Dies setzt uns auch in den Stand, jedem, auch wenn wir ihn bis jezt noch nicht kannten, ihn noch nie gesehen hatten, sogleich seinen bestimmten Platz anzuweisen. Setzt einmal den Fall, ihr hättet noch nie von schwarzen Menschen, welche man Mohren oder Negern nennt, gehört, und es käme euch mit Einem eine solche Erscheinung zu Gesicht, für was würdet ihr dies Geschöpf halten?

Für einen Menschen.

Warum nicht für ein Geschöpf von einer andern Ordnung?

Wei

Weil er alle Kennzeichen eines Menschen hat.

Richtig. Er geht aufrecht wie ein Mensch, hat zwo Hände, und Sprache wie ein Mensch. Dies würde sogleich euch einleuchten. Ihr würdet also folgender Maaßen bey euch denken:

Der Mensch geht aufrecht, hat zwo Hände und Sprache. Dieses mir unbekannte Geschöpf hat alles dies auch; Folglich — ist es ein Mensch.

Das Urtheil über einen bekannten Gegenstand, leitet uns demnach zur Erkenntniß eines bis jezt unbekannt gewesenen. Ein solcher Satz heißt, wie ihr wißt, ein Schluß. Das Vermögen Urtheile und Schlüsse zu machen, Verstand, und von dem Menschen, welcher so verfährt, sagt man, er denkt.

Wenn ihr, meine Lieben! bey diesem allen, wie ich hoffe und wünsche, recht aufmerksam gewesen seyd; so müßt ihr gesehen haben, wie alle diese genannten Stücke, theils mit, theils nach einander wirken, um das Denken vorzubereiten und zu befördern. Sie hängen an einander wie die Glieder einer Kette. Ich muß wenigstens eine Menge Gegenstände vermittelst der Sinne wahrgenommen, ich muß eine Menge erkannt haben, um mir sie vorzustellen, über sie urtheilen, und einen Schluß auf unbekannte machen. Kurz ohne jene Stücke ist es nicht möglich, Vorstellungen mit einander zu verbinden, oder zu denken. Ohne jenes alles kein Verstand!

Allein wir sind jezt noch nicht an der Grenze. Das Nothwendigste liegt noch vor uns zu betrachten

Die Vernunft.

Ein Beyspiel wird uns deutlich erläutern, was dies Vermögen in uns sey, und wie es wirke. Wir wollen einmal untersuchen, wie es zugegangen sey, daß wir von dem Daseyn Gottes überzeugt sind.

Wenn du auf deinem Zimmer etwas geschriebenes findest, was denkst du da?

Daß jemand darin gewesen ist, der es geschrieben hat.

Denkst du nicht etwa, wie mag es nur zugegangen seyn, daß meine Feder von selbst geschrieben hat?

Wie könnt ich das! Keine Feder schreibt ja von selbst.

Richtig. Und so geht es überall. Wo wir etwas gemacht sehen, setzen wir ein andres Etwas voraus, wodurch es gemacht ward, denn die Erfahrung hat uns gelehrt, daß von selbst sich nichts macht. Das machende Etwas (um mich so auszudrücken) nennt man Ursache, das gemachte Wirkung *) — Alles dies war dir bekannt, vermöge deiner Erkenntniß und Erfahrung von den Dingen. Indem du nun in die Stube tratest, machtest du, wiewohl vielleicht nicht mit den nemlichen Worten, folgenden Schluß:

Wo auf einem Blatte etwas geschrieben ist, hat es ein Mensch geschrieben,

Auf diesem Blatte ist etwas geschrieben;

Folglich — muß es ein Mensch gethan haben.

So schließen wir von dem schon bekannten immer auf das unbekannte hin, und von recht vielen einzelnen Fällen, die mit einander übereinstimmen, daß alle so übereinstimmen werden, — von dem Einzelnen auf das Allgemeine:

Dies

*) Verstandesübungen, 1. B. S. 47 — 51.

Dies thatest du z. B. vorhin, als du sagtest, daß du niemals erfahren habest, daß eine Feder ohne eine sie regierende Hand schriebe, und also auch diese nicht habe schreiben können.

Das Vermögen aber dieses zu thun, nennt man die Vernunft, und sie ist es, welche von dem Daseyn Gottes uns belehrt, wie ihr sogleich mir selbst zeigen sollt.

Daß der allgemeine Satz, jede Wirkung muß eine Ursache haben, wahr sey, zeigen alle einzelnen Erfahrungen. Laßt uns also von ihm ausgehen. Ich frage jetzo: Was war die Ursache, durch welche diese Erde entstand?

Die Mischung der Elemente.

Durch welche Ursache entstanden die Elemente?

Durch — durch — ja, das weiß ich nicht.

Dieselbe Frage könnt ich nun von allen einzelnen auf unsrer Erde befindlichen Gegenständen aufwerfen, und bey allen würden wir am Ende auf eine Ursache kommen, von welcher wir sagen müssen, die weiß ich nicht. — Daß aber eine da seyn muß, das lehrt uns die Wahrheit des allgemeinen Satzes: alles hat seine Ursache, von welcher wir nun schon überzeugt sind. — So sehr wir grübeln, finden wir aber keine sichtbare Ursache. — Was haben wir nun zu thun?

Erinnert euch jetzt an das, was ich euch einst schon sagte. Wo wir etwas bewirkt sehen, setzen wir eine Kraft voraus, die es bewirkt hat, und bewirken konnte. — Durch genaue Beobachtung kön-

nen wir diese Kraft in der sichtbaren Welt meist jedesmal entdecken; nicht so da, wohin unser Auge, auch mit dem besten Mikroscop bewafnet, nicht dringen kann. Hier geht es uns, wie wir oben bey dem Feuer sagten, daß wir das Daseyn einer Kraft, bloß aus ihren Wirkungen erkennen. — Zu beschreiben, was sie sey, ist niemand noch im Stande gewesen, und mich däucht aus unendlicher Weisheit des Schöpfers, welcher haben wollte, daß die menschliche Vernunft dadurch hingeleitet werden sollte, auf ihn, den großen, alles wirkenden, ordnenden und leitenden — Unsichtbaren!

Wir kommen also auf eine unsichtbare Ursache, welche die Entstehung unsrer Erde selbst, und aller auf ihr befindlichen Dinge bewirkte. Wir nennen sie Gott — er ist der Schöpfer.

Durch eine ganz natürliche Folge von Vernunftschlüssen, können wir nun auch seine Eigenschaften, zwar nicht erkennen, aber doch denken.

Wie geschwind geht unser Denken aber dadurch nicht von statten. Es ist nun nicht mehr nöthig, in jedem einzelnen Falle eine ganze Reihe von Erfahrungen durchgehen zu müssen, wenn ich auf den vorliegenden Fall eine Anwendung machen will, sondern ein einmal als Wahrheit anerkannter allgemeiner Satz, setzt mich augenblicklich in den Stand, über den gegenwärtigen richtig zu urtheilen.

Feuer wärmet z. B. ist ein allgemeiner Satz, an dessen Wahrheit niemand zweifelt. Jezt friert Martin, welcher diesen Satz weiß. Ein Schluß,

welchen er in der Geschwindigkeit macht, und welcher ungefähr so klingt:

Feuer vertreibt das Frieren,

du frierst jetzo,

Folglich mußt du, um nicht mehr zu frieren, Feuer machen. Ein solcher Schluß und ein andrer, der ihm die Materialien zum Feuermachen nennt, setzen ihn augenblicklich in den Stand, des unangenehmen Frierens sich zu überheben.

Solche Schlüsse, welche von allgemeinen Sätzen ausgehen, machen wir aber alle Augenblicke, so oft wir ein Geschäft verrichten, und wenn wir sie nicht gerade in der Form machen, wie hier einer stehet, so ist nichts als die Schnelligkeit daran Schuld, mit welcher wir sie aus langer Gewohnheit machen. — Wir machen aber alle Augenblicke solche Schlüsse, das heißt mit andern Worten nichts anders, als: — wir denken alle Augenblicke vernünftig.

Jetzo, da wir dieses wissen, kann ich euch nun auch erzählen, was der Arzt bey Gelegenheit jener unglücklichen im Tollhause eingesperrten Menschen sagte, denn jezt werdet ihr es verstehen, und es wird euch auch zur Erläuterung des eben gesagten dienen.

Jedes Instrument — sagte der Arzt — Violine, Klavier, Harfe, oder welches es sey, muß gehörig gestimmt, d. h. die Saiten darauf müssen in einem gewissen bestimmten Grade angezogen seyn, wenn sie den ordentlichen Ton angeben sollen.

Die Nerven in unserm Körper können wir uns als diese Saiten vorstellen. Zu straff angespannt, oder allzusehr erschlafft sprechen sie nicht ordentlich an.

Gelehrte, welche durch ein angestrengtes Nachdenken, bey welchem sie wohl gar der nothwendigsten Ruhe, der wohlthätigsten Erquickung, ich meyne des Schlafs entsagten, werden mehrentheils unglückliche Menschen, denn auf eine zu große Anspannung dieser Saiten, folgt nothwendig Erschlaffung.

Wollüstlingen, welche im zügellosen Rausch; im unsinnigsten Taumel ihres Lebens die beste Kraft verschwelgten, und dadurch alle Saiten abspannten, eckeln am Ende selbst die schönsten Vergnügungen an, denn ihre schlaffen Nerven sind keiner Empfindung mehr fähig. Die freye Thätigkeit des Geistes wird natürlich ebenfalls gehemmt, und solche Menschen werden dumm.

Dies ist ganz natürlich, denn unser richtiges Denken hängt von der Art und Weise ab, wie die Gegenstände auf unsre Empfindung wirken. Und deshalb ist auch alles, was beschädigend auf die Nerven wirkt, so gefährlich, zumal wenn durch Vorstellungen nachtheilig auf sie gewirkt wird, wie z. B. beym Schreck, der Angst, Furcht, dem Kummer, u. s. f. — Sie werden dadurch gleichsam verstimmt, daß sie den richtigen Ton nicht mehr angeben. Glauben Sie, daß es die unverzeihlichste aller Bosheiten ist, wenn man muthwillig einen Menschen in jene so gefährliche Stimmung setzt. Doch ich will gern zur Ehre der Menschheit glauben, daß diese Menschen das Gefährliche derselben nicht eingesehen, nicht gewußt ha=

haben, daß Wahnsinn (das Wort giebt schon dessen Bedeutung) oft gar Raserey, die Folgen dieses Muthwillens, wenn auch nicht allemal sind, doch seyn können. Es wäre sehr zu wünschen, daß unsre jungen Leute, welche sich einen Spaß (wie sie sagen) damit machen wollen, recht frühzeitig davon belehrt würden, damit sie ihn unterließen. —

Hierin aber besteht der Wahnsinn, daß man unausgesetzt mit Einem Gedanken sich beschäftigt, alles nur auf ihn bezieht, und unfähig ist, diesen Gedanken gehörig zu beurtheilen. Bis nicht das Gehirn, und die Nerven wieder in ihrer gehörigen Spannung und Stimmung sind, ist auch dies unmöglich.

Die Schwierigkeit aber, dies zu bewirken, kennt niemand so gut als der Arzt. Heilmittel zeigen sich gewöhnlich unwirksam, nur ungewöhnliche Eindrücke helfen zuweilen. So z. B. hat oft ein plötzlicher ungewöhnlich starker Eindruck auf die Nerven, und der daraus entstehende Schreck, indem man einen seiner Vernunft beraubten Menschen, wenn er sich dessen nicht versah, ganz nackt, und mit dem ganzen Leibe, auch dem Kopfe, in ganz kaltes Wasser warf, dies bewirkt. Allein oft hat dies auch nicht geholfen.

Am gewöhnlichsten, und am sichersten heilt man einen solchen Menschen dadurch, daß man seine irrigen Vorstellungen zu berichtigen sucht. Hier darf man aber freylich nicht bloßer Arzt seyn, denn auf den Körper wird hier nicht unmittelbar gewirkt. Ich will Ihnen ein Beyspiel von einer solchen Heilung erzählen. Als ich noch in Jena studirte, war ein junger

Me=

Mediziner, ein von Charakter und Kenntnißen vorzüglicher Mensch, wahnsinnig geworden. Sein sonderbarer Wahn war dieser, daß er sich einbildete, die ganze Stadt zu verheeren, wenn er seinen Urin ließe. Jedermann bedauerte diesen Menschen, und da sein Zustand, durch gewaltsame Unterdrückung jenes Naturbedürfnißes, äußerst gefährlich wurde, dachten seine Lehrer, welche Teutschland unter seine vorzüglichsten Aerzte zählt, darüber, wie sie ihn retten könnten. — Sie erfanden folgendes Mittel. In der Stadt wurde angesagt, daß niemand erschrecken sollte, wenn heute Feuer gerufen würde, denn es sey eine Veranstaltung, um das Leben eines guten Menschen zu retten. Nun begaben sich die Aerzte, als ob sie ihn besuchen wollten, zu ihm hin, und bald hörte man ein entsetzliches Geschrey! Feuer! Feuer! Man sah zum Fenster hinaus, stellte sich entsetzlich erschrocken, und hörte nun die Klage um Wasser.

Hilf, Himmel! — sagte nun der eine Arzt — die ganze Stadt ist verlohren, denn es fehlt an Wasser, den entsetzlichen Brand zu löschen. — Sie, ach! Sie können ja uns retten, daß wir nicht verbrennen. Lassen Sie Ihr Wasser.

Der Wahnsinnige erschrocken, und zugleich von der Nothwendigkeit der Handlung überzeugt, ließ sein Wasser, und — war beides; von seiner Krankheit und seinem Wahnsinn gerettet.

Schade, daß man nicht überall solche Mittel erfinden kann, wo man den Kranken anschaulich von der Irrigkeit seiner Vorstellungen überführt.

So weit die Erzählung des Arztes.

Hört, meine Lieben! bey der Erzählnng des Arztes ist mir besonders das aufgefallen, daß er sagte, man könne den Wahnsinn am sichersten dadurch heben, daß man durch Wegschaffung der irrigen Vorstellung auf die Nerven wirke, und diese auf solche Weise wieder in ihre gehörige Spannung brächte. Ich will euch doch sagen, was ich mir dabey gedacht habe.

Wenn dies geschehen soll, — dacht' ich — und daß es wirklich geschehen ist, bestätigt seine Erzählung; so muß wohl etwas im Körper seyn, was auf die Nerven wirken kann. Dacht ich wohl falsch?

Nein.

Nun, -- dacht' ich weiter — muß dies wohl etwas denkendes seyn, denn die Heilung geschah durch eine Vorstellung. „Hab' ich Recht?"

Allerdings.

Etwas das denkt? So fragt' ich nun mich selber. Hm! dein bloßes Gehirn denkt nicht, und wäre wohl auch jezt unfähig richtig zu denken, weil es zerrüttet ist. Ich gieng alle Theile meines Kopfes durch, und fand, daß keiner denken könnte. — Was muß also wohl diese schnelle Wirkung durch eine Vorstellung hervorgebracht haben? Was — dacht' ich — macht es dir wohl selbst möglich, über Gegenstände zu denken, welche du izt nicht vor dir hast, welche also auch keinen Eindruck jezt auf dich machen können. — Du kannst ja sogar deinen Nerven gbieten, sich so oder so zu bewegen, ja du hast schon selbst erfahren, daß du durch Vorstellung deine Nerven reizen kannst, daß

also

also deine Nerven wirken können — was mag das wohl seyn, das dieses in dir wirkt? — Es muß wohl irgend etwas seyn, was vermittelst der Empfindungen der Nerven Vorstellungen in dir bekommt, allein auch für sich selbst besteht, und thätig ist. — „Was ist das wohl?"

„Die Seele."

Ja, meine Lieben! diese muß in uns seyn, oder alles bisher gesagte ist unmöglich. Sie ist es also, die eigentlich in uns denkt und wirkt. Sehen können wir sie nicht, allein wir erkennen sie aus ihren Wirkungen. — Weil man sie aber nicht sehen kann; so sagen wir, sie sey unsichtbar. Alle körperliche Dinge aber kann man sehen, mithin muß sie wohl nichts körperliches seyn. Wie nennt man aber die Dinge, welche nicht körperlich sind?

Geistige. „

Unsre unsichtbare Seele muß also ein geistiges Wesen seyn.

Man hat verschiedentlich den Sitz der Seele aufgesucht, allein beantwortet ihr euch selbst, warum man ihn bis jezt weder aufgefunden hat, noch ihn je auffinden wird. — Mehrere sind der Meynung, daß sie im Gehirn sey, weil dort der Zusammenfluß aller Werkzeuge der Seele ist, wir dort hauptsächlich jeden Eindrück wahrnehmen, und auch das Denken da vor sich zu gehen scheint. Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, aber gewiß ist es nicht.

Was du also bist, unerkanntes Etwas, das denkt und will — wo du in mir bist? — Wie du verknüpft bist mit den

Ka=

Kanälen, durch welche die Vorstellungen von den Dingen außer dir zugeführt werden? — Wie diese auf dich? — Wie du auf diese wirkest, — Das alles sind Fragen, welche ich zu beantworten nicht vermag. Aber daß du in mir bist, wirkst, denkst und willst, davon bin ich völlig überzeugt. — Bey diesem Wissen muß ich stehen bleiben, denn weiters Grübeln ist unfruchtbar. Und du, großes Wesen, das diese Seele in mich legte, und mit meiner thierischen Maschine auf so wunderbare Weise sie verknüpft hat, — gewiß hattest du deine weisen Absichten, warum du mich nicht hievon mehr wolltest wissen lassen! — Ich schweige, aber mein Herz ist voll der tiefsten Verehrung!

Ihr, meine jungen Freunde! werdet jetzo auch gefunden haben, was ich euch einst sagte, daß wir bey Erörterung der Frage, wie es zugehe, daß der Mensch denke, dieselbe weise, sparsame und doch gnügliche Vertheilung und Anordnung bewundern würden, welche wir schon in Ansehung der Bewegung und Empfindung bewundert hatten.

Instinkt und Vernunft.

Wir, meine Lieben! haben also keinen Instinkt. An dessen Stelle gab der Schöpfer uns die Vernunft. Ob wir dadurch gewinnen oder verlieren, ist allerdings eine Frage, welche wohl eine Untersuchung verdient. Diese will ich aber euch selbst überlassen, und zu diesem Behufe lege ich euch folgende Frage vor:

Wäre

Wäre es nicht gut, wenn der Mensch ebenfalls einen Instinkt hätte? —

Wenn ich die hier vorgelegte Frage beantworten soll; so muß ich wohl wissen, ob das Thier durch seinen Instinkt, oder der Mensch durch seine Vernunft glücklicher wird? Ich habe aber gesehen, daß unsre Vernunft uns eben dahin leitet, wohin das Thier von dem Instinkte geleitet wird. Wir können nemlich alle Handlungen eben so gut verrichten als das Thier, und lernen auch das Nützliche vom Schädlichen unterscheiden. Wir kommen sogar noch weiter, denn das Thier thut alles, weil es das thun muß, wir aber wissen, warum wir es thun. Auch lernen wir mehr als das Thier. Dieses nemlich kennt weiter nichts, als was ihm zu seinem Lebensunterhalte nothwendig ist. Was kennen wir nicht alles. Wir können alle Kräuter kennen lernen, alle Thiere u. s. w. Ja wir lernen sogar durch unsre Vernunft den kennen, welcher dieß alles gemacht hat, und lieben ihn, weil er es so gut gemacht hat. Davon weiß das Thier nichts. — Das Thier hat ja nicht einmal deutliche Erkentniß und Vorstellung von den Dingen und folgt seinen Trieben, auch wo es ihm schädlich wird. Die Maus, welche wir neulich fiengen, würde sich ihren Appetit nach Speck hübsch haben vergehen lassen, wenn sie gedacht hätte, daß man sie dadurch fangen wollte. Ich würde es wohl haben bleiben lassen, ihn wegzunehmen, denn ich wußte, daß ich mir die Hand zerquetschen würde. Wir Menschen überhaupt dürfen nur unsre Vernunft

fein

fein zusammennehmen, und allemal wenn wir etwas thun, das vorher recht überlegen, da werden wir uns gewiß keinen Schaden thun. Wenn wir diese aber nicht gebraucht haben, und uns Schaden thun; so ist es uns schon recht. — Unsre Vernunft war nicht daran Schuld, und es ist gewiß recht gut, daß wir sie haben, denn wir werden durch sie alle Tage klüger, da das Thier am Ende seines Lebens nicht klüger ist, als es am Anfange war. — Ich danke dir, lieber Gott, für deine Vernunft!

Ich kann ja meinen guten Schöpfer oben,
Den großen Quell von deinem Licht,
Mit dieser meiner Menschenseele loben;
Und das, o Sonne! kannst du nicht!

Von einigen Beförderungsmitteln zur Ausbildung der Vernunft. Sprache, Schrift.

Um unsre Vernunft aber mehr auszubilden, haben wir gewisse Beförderungsmittel, und mit diesen will ich euch in der jetzigen Stunde bekannt machen. Sie sind ebenfalls dem Menschen eigenthümlich, und ein Vorzug seiner Natur.

Seht, ich zeige euch hier etwas vor, das ihr in eurem Leben noch nie gesehen habt. Wißt ihr wohl, was es ist?

Das ist ja unmöglich, weil wir es zum ersten Male sehen.

Wie erfahrt ihr aber, was es ist?

Ei nun, wir bitten Sie darum, daß Sie es uns sagen.

Wenn ich nun nicht reden könnte? Was fiengt ihr dann an?

Wir müßten jemand anders fragen.

Wenn nun niemand reden könnte?

Ja, dann könnten wir es freylich nicht erfahren.

Was muß also der haben, der euch darüber belehren soll?

Sprache.

Sie ist das eine Beförderungsmittel des vernünftigen Denkens. Setzt, der Mensch habe zwar das Vermögen zu denken, aber nicht das zu sprechen, was würde daraus entstehen? Wir würden bey weiten nicht so klug werden, als so, denn jeder müßte das Gedachte für sich behalten, könnte es keinem andern mittheilen. So aber lernt der Vater, und was er in vielen Jahren mühsam erlernt hat, theilt er dem Sohne mit. Dieser braucht nun eben nicht so viele Jahre an Erlernung dessen, was sein Vater wußte, zu verwenden, sondern kann schon von jenem ausgehn, und immer weiter fortarbeiten. Dadurch aber werden die Sachen immer besser gemacht, die Einrichtungen immer klüger angeordnet. — Und o! wie viel würde nicht unser Umgang mit einander an Annehmlichkeit verlieren, wenn wir nicht das Vermögen der Sprache hätten!

Die edelste und vortheilhafteste Erfindung unter allen andern ist die Sprache, — sagt ein englándischer

scher Gelehrter (Hobbes) — wodurch die Menschen einander ihre Gedanken zum wechselseitigen Nutzen, und zur Unterhaltung eröfnen, ohne welche unter den Menschen weder allgemeines Wohl noch Gesellschaft hätte bestehen können, so wenig als unter Löwen, Bären, und Wölfen.

Eure eigne geringe Erfahrung muß euch schon von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen.

Nehmt nur ein kleines Kind, wie übel sind Mütter und Wärterinnen nicht oft mit diesem daran. Es schreit. Nun weiß man zwar wohl, daß ihm da etwas fehlt, oder daß es etwas haben will — allein, was ihm eigentlich fehlt, was es haben will, das herauszubringen kostet viel Mühe und langes Rathen. Sobald aber das Kind die Worte stammeln kann, ist es schon weit leichter mit ihm umzugehen. Kann es gleich noch nicht sagen, welchen Schmerz es hat; so sagt es doch „weh!„ und zeigt mit dem Finger den Ort, wo es den Schmerz fühlt. Es lallt nur noch „Tlas! Tlas!„ (Glas) und man weiß, daß es trinken will. Je mehr das Kind sprechen lernt, desto besser kann man mit ihm umgehen.

Allein je mehr es sprechen lernt, desto mehr entwickelt sich auch seine Vernunft. Es lernt kein Wort, ohne eine Vorstellung, einen Begriff zu bekommen. Das Kind hatte wohl oft Brod gegessen, aber ohne zu wissen, was das sey. Jetzt wird ihm gesagt, dies heißt Brod, dies Fleisch, und das Kind hat nun schon eine Vorstellung von beyden, und den ersten Stoff zu einer Erkenntniß gelegt, indem es (freylich noch un-

unbestimmt) Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen beyden auffindet. — Davon, daß es Vorstellungen und Begriffe vermittelst der Sprache weit schneller, als ohne sie erhält, will ich gar nicht einmal reden.

Was uns der einzelne Mensch hier zeigt, das finden wir auch bey ganzen Völkerschaften bestätigt. Die nordamerikanischen Wilden, einige Völker des fünften Welttheils, hatten nur wenige Worte; bey einem, sagt Coock, bestand die Sprache nur aus sieben Worten, allein diese Völker sind auch unter allen auf unsrer Erde uns bekannten die dümmsten und rohesten.

Taubstumme bleiben Zeitlebens unwissender und roher, als andre Menschen. Woher das komme? — das zu beantworten, überlaß ich euch selbst.

Unter allen Geschöpfen auf der Erde hat aber der Mensch allein Sprache. Stimme hat jedes Thier, d. h. jedes Thier kann irgend einen Laut, einen Ton von sich geben, allein der Mensch kann alle jene Töne nachmachen, welche alle Thiere zusammengenommen haben, und kann diese Töne so mannichfaltig mit einander verbinden, daß er für jedes einzelne Ding auch einen eignen Laut hat. Dieser Laut dient gleichsam statt Zeichen dieses Dinges, oder: es ist eben so viel, ob wir dieses Ding selbst vor uns sehen, oder nur den Laut (Wort) hören, wodurch es bezeichnet wird. Ich sage z. B. Baum. Augenblicklich stellt ihr euch diesen vor, als wenn ihr selbst einen gesehen hättet. — Alles Denken geht also vermittelst der Worte weit schneller vor sich, als wenn die Gegen=

genstände selbst jedes Mal unmittelbaren Eindruck auf uns machen müßten.

Schon daran also, daß die Thiere keine Sprache haben, erkennt man ihren Mangel der Vernunft. Daß einige Thiere verschiedene Worte haben plaudern gelernt, zeigt noch nicht, daß sie sprechen können.

Nun haben wir aber auch eine Sprache, durch welche wir Abwesenden unsre Gedanken und Empfingen mittheilen können. Die Menschen erfanden nemlich für jeden Laut ein Zeichen für das Auge, für den Ton A z. B. das dastehende Zeichen. So oft wir dies Zeichen sehen, wissen wir, was der andre für einen Ton gesprochen haben würde, wenn er gegenwärtig wäre. Solcher Zeichen giebt es 24, so viel als wir durch die Zunge mittelst des Gaumens, der Zähne oder Lippen, verschiedene Töne hervorbringen können. Wie mannichfaltig die Töne selbst nun mit einander verbunden werden; so mannichfaltig werden es auch die Zeichen derselben. Diese Sprache für das Gesicht aber heißt Schrift.

Sollt' ich wohl von ihrem Nutzen euch sagen müssen? — Er springt so sehr in die Augen, daß es beynahe überflüßig ist. Daß wir mit Abwesenden vermittelst derselben uns unterhalten, hab ich schon erinnert. Allein ohne Schrift würden wir auch nicht wissen, was in vergangenen Jahrhunderten geschehen ist. Wir würden die Tugenden und Laster unsrer Vorfahren nicht kennen, und ihre lehrreichen Beyspiele würden

den für uns verloren seyn, wenn keine Schrift wäre. Vor ungefehr 4000. Jahren lebte in Athen ein Weiser, Namens Sokrates, vor 2000. Jahren in Judäa Jesus, deren Lehre, Leben, und Beyspiel uns glücklich machen können — das alles würden wir nicht wissen, nicht nachahmen können, wäre keine Schrift gewesen. Durch sie können wir uns mit den Weisen längst verflossener Jahrhunderte noch jezt unterhalten. Alle unsere Entdeckungen, Erfindungen, Beobachtungen, das gesammte Maaß unsers Wißens, die guten oder schlechten Handlungen unsrer Großen, vorzüglich gute Thaten der Aedlen aus dem niedern Stande werden der Nachwelt bekannt — durch sie. Wenn längst unsre Stimme verhallt ist, wir selbst längst zu Staube geworden sind, reden wir durch sie noch fort! Allein diese Schrift war nicht immer so, wie wir sie jetzt sehen, wie denn alle menschlichen Erfindungen im Anfange nicht den Grad von Vollkommenheit hatten, den sie durch spätere Ausbildung immer mehr und mehr erhielten.

Die Chineser theilten in den frühern Zeiten Abwesenden ihre Gedanken durch Schnüre mit, worin verschiedene Knoten geknüpft waren. Etwas ähnliches findet man bey einigen indianischen Völkerschaften. Doch dies ist wohl die unsicherste und zugleich roheste Weise, Entfernten seine Gedanken mitzutheilen.

Bey den ältesten Aegyptern findet man schon eine andre Weise. Diese machten ihre Gedanken durch gemahlte Figuren kund. Wenn sie z. B. andeuten wollten, daß ein Mensch den andern getödtet habe;

so

so mahlten sie zwo menschliche Figuren, eine aufrecht stehend mit einer geschwungenen Keule in der Hand, die andre auf den Boden hingestreckt. Gesetzt aber diese Art Schrift sey weniger beschwerlich gewesen, als sie in der That doch war; so blieb sie dennoch immer vielen Mißdeutungen ausgesetzt, denn man konnte nicht alles so deutlich ausdrücken, als das obige. Wie z. B. sollten sie es machen, um Dinge auszudrücken, welche man nicht sieht, z. B. Geisteså̈ußerungen, wie List, Scharfsinn u. s. w oder Leidenschaften, wie Haß, Zorn, Neid, Geitz u. s. w.? —

Da machten sie es so, daß sie statt dieser Eigenschaften Thiere nahmen, woran sie dieselben, oder andere Gegenstände, woran sie Aehnlichkeit mit denselben beobachtet hatten. Statt der List mahlten sie eine Schlange, statt des Zorns einen Hund. Statt einer beständig wachsamen Aufmerksamkeit ein Auge u. s. w. Weil nun dies sinnbildliche Darstellungen sind; so hat man diese Schrift symbolische genannt, denn ein Sinnbild heißt im Lateinischen Symbolum.

Ihr seht aber selbst ein, wie schwierig es seyn muß, unter diesem Bilde sich allemal gerade den Sinn zu denken, welchen der Verfasser sich dachte.

Schlange z. B. kann nicht allein List, sie kann auch Falschheit, Bösartigkeit, auch wohl Gift und andres mehr andeuten. Nun setzen wir einmal den Fall; wir finden ein solches Gemählde, worauf eine Schlange vorgestellt ist, welche einem Menschen einen

Apfel reicht — wer erräth nun, was das bedeuten sollte! Daß es ein Sinnbild ist, sieht man auf den ersten Augenblick, aber welche von allen jenen genannten, Eigenschaften hier die Schlange andeutet, ob der Apfel auch sinnbildlich oder wörtlich zu nehmen ist, ob es heißen solle: „die List will den Menschen zum Genuß reizen! oder; „die Bösartigkeit will den Menschen durch den Genuß vergiften! oder irgend etwas anders, wer erräth das gleich?

Genug es ist eine in jedem Betracht sehr unbequeme Methode, andern seine Gedanken mitzutheilen. Auch wurde sie nicht zur gewöhnlichen, denn die ägyptischen Priester maßten sich bald das Vorrecht an, sie allein richtig erklären zu können, und so wurde diese symbolische Schrift bald nur allein von ihnen gebraucht, um ihre Religion u. a. durch sie darzustellen. Von diesem Gebrauche schreibt sich ein besondrer Name derselben, Hieroglyphen her, ein aus dem Griechischen hergenommenes Wort.

Unbequeme Einrichtungen kann aber der menschliche Geist nicht lange vertragen, und bald sann er auch hier auf eine Aenderung.

Man erfand also für jedes Wort ein eignes willkührliches Zeichen. Allein auch dieses hat viele Beschwerden, denn wenn eine Sprache z. B. 4000 Worte hat; so muß man auch 4000 solche willkührliche Zeichen merken, wozu ein ganz eignes Studium gehören würde. Und für eine gebildete Sprache, wie unsre meisten Europäischen sind, ist diese Anzahl nur

nur gering angesetzt. Da könnte es leicht kommen, wie einst ein Chinesischer Kaiser zu einem europäischen Bischoff sagte: Ich wundre mich nicht, daß du unsre Sprache nicht verstehst, denn Chineser, die funfzig Jahre mit Büchern umgegangen sind, brauchen dennoch wohl Wörterbücher.

Durch mißglückte wiederholte Versuche kommt man aber endlich auf das Bessere. Man erfand nun ein Zeichen für die einzelnen Sylben, und endlich für jeden einzelnen Buchstaben. Und dieser unter allen der bequemsten Methode zu schreiben, bedienen wir uns noch jezt.

In Ansehung der Bücher hat man seit einigen Jahrhunderten eine eigne Methode erfunden, die Schriftzeichen darzustellen. Sonst wurden sie alle, gewöhnlich von Mönchen geschrieben. Ihr könnt denken, wie viel das Zeit wegnahm, und demnach waren die Bücher weit seltner und weit theurer.

Da gerieth Johann Guttenberg auf den Gedanken, die Worte in hölzerne Formen einzuschneiden, diese mit einer schwarzen Farbe zu überstreichen, und abzudrücken. Allein dies Verfahren war langweilig und kostspielig, denn wenn die Abdrücke geschehen waren, konnte man die Tafeln weiter nicht brauchen, und die Bücher blieben noch immer sehr theuer. Diese Unbequemlichkeit brachte ihn auf den Gedanken, jeden Buchstaben einzeln in Holz zu schneiden, und diese dann zusammenzusetzen. So konnte man sie jedesmal wieder aus einander nehmen, und mehrere Male brauchen. 1436. machte er zu Strasburg

den ersten Versuch hiemit. Späterhin nahm er Bley zu diesen Buchstaben, wobey nur diese Unbequemlichkeit noch war, daß jeder einzelne geschnitten werden mußte. Im Jahr 1450. vereinigte er sich zu Mainz mit einem Goldschmied Johann Faust und einem Geistlichen Peter Schöffer, und diese erfanden die Kunst, die Buchstaben aus Zinn zu gießen. Dadurch gieng nun alles geschwinder und leichter, die Bücher konnten in größerer Menge und weit wohlfeiler geliefert werden. — Sie wurden nun gedruckt.

Dank sey diesen Männern für die Erfindung ihrer Kunst, denn daß gemeinnützige Kenntniße jezt weiter verbreitet werden können, daß auch der Aermere nun theilnehmen kann an dem Unterrichte der Gelehrten, und die niedern Volksklassen aller Orten zugleich der Belehrungen ihrer Versorger, eines Saltzmanns, Becker, Pestalozzi, Faust, Goeze u. a. theilhaftig werden, daß die Jugend von ganz Teutschland zugleich einen Campe, Thieme, Trapp, Andre, Weisse, Raff, Lorenz, Wünsch u. a. hören kann — das ist ihr Werk! Daß es unmöglich ist, daß hinfort die Welt je wieder in Unwissenheit und Barbarey versinke, — das ist ihr Werk.

Sollte aber außer diesen beyden Beförderungsmitteln die aufrechte Gestalt des Menschen nicht ebenfalls viel zu seinem Denken beytragen? Sie ist ihm völlig eigenthümlich, denn dem menschenähnlichsten Affen selbst ist diese Gestalt und dieser Gang nicht natürlich. — Wenigstens, dünkt mich, trägt

sie sehr viel dazu bey, Vorstellungen und mithin Gedanken bey ihm zu erregen. Dies bestätigt schon die Stellung des Auges, welche bey dieser Gestalt viel höher gerückt ist, daß er also einen viel weitern Gesichtskreis hat. Nur der Mensch kann den Kopf wirklich in die Höhe richten, und so nach allen Seiten, auch über sich blicken. Das Thier, welches mehr seinen Sinnen folgt, mußte mit dem Kopfe näher nach der Erde gerückt werden, und dieses ward auch wirklich in diesen niedern Kreis beschränkt. Der edlere Mensch hängt nicht unmittelbar von seinen Sinnen ab, und ward nicht zur Erde niedergebückt. Er hängt bloß von seiner Vernunft ab, und diese wird nur durch Beobachtung möglichst vieler Gegenstände r .sgebildet. Wie viele aber mußten von ihm unbeobachtet bleiben, wenn die aufrechte Gestalt ihm mangelte. — Allerdings ist sie also auch ein Beförderderungsmittel der Vernunft, wie wohl kein so mächtig wirkendes, als Sprache und Schrift.

Vom Weltgebäude.

Unter dem Weltgebäude, oder der Welt, wird nicht blos unsere Erde verstanden, sondern die Sonne, der Mond und die unzählbaren Gestirne heißen zusammen die Welt. Unsere Erde, worauf wir wohnen, ist von diesen unermeßlich großen Werken Gottes nur ein kleiner Theil. Die Sonne, und die vielen Sterne, die wir des Nachts erblicken, sind viele hunderttausendmal größer, als unsre Erde, und sind höchst-

höchstwahrscheinlich eben so gut mit Geschöpfen angefüllt, als diese. Wenn wir nun bedenken, wie unzählbare, mannichfaltige und höchstweislich eingerichtete Geschöpfe auf dieser Erde sind, und dann auch n?? muthmaßen, daß Gott jene noch größern Weltkörper auch nicht leer gelassen, so müssen wir überzeugt werden, daß der, welcher dies alles schuf, ein über alle unsere Begriffe mächtiges und weises Wesen sey.

Vom Himmel.

Das Wort Himmel braucht man von mehr als einer Sache. Es bedeutet 1) die Wolken, die unsre Erde umgeben; 2) den Ort, wo wir hinkommen, wenn wir hier fromm gewesen sind; 3) den unendlich großen Raum mit den unzählbaren Gestirnen. Es ist wohl der Mühe werth, etwas von diesem Sternhimmel zu lernen; denn, wer etwas davon weiß, kann daraus die Größe Gottes erkennen, er lernt von Gott viel würdiger denken, und sieht ein, daß sich seine Macht und Weisheit über alle unsre Vorstellung erstreckt, dann lernt er auch Gott desto zuversichtlicher vertrauen. Ist er etwa in Noth, und kann sich selbst nicht helfen, so blickt er mit frohen Augen gen Himmel, und sagt: meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Der Gott, der die Sterne in ihrer Bahn durch seine Allmacht hält, erhält auch mich! —

Von der Sonne.

Die Sonne ist über eine Million mal größer als unsre Erde, und diese hat doch schon 5400. Meilen im Umfange. Aus der Sonne könnten 1,434,867. solche Kugeln gebildet werden, als unsre Erde ist. Sie kommt uns aber doch nur klein vor, denn sie ist über 20. Millionen Meilen von uns entfernt. So erstaunlich groß diese Entfernung ist, so ist doch der nächste Fixstern wenigstens 400,000 mal weiter von uns, als die Sonne. So weit hat es der menschliche Verstand gebracht, dies nicht durch Ellen, sondern durch richtige und untrügliche Schlüsse auszumessen.— Obgleich die Sonne alles erwärmet, so ist sie doch wahrscheinlich kein bloßer Feuerklumpen, sondern vielleicht eben sowohl bewohnt, als unsre Erde. Auf den höchsten Bergen, wo man doch der Sonne näher ist, fühlt man nichts von ihrer Wärme; daher bleiben diese auch beständig mit Eis und Schnee bedeckt.

Von den Planeten.

Es giebt am Himmel zweyerley Sterne, Fixsterne, welche stillstehen und ihr eigenes Licht haben, und Planeten, welche sich herumbewegen, und ihr Licht von der Sonne empfangen. Hauptplaneten sind sieben: Merkur, Venus, die Erde mit dem Mond, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus. Jupiter hat 4. und Saturn 5. Nebenplaneten, sie heißen auch ihre Trabanten. So wie unsere Sonne Planeten hat, welche sie erleuchtet und erwärmet:

so haben gewiß auch die übrigen Fixsterne, die eben solche Sonnen sind, die ihrigen; die wir aber wegen der ungeheuern Entfernung, da der nächste 400,000 mal weiter ist, als die Sonne, nicht sehen. Wenn ein Beobachter auf einem Fixsterne sich befände, so würde es ihm ganz unmöglich seyn, unsere Erde oder einen von den andern Planeten, die doch so groß sind, zu erblicken. Dürfte er aber deshalb schließen, alle diese Weltkörper wären nicht da? —

Von den Fixsternen.

Die Fixsterne haben keine merkliche Bewegung, sie scheinen aber zu gehen, weil sich unsre Erde unter ihnen herumdreht. Man kann mehrere tausend Fixsterne mit bloßen Augen, weit mehr aber durch Fernröhren sehen, besonders in dem weißen Strich, die Milchstraße genannt, welche aus lauter Sternen besteht. Man hat immer schon durch Fernröhren einige solcher weißen Flecken gesehen, und sie Nebelsterne genannt. Vor kurzem aber hat man durch verbesserte Fernröhren deren 1600. entdeckt, und auch in diesen geglaubten Nebelsternen deutlich viele einzelne Sterne unterschieden. Hieraus schließen die Sternkundigen, daß diese Nebelsterne ganze Inbegriffe von Welten sind, und daß alle uns sichtbare Gestirne auch nur einen solchen Nebelstern für den Beobachter auf jenen ausmachen. Gott! der Mensch erliegt unter dem Gedanken von der Größe deiner Schöpfung! Was für Kenntnisse sind uns auf die Ewigkeit aufbehalten!

Von

Von den Sternbildern

Um die Sterne desto besser finden zu können, hat man sie in Haufen getheilt, und jeden solchen Haufen mit einem gewissen Bilde bezeichnet, und diese Bilder heißen Sternbilder. Der kleine und große Bär, oder der große Wagen, den man bey hellem Himmel alle Abend sehen kann, der Orion, das Siebengestirn und andere, sind bekannt. Zwölf Sternbilder sind besonders deshalb merkwürdig, weil die Erde bey ihrem Laufe um die Sonne unter denselben weggeht. Sie heißen die zwölf himmlischen Zeichen, die man sehr häufig in den Calendern findet, wo angedeutet wird, unter welchem sich zu jeder Zeit die Erde bey ihrem Umlaufe befinde. Ihre Namen sind folgende. Der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Scorpion, der Schütze, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Lauf der Planeten.

Die Sonne ist ein Fixstern und steht in der Mitte still. Um sie drehen sich die Planeten und auch unsre Erde in folgender Ordnung herum: Merkur, Venus, die Erde mit dem Monde, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus. Die Zeiten dieses Umlaufs sind von Gott so genau bestimmt, daß die Gelehrten schon den Gang eines jeden auf die Minute berechnet haben. Daher können sie auch Sonnen- und Mondfinsternisse viele Jahre vorher bestimmen. Das wären

ren

ren sie ja nicht im Stande, wenn das, was sie von der Größe und Entfernung der Gestirne und von dem Laufe der Planeten sagen, nicht wahr wäre. Nun scheint manches freylich anders. Unsere Erde z. B. scheint still zu stehen, und die Sonne zu laufen. Aber wenn man in einem Kahne auf dem Wasser fährt, so scheint auch das Land zu laufen, und der Kahn zu stehen, ob es gleich umgekehrt ist. Die heilige Schrift widerspricht dem auch nicht. Die Bewegungen der Erde können wir nicht fühlen, weil wir sie von Kindheit auf gewohnt sind.

Merkur.

Merkur, der kleinste und nächste Planet bey der Sonne, ist uns selten sichtbar, weil er sich niemals weit von der Sonne entfernt, wiewol er zuweilen über 8. Millionen deutscher Meilen von ihr absteht. Er ist ohngefehr 27 mal kleiner, als die Erde, und bewegt sich in 87 Tagen, 23 Stunden und 25 Minuten, um die Sonne. Weil man ein ab- und zunehmendes Licht an ihm bemerkt, und ihn bisweilen als einen runden dunkeln Flecken durch die Sonne gehen sieht, so schließt man daraus, daß er ein dunkler Körper sey, und sein Licht von der Sonne habe. So lange eines Planeten Umlauf um die Sonne dauert, so lange dauert auch auf demselben ein Jahr.

Venus.

Venus, der schönste Stern am Himmel, heißt

auch der Morgen und Abendstern, weil er sich eine Zeitlang etliche Stunden vor Aufgange, und zur andern Zeit nach dem Untergange der Sonne sehen läßt. Sie ist beynahe so groß als die Erde, und von der Sonne über 15 Millionen Meilen entfernt. Sie bewegt sich in 224 Tagen, 16 Stunden und 48 Minuten um die Sonne, um sich selbst binnen 23 Stunden und 20 Minuten. Sie ist auch ein dunkler Körper, weil sie als ein dunkler runder Flecken durch die Sonne geht, und bisweilen ganz, bisweilen halb, bisweilen sichelförmig erleuchtet ist.

Die Erde.

Die Erde ist eine ungeheure Kugel von 5400 Meilen im Umfange. Ihre Oberfläche beträgt über 9 Millionen Meilen ins Gevierte, und wenn man die ganze Erde in Würfel theilte, davon jeder eine Meile hoch, lang und breit ist, so würde man deren weit über 2000. Millionen erhalten. Auf dieser Erde befinden sich mehr als 1000. Millionen Menschen, und eine ganz unzählbare Menge von Thieren und andern Geschöpfen. Und dennoch schwimmt die Erde mit allem, was darauf ist, im Freyen, blos von Gottes Allmacht erhalten. Sie drehet sich alle 24 Stunden einmal um sich selbst und in 365 Tagen 6 Stunden um die Sonne. Denkt man nun, daß die Sonne noch 1 Million mal größer ist als die Erde, und daß die meisten Sterne solche Sonnen sind — was muß das für ein Gott seyn, der dies schuf!

Der Mond.

Der Mond, dieser beständige Begleiter der Erde, ist ein dunkler Körper, 64 mal kleiner als die Erde, um welche er sich in 27. Tagen, 7. Stunden, 43. Minuten und 5 Secunden bewegt, und von welcher er nur 64000 Meilen entfernt ist. Auf seiner Oberfläche wird man eine große Menge veränderlicher und unveränderlicher Flecken gewahr, deren einige hell, andere blaß und dunkel sind, welche man für Berge, Thäler und Seen hält. Das Licht bekommt der Mond von der Sonne, und der Wechsel dieses Lichtes rührt von dem Stande des Mondes gegen die Sonne her, welche nur immer die Hälfte desselben erleuchtet. Je nachdem nun der Mond seine erleuchtete Seite zu = oder von uns abkehrt, haben wir Vollmond, zunehmenden Mond, abnehmenden Mond, und Neumond.

Von den Sonnen- und Mondsfinsternissen.

Wenn es sich trifft, daß beym Umlauf der Mond in gerader Linie zwischen unsrer Erde und der Sonne zu stehen kommt, so verdeckt er uns die Sonne oder einen Theil derselben, und diese Erscheinung heißt Sonnenfinsterniß. Kommt aber die Erde in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Mond zu stehen, so benimmt sie dem Monde das Licht, welches er von der Sonne bekommt, entweder ganz, oder zum Theil; diese Erscheinung wird Mondsfinsterniß

niß genannt. Die Sternkundiger sind im Stande, beyde schon auf viele Jahre vorher zu berechnen, und den Anfang sowohl, als das Ende derselben auf die Minute zu bestimmen. Dieser Umstand kann uns theils von der genauen Ordnung, welche der Schöpfer in den Lauf der Gestirne gelegt hat, theils davon überzeugen, daß die Angaben der Gelehrten von der Größe, dem Laufe und der Entfernung der Himmelskörper, von deren Richtigkeit sich Ungelehrte oft so schwer überzeugen, vest gegründet sind. Nicht alle sich ereignenden Finsternisse sind in allen Gegenden der Erde sichtbar, weil die Sonne und der Mond nur immer der einen Hälfte der Erdkugel leuchten. Es giebt daher sichtbare und unsichtbare Verfinsterungen.

Mars und Jupiter.

Mars, der vierte Planet um die Sonne, zeigt sich mit einem feurig schimmernden Lichte, ist ohngefehr fünfmal kleiner als die Erde, steht von der Sonne 32 Millionen Meilen ab, und drehet sich in 686 Tagen 23 Stunden um sie herum, daß also sein Jahr fast noch einmal so lang ist, als unsers.

Jupiter, der größte unter allen Planeten, ist über 10,000 mal größer als unsre Erde, und über 108 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, um welche er seinen Lauf erst in 11 Jahren 314 Tagen und 12 Stunden vollendet. Man sieht ihn immer mit vollem Lichte. Im Jahr 1609 hat man zuerst die vier Trabanten oder Monden des Jupiters ent-

entdeckt, welche in verschiedenen Zeiten und Kreisen sich um denselben bewegen.

Saturn.

Saturn, der sechste Planet um die Sonne, zeigt sich uns als der kleinste Planet und mit blassem Lichte, welches von seinem großen Abstande von der Sonne herrührt, von welcher er gegen 200 Millionen Meilen entfernt ist. Er ist vielmal kleiner als Jupiter, aber doch 900. mal größer als unsre Erde. Er bewegt sich in 29. Jahren 127. Tagen und 22. Stunden um die Sonne. Durch sehr große und gute Fernröhren erblickt man die fünf Monden des Saturnus, welche, so wie er selbst, dunkle Körper sind, und in verschiedenen Zeiten sich um ihn herum bewegen.

Uranus.

Dieser Planet ist der siebente, und kann nur bey recht heiterer Luft mit bloßen Augen gesehen werden. Ueberhaupt ist es erst ein Dutzend Jahre her, daß wir ihn als einen Planeten kennen; vorher wußte kein Mensch, daß es mehr Planeten gebe, als die bisher genannten. Aber am 13. März des Jahrs 1781. entdeckte ihn Herr Wilhelm Herschel, ein Hannoveraner, der aber in England lebt, zuerst als einen Planeten; wiewohl man ihn schon lange vorher gesehen, aber für keinen Planeten gehalten hatte. Er ist

ist 450. Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und schwingt sich um sie herum in Zeit von 83. Jahren. Er ist 80 mal größer als die Erde. Und vor kurzem hat Herr Herschel auch die Entdeckung gemacht, daß zwey Monden um ihn herum laufen.

Von der Zeit.

Die Zeit ist das kostbarste Gut des Menschen, das er aber oft am wenigsten achtet. Die Stunden, Tage und Jahre fließen schnell und unaufhaltsam in das Meer der Ewigkeit, und eine Minute des Lebens, die einmal verstrichen, wird auch durch die Reichthümer der ganzen Welt nicht wieder erkauft. Schon verlebte ich mehrere meiner Jahre. Ach, gleich einem Traume sind sie verschwunden. Wie habe ich sie genutzt? — Wie soll ich die folgenden, die mir die Vorsehung schenkt, anwenden? — Eine wichtige Frage! Von ihrer Beantwortung hängt meine künftige Ruhe, und von dem Entschluß, den ich darüber fasse, mein ganzes Glück in der Ewigkeit ab.

Das Jahr.

Ein Jahr ist auf unsrer Erde verlaufen, wenn sich dieselbe einmal ganz in ihrem Kreise um die Sonne herum bewegt hat; dazu braucht sie, wie bekannt, 365. Tage, also machen 365. Tage ein Jahr. Außer diesen 365. Tagen braucht aber die Erde zum Umlauf noch 6. Stunden mehr. Diese 6. Stunden machen alle 4. Jahre wieder einen Tag, der wird nun alle 4. Jahre hinter dem 23sten Februar eingeschaltet, und

ein solches Jahr von 366. Tagen heißt ein Schaltjahr. Die andern heißen gemeine Jahre. — Wenn man wissen will, ob ein Jahr ein Schaltjahr sey, darf man nur die Jahrzahl mit 4 dividiren; bleibt nichts übrig, so ists ein Schaltjahr; bleibt aber etwas übrig, so ists ein gemeines Jahr, und die überbliebene Zahl zeigt an, das wie vielste es nach dem nächst vergangenen Schaltjahr sey.

Die Jahreszeiten.

Die Jahreszeiten entstehen von dem Umlaufe der Erde um die Sonne, und besonders ihrer Richtung gegen dieselbe. Wenn unsere Erdgegend von der Sonne am entferntesten ist, und diese ihre Stralen nur schreg darauf werfen kann, so ist bey uns Winter. Wenn unsere Erdgegend so gegen die Sonne steht, daß diese ihre Stralen fast gerade darauf wirft, so ist bey uns Sommer. In den mittlern Richtungen haben wir Frühling und Herbst. — Die Jahreszeiten sind eben so wenig als die Tageszeiten zugleich auf der ganzen Erde dieselben. Denn wenn es im nördlich liegenden Europa Sommer wird, so wird es in den ganz südlichen Gegenden Winter, und wenn es in diesen Gegenden Sommer wird, so wird es bey uns Winter. Ueberhaupt gerechnet, ist bey uns Januar, Februar und März Winter; April, May, Juny Frühjahr; July, August, September Sommer; und October, November, Dezember Herbst.

Des Frühlings Anfang.

Der Anfang des Frühlings fällt bey uns in dem jetzigen Jahrhundert allemal auf den 20. oder 21sten März, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, das heißt, wenn unsere Erde unter diesem Sternbilde bey ihrem Umlaufe um die Sonne sich befindet. Mit Frühlingsanfang ist Tag und Nacht gleich, das heißt, der Tag dauert gerade 12. Stunden, und die Nacht auch. Nicht sogleich mit Frühlingsanfang wird es auch warm, sondern die Wärme nimmt auf der Erde erst nach und nach zu, weil sie erst in den folgenden längern Tagen mehr von der Sonne erwärmt wird, als sie in den kürzern Nächten erkaltet. Daher auch in den Calendern auf den angezeigten Tag erst der Anfang des Frühlings gesetzt wird, und die drey folgenden Monate zum Frühling gerechnet werden.

Des Sommers Anfang.

Der Anfang des Sommers fällt in dem jetzigen Jahrhundert allemal auf den 20. oder 21sten Juny, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, das heißt, wenn unsere Erde bey ihrem Umlaufe um die Sonne sich unter diesem Sternbilde befindet. Mit Sommersanfang haben wir allemal den längsten Tag, der bey uns über 16. Stunden hat, und die kürzeste Nacht. Die größeste Wärme erfolgt gemeiniglich erst einige Zeit nach demselben, besonders in den so genannten Hundstagen, weil die innere Wärme der Er-

de immer mehr zunimmt, indem die Erde in den langen Tagen mehr erwärmt wird, als sie in den kurzen Nächten erkaltet; daher auch in den Calendern auf den angezeigten längsten Tag nur Sommersanfang gesetzt wird, die folgenden 3. Monate werden aber eigentlich zum Sommer gerechnet.

Des Herbsts Anfang.

Der Anfang des Herbstes fällt in dem jetzigen Jahrhundert allemal auf den 20. oder 21sten September, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage tritt, das heißt: wenn sich die Erde bey ihrem Umlauf um die Sonne unter diesem Sternbilde befindet. Mit Herbstesanfang ist Tag und Nacht wieder gleich, das heißt: beyde dauern gerade 12. Stunden. Es nimmt aber die Kälte auf der Erde erst nach und nach zu, weil die Erde in den folgenden Nächten immer mehr erkaltet, als sie am Tage erwärmet wird, daher auch in den Calendern auf den angezeigten Tag erst der Anfang des Herbstes gesetzt wird, und die darauf folgenden drey Monate zum Herbst gerechnet werden.

Des Winters Anfang.

Der Anfang des Winters fällt in diesem Jahrhundert allemal auf den 20. oder 21sten Dezember, wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, das heißt: wenn die Erde bey ihrem Umlaufe um die Sonne unter diesem Sternbilde sich befindet. Mit Winters

ters Anfang haben wir den kürzesten Tag, der bey uns noch nicht 8. Stunden hat, und die längste Nacht. Die größte Kälte des Winters erfolgt gemeiniglich erst nach demselben, weil von der innern Wärme der Erde in den langen Nächten nach und nach immer mehr verlohren geht, als in den kurzen Tagen von der Sonne wieder ersetzt werden kann, daher auf den kürzesten Tag nur der Anfang des Winters fällt; die drey folgenden Monate werden aber mit dazu gerechnet.

Jede Jahreszeit hat ihr Gutes.

Die Abwechselung der vier Jahreszeiten führet uns auf besondere Spuren der göttlichen Weisheit und Güte. Mancher möchte vielleicht denken, daß es besser wäre, wenn lauter Frühling, lauter Sommer wäre; allein die Abwechselung gewährt uns nicht allein größern Nutzen, sondern auch mehr Vergnügen. Eine stete Einförmigkeit würde uns ermüden. Wenn der lange Winter uns erst mit Sehnsucht nach den Tagen des Frühlings erfüllt hat, dann hebt sich unsere Brust, und athmet froher, wenn die nun durch die Ruhe erquickte Erde aus ihrem Schoose tausend mannichfaltige Blumen hervortreibt. Ewige Blüthe würde uns bald gleichgültig werden, aber nach derselben erquicken uns die kühlenden Früchte u. s. w. Jede Jahreszeit muß uns daher willkommen seyn, und unser Herz mit Freude und Dankbarkeit erfüllen.

Die Monate.

Unsere Monate werden nicht nach dem Monde

und dessen Umlauf um die Erde berechnet. Denn der Mond braucht dazu nur 27. Tage und etliche Stunden, ein Monat aber hat mehr Tage. Ein Monat ist die Zeit, welche die Erde braucht, um unter einem der 12. himmlischen Zeichen wegzugehen. Dies geschieht bey einigen in 30, bey andern in 31. Tagen, bey einem in 28. Indessen werden die Monate nicht genau mit dem Eintritt in ein neues Zeichen angefangen oder geendigt. In den Calendern ist jedesmal der Eintritt in ein neues Zeichen bemerkt. Die Namen der Monate sind folgende. Januar hat 31. Tage, Februar 28 oder 29, März 31, April 30, May 31, Jun. 30, Jul. 31, August 31, September 30, October 31, November 30, Dezember 31.

Die Woche.

Die Woche ist eine Zeit von sieben Tagen, vom Sonntage an gerechnet. Die Tage der Wochen haben ihre deutschen Namen theils von den Namen der Planeten, von welchen man sonst glaubte, daß sie diese Tage regierten, als der Sonntag von der Sonne, der Montag vom Monde, der Donnerstag vom Donnerer oder Jupiter, der Freytag von der Freja oder Venus, theils von andern Umständen bekommen, als der Dienstag von Dingen, oder Gerichten, die daran gehalten wurden, der Mitwoch von der Mitte der Woche, der Sonnabend, weil er vor dem Sonntage vorher geht. Sie werden daher auch gemeiniglich mit dem Zeichen der Planeten bezeichnet, als der Sonntag durch ☉ u. s. w.

Der

Der Tag.

Ein Tag ist eine Zeit von 24. Stunden. Im gemeinen Leben fangen die meisten Europäer den Tag und die Stunden von Mitternacht an, von welcher sie bis zum folgenden Mittage 12. Stunden, und von da bis zur nächsten Mitternacht wieder 12 Stunden zählen. Die Italiener fangen den Tag vom Untergange der Sonne an, und zählen von da bis zum folgenden Abend 24 Stunden. Die Türken fangen den Tag eine Viertelstunde nach dem Untergange, und die Juden mit dem Untergange der Sonne an, die alten Babylonier und andere Morgenländer fiengen ihn an von Sonnenaufgang. Wohl dem, der seine kurzen Tage nach Summen guter Thaten zählt, und Abends, heut ists wohl gethan, heut lebt ich würdig, rühmen kann.

Die Stunde.

Eine Stunde wird in 60. gleiche Theile eingetheilt, welche Minuten heißen. Eine Minute dauert so lange, bis man ziemlich langsam 60. zählt, und diese 60. Theile einer Minute nennt man Secunden. Funfzehn Minuten machen eine Viertelstunde, dreißig Minuten eine halbe Stunde. Die Stunden werden mit Sonnenuhren, Wasseruhren, Sanduhren, und mannichfaltigen Arten von Räderuhren gemessen. Schnell verfliehen die Stunden unsers Lebens, und die vergangene kommt nie zurück. Wohl dem, der jede derselben gut anzuwenden, und darin etwas nützliches

für

für sich und andere zum Glück dieses und des zukünftigen Lebens zu thun sucht. Auch von der Zeit und von Stunden wird es einst heißen, thue Rechnung von deinem Haushalten.

Vom Calender.

Nach den Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Erde, rechnen und theilen wir unsere Zeiten ein. Da nur wenige Personen die Geschicklichkeit haben, die nöthige und richtige Berechnung der Zeiten und Jahreswechsel zu machen, und unsägliche Unordnungen unter den Menschen entstehen würden, wenn man nicht eine genaue Einrichtung der Zeit hätte; so hat man dazu die Calender erfunden und eingeführt. Sie enthalten ein Verzeichniß der Tage, Wochen und Monate im Jahr; ingleichen des Auf- und Untergangs des Mondes und der Sonne; des Wechsels der Jahreszeiten und des Mondes, der Festtage, der Finsternisse, und dergleichen. Wettervorhersagungen, Regeln für die Aderlassen, und dergleichen, sind hingesetzt aufs Gerathewohl

Arten der Calender.

In unsern gewöhnlichen Hauscalendern ist gemeiniglich vorn von einem dreyfachen Calender die Rede. Der eine heißt der alte, oder julianische Calender. Julius Cäsar, ein berühmter Römer, führte denselben kurz vor Christi Geburt ein, und er ist auch un-

unter den Christen in andern Ländern lange im Gebrauch gewesen. Jetzt rechnet in Europa niemand mehr darnach, als die Russen, die nach demselben jetzt um 11. Tage zurück sind. Man nennt diese Rechnung den alten Styl. — Der andere heißt der gregorianische Calender, weil ihn Pabst Gregorius XIII. 1582. verfertigen ließ, um die Fehler des alten Calenders zu verbessern. Der dritte ist der verbesserte Calender, welchen wir jezt noch gebrauchen. Dieser ist 1700. zuerst in Deutschland eingeführt, und endlich seit 1776. allgemein geworden.

Calender-Aberglaube.

So wohlthätig für die menschliche Gesellschaft die Einführung und der Gebrauch der Calender ist, so nachtheilig kann doch dieser werden, wenn jemand mehr darin sucht, als darin zu finden ist. Alle Wetterprophezeihungen, alle Zeichen über Purgiren und Aderlassen sind untauglich, und haben keinen gewissen Grund. In einigen Calendern findet man sie daher nicht mehr. Mancher thut sich indeß durch den Glauben an solche Zeichen den größten Schaden. Er hat nöthig, Arzeney zum Abführen einzunehmen, oder Blut wegzulassen; weil aber gerade jetzt dafür kein gutes Zeichen im Calender steht, so schiebt er es auf, und verfällt dadurch in eine schwere Krankheit. Ist solcher Aberglaube nicht Thorheit, und lehrt nicht schon die dem Calender so oft widersprechende Witterung, wie auf demselben hierin nichts zu bauen sey.

Von

Von der Zeitrechnuung.

Die Zeit, von welcher man angefangen hat, die folgende Reihe von Jahren fortzuzählen, nennt man eine Epoche oder einen Zeitpunct. Wir Christen zählen unsere Jahre von Christi Geburt, und nehmen insgemein an, daß vor derselben gerade 4000. Jahre von Erschaffung der Welt an verflossen waren. Die Juden zählen von Erschaffung der Welt, und rechnen von da bis auf Christum nur 3760. Jahre. Die alten Griechen zählten ihre Jahre von dem Anfange gewisser Spiele, die unter ihnen gebräuchlich waren, und die Olympischen Spiele hießen. Die Römer zählten von Erbauung der Stadt Rom. Die Türken zählen ihre Jahre von der Flucht Mahomeds von Mecca nach Medina, welche im Jahr Christi 622. geschehen ist. Die Neufranken von der Gründung der Republik, welches im Jahr 1792. im September geschehen ist.

Wahrheiten der Religion und der Vernunft.

Es ist ein Gott, ein Schöpfer aller Dinge.

Kann ein Haus oder eine Uhr sich selbst machen? Muß nicht jemand seyn, der sie gemacht hat? Also muß auch einer seyn, der die Sonne und den Mond, die Sterne und so viele andere Dinge gemacht hat, die um uns her sind. Diese Dinge konnten

ten sich nicht selbst hervorbringen, eben so wenig, als ein Mensch sich machen kann. Wer brachte sie hervor? Der Schöpfer und Urheber aller Dinge; sein Name ist Gott. Alles was jezt entsteht, kommt zwar durch Dinge hervor, die schon da sind; Menschen werden von Menschen gebohren, Thiere von Thieren, Bäume und Pflanzen entstehen aus dem Saamen, den andere Bäume und Pflanzen trugen. Aber wer schuf die ersten Bäume, die Saamen tragen konnten? Dies that Gott. Dieser Gott ist unsichtbar; aber aus seinen Werken können wir ihn und seine Eigenschaften erkennen. —

S. von Rochow. Kf. Thl. 2. Nr. 98.

Woraus wir Gott näher kennen lernen.

Die Erkenntniß Gottes selbst ist aus seinen Werken zwar sehr deutlich; damit wir aber auch Gottes Absichten mit uns, und seinen Willen noch näher kennen lernten, gab uns Gott darüber noch ausdrücklichen Unterricht. Er sandte oft Personen, und vornehmlich Jesum Christum, uns zu belehren, und hat uns ihre Belehrung aufbehalten lassen in der heiligen Schrift. Die Quellen, woraus wir die Erkenntniß Gottes zu schöpfen haben, sind nun die Offenbarungen Gottes in der Natur und in der heiligen Schrift. Keine kann der andern widersprechen, weil sie einen Urheber haben. — Eine klärt vielmehr die andere auf, und wir haben sie bey dem Streben nach Erkenntniß Gottes zu verbinden, wie uns selbst das Verhalten Jesu lehrt. Er begnügt sich z. E. nicht, seinen Schü-

lern

lern blos zu versichern: Gott sorgt für euch; er führte sie auch mit ihrem Nachdenken auf die Natur, und lehrte sie vom Kleineu aufs Größere schließen. — Matth. 6, 26 — 30.

Von Gottes Macht.

Die Werke zeugen davon, Gott ist allmächtig; das heißt: er kann ohne Mühe alles thun, was er will. Gott will aber, weil er zugleich weise und heilig ist, nichts, als was er für gut erkannt hat. Wir können also von Gottes Allmacht nichts anders erwarten, als was gut und heilsam ist. Gott thut nicht jederzeit alles, was wir wünschen, so müssen wir denken: Gott ist allmächtig, er könnte und würde es thun, wenn es gut wäre; da er es aber nicht thut, so will er es nicht, folglich ist es schädlich. — Wer den Allmächtigen zum Freunde hat, dem wird es an Schutz und Wohlseyn nicht fehlen. Dann ist er aber unser Freund, wenn wir vor ihm wandeln und fromm sind.

Salzmanns Elementarbuch Th. 2. S. 317 — 324.

Von Gottes Weisheit.

Gott ist allweise; das heißt: er macht alles aufs Beste, und wählt, seine höchstguten Absichten zu erreichen, die dienlichsten Mittel. Dies ist in der ganzen Natur sichtbar. Ein jedes Geschöpf ist aufs weiseste zu dem Zwecke eingerichtet, zu welchem es da ist,

und

und alles, was Gott sonst thut und geschehen läßt, ist am Ende heilsam, wenn es auch böse scheint. Es ist ein Glück für mich, zu wissen, daß der höchste, weise Gott auch für mich sorgt und meine Schicksale bestimmt. Sollte ich oder andere Menschen sie ordnen, so würde ich bald verderben; denn niemand hat die Klugheit, immer zu sehen, was ihm für die Zukunft gut ist. Unter Gottes weiser Fürsorge bin ich sicher. Er giebt mir das Beste. Wie billig ist es also, daß ich mit Gottes Anordnung stets zufrieden bin. Hierin besteht die wahre Weisheit des Menschen.

Von Gottes Güte.

Gott ist höchst gütig; wohlthun ist seine Freude. Der Herr ist allen gütig, und erbarmet sich aller seiner Werke. Er hilft nach seiner Barmherzigkeit gern denen, die in Noth sind. Alles, was von ihm kommt, dient zum Besten. Auch selbst die mancherley Uebel in der Welt dienen am Ende zur Beförderung und Erhöhung des Wohlseyns seiner Geschöpfe 1.) So wie ohne Müdigkeit kein sanfter Schlaf, ohne Hunger und Durst keine angenehme Sättigung, ohne Krankheit keine Schätzung der Gesundheit ist, so ist auch überhaupt ohne manches Uebel keine Empfindung des Guten. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Wie viel Ursach habe ich, mich zu freuen, daß Gott

1.) Salzm. Elementarb. Th. 2. S. 325. — 338.

mein Herr ist, und ich von ihm abhange; Ihn zu lieben, ihm zu gehorchen, ihm in seiner Wohlthätigkeit nachzuahmen, und auf ihn zu hoffen, das soll mein Entschluß seyn.

Von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit.

Der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken; das heißt: er ist frey von aller Neigung zum Bösen, liebt und will hingegen nichts anders, als was an sich selbst billig, recht und gut ist. Er befördert daher auch gern das Gute, und steuret den Bösen auf alle nur mögliche Weise. Will ich also Gott zum Freunde haben, so muß ich auch gut gesinnet seyn und recht thun. Und wie gern wird mir Gott dazu helfen, wenn es mir damit ein Ernst ist; Weil Gott heilig ist, so ist er auch wahrhaftig! was er zusagt, das hält er gewiß. Ich will also den göttlichen Versicherungen glauben, und auch mich der Wahrhaftigkeit befleißigen, ohne welche ich Gott nicht gefallen kann.

Von Gottes Allwissenheit und Allgegenwart.

Gott ist allwissend, das ist, er erkennet alle Dinge. Keine Kreatur ist vor ihm unsichtbar, es ist alles bloß und entdeckt vor seinen Augen. Gott weiß, was ich denke, rede und thue. Das kann nicht anders seyn. Denn der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? Der den Geist uns gab, sollte

te der nicht wissen, was darin vorgeht? Weil Gott alles kennt, sieht und weiß, heißt er auch allgegenwärtig. Wo sollte ich hingehen vor seinem Geist? Er sieht auch ins Verborgene. Ich will also stets Gott vor Augen haben, der Zeuge meines Wandels ist, wenn mich auch kein Mensch sieht 1). Dann wird es mein Trost seyn, daß er auch auf mich blickt und meine Bedürfnisse kennt.

Von Gottes Ewigkeit und Unveränderlichkeit.

Gott ist ewig; das heißt: er ist immer gewesen und wird immer bleiben. Er bleibt auch stets, wie er ist; das heißt: er ist unveränderlich. Bey ihm ist keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Darum können wir uns auf ihn in allen Stücken zu allen Zeiten verlassen. Er ist ein Freund und Helfer, der nicht stirbt; seine Macht nimmt nicht ab, seine Weisheit kann nie irren; seine Güte kann sich nie von uns wenden; seine Heiligkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit kann sich nicht vermindern. Er bleibt sich gleich. Und dieser Gott sagt: es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen. Wie tröstlich! Gott du bist unsre Zuflucht für und für.

Gott ists, der alles erhält.

Von alle dem, was Gott erschaffen, ist noch nichts ver-

1) Salzmanns El. Th. 2. S. 309 — 316.

verlohren gegangen. Alle Sterne sind noch da, und bleiben in ihrer Ordnung. Alle Arten der Thiere und Pflanzen, die Gott schuf, sind mit ihren ersten Einrichtungen und Kräften noch vorhanden. Keine Gattung stirbt aus, nichts geht ganz unter. Wer hat das schon so lange vor uns, bis auf diesen Augenblick bewirkt? Gott! Er erhält alle Dinge; das heißt: er macht, daß sie fortdauern. Zu dem Ende giebt er allen lebendigen Geschöpfen ihre Speise 1), läßt die Jahrszeiten weislich wechseln 2), und erhält der Erde die Kraft, alles hervorzubringen, was Menschen und Vieh bedürfen 3) Hiezu ist der Wille und die Kraft Gottes eben so nöthig, als sie zu dem Ursprunge der Dinge nöthig war. Der Mensch muß aber durch kluge Bearbeitung die Kräfte der Erde recht nutzen 4).

Gott ernährt alle lebendige Geschöpfe.

Wer die Menge der Geschöpfe überdenkt, und dann betet: aller Augen warten auf dich; den überfällt eine heilige Ehrfurcht. Aller Augen warten auf Gott. Nicht allein die tausend Millionen Menschen, die auf dem Erdboden täglich sich nähren wollen, sondern alle die undenkbaren Zahlen von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, Insekten und Gewürmen. Es giebt Thierchen, die so klein sind, daß 1000. auf ein Sandkorn gehen. In einem kleinen Sumpfe sind mehr kleine Thiere, als große in die Augen

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 8. 31. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 250. 3) S. 346. 4) v. Roch. Th. 1. Nr. 75. Th. 2. Nr. 96.

gen fallende auf dem ganzen Erdboden. Welch eine Reihe! Und Gott giebt allen ihre Speise zu seiner Zeit 1), er thut seine Hand auf, und sättiget alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

Gott regieret alles.

Gott regieret alles; das heißt: er macht, daß alles in der Welt nach seinen Willen gehen muß. Ohne ihn kann nichts geschehen; und was er geschehen läßt, muß zur Beförderung seiner Absichten dienen. Alles unser Vornehmen, das wir gern zu Stande bringen wollen, behält Gott immer in seiner Gewalt, und es steht bey ihm, ob und wie es zu Stande kommen soll. Er muß uns die zur Ausführung desselben nöthigen Kräfte geben und erhalten, auch die äußerlichen Umstände, die dazu bequem sind, fügen; und er handelt darin nach seiner freyen aber weisen Macht. Er befördert oder hindert unser Vorhaben so, wie er es gut findet; und wenn er es zu Stande kommen läßt, so lenkt er es zu einem guten Erfolge. 1 Mos. Cap. 39—47. Cap. 50, 19. 20.

Gott regiert und lenkt auch das Böse.

Auch das Böse, was Menschen im Sinne haben, kann nicht zu Stande kommen, wenn es Gott nicht will geschehen lassen. Er hindert freylich unzählig viel Böses; läßt aber auch manches zu; nicht in so fern es böse ist, sondern in so fern er daran noch

1) v. Roch. Kf. Th. 2, Nr. 4. vergl.

etwas Gutes wahrnimmt, welches dem, der es thut, verborgen ist, und welches zur Beförderung seiner Absichten dient. — So oft er es aber auch zuläßt, so lenkt er es zu einem ganz andern und bessern Erfolge, als den die Menschen dabey zur Absicht gehabt. — Selbst die Bösen müssen wider ihren Willen, und ohne ihren Willen, und ohne daß sie es wissen, Gottes guten Rath befördern.

Gott regiert auch unsre Schicksale.

Von Gottes Anordnung hängen unsre Schicksale ab, d. i. alles, was uns in der Welt begegnet; es sey uns angenehm und heiße Glück, oder es sey uns unangenehm und heiße Unglück und Widerwärtigkeit. Was und wie viel einem jeden davon zu Theil werden soll, das bestimmt Gott; doch sieht er dabey auf unser wahres Beste, und läßt uns nur das treffen, was uns zum Nutzen gereichen kann, und auch wirklich gereichen muß, wenn wir es gehörig dazu anwenden. — Wie gut ist es, daß es in der Welt weder nach meinen eignen, noch nach anderer Wünschen geht, sondern nur so, wie es Gott für mich gut findet! Seiner Leitung will ich mich gerne überlassen. 1)

Gott richtet alles.

Gott ist unser aller höchster Richter. Er belohnt, als Richter der menschlichen Handlungen, alles Gute; das

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 62. Th. 2. Nr. 13.

das heißt: er läßt darauf angenehme Vorfälle für die folgen, die es thun 1). Er bestraft aber auch alles Böse, oder verfügt darauf unangenehme Erfahrungen für diejenigen, die es ausüben 2). — Und darin handelt er nach völliger Unpartheiligkeit; wie er es denn auch zu seiner Zeit aufs deutlichste offenbaren wird, wie recht er richtet. Ich will mich also stets vor Bösem hüten, und recht zu thun beflissen seyn. Auch wenn mich kein Menschenauge sieht, soll mich der Gedanke vom Bösen abhalten und zum Guten antreiben: Gott siehet dich, und wird alle Werke vors Gericht bringen.

Von der Liebe zu Gott.

Die Liebe zu Gott, überhaupt genommen, ist eine Empfindung der Seele, und kann nicht gesehen werden. Die Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, das öftere Andenken an Gott, die Lust, die jemand an dem Herrn, an seinen Einrichtungen und Geboten hat :c. alles dieses liegt in dem Innersten des Menschen. Niemand kann es sehen und beurtheilen, als der Allwissende. Aber die Wirkungen, die Beweise dieser Liebe werden bald sichtbar, durch Gehorsam gegen Gottes Gebote, Vertrauen, Dankbarkeit, Ehrfurcht, Bestreben, Gottes Ehre zu befördern, uud durchs Gebet. Je inniger jemand Gott liebt, desto mehr wird er dies alles beobachten. Diese Beweise der Liebe muß man also näher kennen lernen. Sie sind die Hauptsache bey der Re-

1) Salzm. Elem. Th. 2. S. 338. 2) S. 342.

Religion, und machen eigentlich die Religion des Christen aus.

Vom Vertrauen auf Gott.

Auf Gott vertrauen, heißt: von ihm allezeit und in allen Fällen das Beste erwarten. Dieses Vertrauen hat in die Ruhe unsers Lebens einen großen Einfluß. Es befreiet uns von peinlichen Sorgen, dazu in diesem Leben so viel Anlaß ist, und giebt uns einen heitern und getrosten Muth bey unsern pflichtmäßigen Unternehmungen, in unsern Trübsalen, und selbst im Tode. Gott belohnt es auch mit den erfreulichsten Schickungen 1). Heiterkeit, Geduld und Zufriedenheit sind damit verbunden. Um uns dazu zu erwecken, müssen wir auf Gottes Verheißungen, die Spuren seiner Weisheit und Güte in allen seinen Werken, besonders auf seine alles wohlmachende Vorsehung in unserm und anderer Leben merken.

Von der Dankbarkeit gegen Gott.

Alles was wir je gutes und erfreuliches gehabt haben und noch haben, haben wir von Gott, und zwar auf eine unverdiente Weise, es ist seine Wohlthat. Wie billig ist also gegen ihn die Dankbarkeit! — Wir beweisen sie vornehmlich dadurch, daß wir Gottes Wohlthaten recht anwenden, d. i. zu unserm und anderer wahrem Besten gebrauchen. Dies ist unser eigner Vortheil; Gottes Wohlthaten werden uns dann erst recht

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 21. 22.

recht nützlich und angenehm, wenn wir sie nach seinem Willen nutzen, und wir dürfen auch alsdann mehr Gutes von Gott erwarten. Um uns zur Dankbarkeit gegen Gott zu ermuntern, müssen wir uns fleißig an die Menge seiner Wohlthaten erinnern, und stets bedenken: warum thut mir Gott so viel Gutes, und wie muß ich jede seiner Wohlthaten brauchen, um sie recht zu gebrauchen?

Vom Gehorsam gegen Gott.

Gehorsam gegen Gott seyn, heißt: alles dasjenige thun, was Gott haben will; alles aber, was seinen Befehlen entgegen ist, sorgfältig meiden. Von diesem Gehorsam hängt unsre ganze Glückseligkeit ab. Denn Gott fordert von uns nichts, als was uns heilsam ist. Und überdies hat er diejenigen, welche seinen Willen thun, herrlich zu belohnen verheißen. Je sorgfältiger wir also Gott gehorchen, desto mehr gewinnen wir zu unserm eigenen wahren Wohl. Gott gewinnt und verliehret dadurch nicht. Denke also fleißig über die wohlthätige Beschaffenheit seiner Gebote nach, und bemerke die glücklichen Folgen des Gehorsams, und die unglücklichen, welche Ungehorsam nach sich zieht, an dir und andern.

Von der Ehrfurcht gegen Gott.

Mit dem Gehorsam und der Liebe zu Gott ist aufs genaueste verbunden, die kindliche Ehrfurcht vor Gott, da wir uns hüten, ihm mißfällig zu werden,

und deshalb uns mit Vorsichtigkeit vor Sünden hüten, auch vor den geringsten; und das nicht nur alsdann, wenn wir unter Menschenaugen sind, sondern auch alsdann, wenn uns kein Mensch siehet. Um diese kindliche Ehrfurcht vor Gott in unserm Gemüth zu erhalten, müssen wir uns oft die Allgegenwart Gottes, und das große Elend, welches mit seinem Misfallen verknüpft ist, zu Gemüthe führen. Dadurch werden wir uns vor vielen Sünden verwahren.

Beförderung der Ehre Gottes bey andern.

Alle Geschöpfe Gottes sind dazu da, daß sie den vernünftigen Creaturen Anlaß und Erweckung geben sollen, Gott zu verehren. Es ist also auch unsere Schuldigkeit, daß wir auch an unserm Theile unter unsern Nebenmenschen die Ehre Gottes zu befördern suchen. — Und dazu werden wir um so viel williger seyn, je aufrichtiger wir selbst Gott lieben und hochschätzen. Wir befördern aber Gottes Ehre, wenn wir etwas dazu beytragen, daß Gott auch von andern erkannt und hochgeschätzt werde. Und das kann geschehen, wenn wir dazu ihnen Gelegenheit verschaffen; sie selbst antreiben und ermuntern, und ihnen mit einem guten Beyspiele vorgehen.

Vom Gebete.

Weil wir an Gott unsern Vater, den besten Freund unserer Wohlfahrt haben, der uns beständig nahe ist, so

so fordert es auch die kindliche Liebe, die wir ihm schuldig sind, daß wir gern zu ihm beten; das ist: die Empfindungen und Anliegen unsers Herzens ihm vortragen; — nicht, als ob er sie erst von uns erfahren müßte, oder als ob wir durch unser Gebet ihn erst zur Gütigkeit gegen uns bewegen dürften; sondern, um ihn auch dadurch als Geber alles Guten zu ehren, bey uns selbst die Ueberzeugung unsers Abhangens von ihm uud seiner Güte immer lebhafter zu machen, und uns zu einem vertraulichen Umgang mit ihm, der uns so nützlich ist, zu gewöhnen.

Nutzen des Gebets.

Beten ist für uns ein sehr nützliches Geschäfte, wenn es auf die rechte Weise geschiehet. Es gehört zu der Ordnung, in welcher uns Gott die zu unserm Wohl nöthigen Güter, besonders die geistlichen, mittheilen will. Es gereicht an sich selbst zur Erweckung und Stärkung guter Gesinnungen und zur Beförderung der Ruhe und Zufriedenheit unsers Gemüths, und wir werden dadurch auch immer mehr gewöhnt werden, uns nur das zu wünschen, was unsrer Wünsche werth ist. Es fehlt uns nie an Anlaß, diese selige Pflicht zu üben. Täglich bedürfen wir der göttlichen Wohlthaten, täglich geniesen wir sie. Täglich sind wir also auch schuldig, bittend und dankend unser Herz zu Gott zu erheben.

Arten des Gebets.

Wir können zu Gott blos in Gedanken oder innerlich; wir können aber auch mündlich oder mit ausgesprochenen Worten beten; und auch dies müssen wir zu mehrerer Erweckung unsrer Andacht thun, so oft es füglich geschehen kann. So mancherley die Empfindungen unsers Herzens sind, die wir Gott vortragen, so mancherley sind die Arten des Gebets, wenn wir auf seinen Inhalt sehen. Die vornehmsten sind: Lob und Danksagung Gottes, da wir ihm die Empfindungen unsers von seiner Größe und Güte gerührten Herzens vortragen; und Bitten und Flehen, da wir unser Verlangen nach irgend etwas Gutem äußern. So oft wir beten, muß es im Namen Jesu, das ist: nach seiner Anweisung geschehen. Wir finden sie im Vater Unser.

Werth des Verstandes.

Verstand ist besser als Reichthum. Wenn man nur durch Fleiß und Aufmerksamkeit in der Jugend Verstand erlangt, oder sich nützliche Kenntnisse verschaft hat, so kann man sich auch Geld und Wohlstand 1.) verschaffen. Wer hingegen alle Schätze hat, kann sich keinen Verstand erkaufen. Mancher unverständige, der Tonnen Goldes besaß, wurde zuletzt zum Bettler. Wie leicht verliert man auch den Reichthum! Feuer, Ueberschwemmung, Krieg, Diebstahl, Processe und andere Unglücksfälle können in kurzem den

1.) v. Roch. Kf. Th. 1, Nr. 58. u. 69.

den reichsten Mann arm machen. Wie übel ist der nun daran, der nicht etwas gelernt hat 1.)! Er verliert Einkommen, Achtung und Liebe. Dem Klugen und Geschickten kann das Haus abbrennen, sein Gut kann durch das Wasser weggeschwemmt werden; er behält alle Achtung, und findet durch seine Geschicklichkeit sein Auskommen wieder. 2.)

Nutzen der Geschicklichkeit.

Durch den rechten Gebrauch unsrer Kräfte, sowohl der Seele als des Leibes, können wir manche Geschicklichkeiten erlangen, wodurch wir im Stande sind, uns und andern zu nützen. Und dazu hat uns Gott die Kräfte gegeben. Je mehr ein Mensch Geschicklichkeit erlangt, desto höher wird er geschätzt. Ein Kluger wird daher alle Gelegenheit etwas zu lernen, nützen, und nie denken, er habe dies oder das nicht nöthig. Niemand weiß, wo ihm dies oder jenes einmal helfen kann 3.), oder wie sehr ihm die Unwissenheit in einer nützlichen Kunst, die er hätte lernen können, schadet 4.) Mancher gelangte schon durch seinen Fleiß aus der Armuth zu Reichthum und Ehre. Der Grund zu aller künftigen Brauchbarkeit wird in der Schule gelegt, wo die Kräfte des Verstandes überhaupt geübt werden. Wohl dem, der sie recht nützt! Wie mancher kam aber nach vielen

1.) Salzm. El. Th. 2. S. 33. — 45. 2.) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 57.

3.) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 9. u. 68 Th. 2. Nr. 9. Salzm. El. Th. 2. S 22. — 26. 4.) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 14. Th. 2. Nr. 37.

len Jahren heraus, ohne einmal gelernt zu haben, gut zu lesen, zu rechnen und zu schreiben.

Der freye Wille.

Wir haben unter den Erdengeschöpfen allein freyen Willen, das ist: das Vorrecht erhalten, nach Ueberlegung zu handeln. Das Thier handelt blos nach dem ihm eingepflanzten Triebe, ohne den Grund seines Verhaltens zu wissen. Der Mensch kann nach überlegten Gründen das Gute erwählen und das Böse verwerfen, er kann seine Gedanken nach Willkühr worauf richten, oder wovon abziehen, er kann sich und seine Begierden beherrschen, und gut werden, wenn er will 1). Unser Wille richtet sich nach unsern jedesmaligen Vorstellungen vom Guten und Bösen, nach unsern Erkenntnissen. Sind diese richtig, so wählen wir allemal das Gute. Wer aber für gut hält, was es nicht ist, irrt nothwendig in seiner Wahl, verwirft das Gute und wählt das Böse, so oft er irrt. Aus diesem Grunde ist es so sehr wichtig, viele richtige Kenntnisse zu erwerben; deswegen ist der Irrthum so gefährlich.

Das Gewissen.

Das Bewußtseyn und Gefühl des Rechts oder Unrechts 2) unsrer Handlungen heißt das Gewissen. Wer sich guter Handlungen und Gesinnungen bewußt ist und sich deren freut, hat ein gutes Gewissen. Dies ist

1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 1. 3. 87.
2) v. Roch. Kinderf. Th. 2. Nr. 90.

ist für den Menschen das größte Glück, dabey kann er vergnügt seyn, auch in Armuth und Noth. Im Tode selbst, wenn nichts mehr ihm Freude macht, kann ihn das Bewußtseyn guter Thaten erquicken, und es folgt ihm in die Ewigkeit nach. Wer sich böser Handlungen und Gesinnungen, oder der Unterlassung des Guten, bewußt ist, und sich darüber beunruhigt, hat ein böses Gewissen. Dies ist für den Menschen die größte Qual 1), überall trägt er es mit sich, es verbittert ihm auch bey dem größten Reichthum und Ansehen sein Leben, und macht ihm Tod und Ewigkeit schrecklich.

Unsterblichkeit der Seele.

Unser Geist, oder die Seele, ist unsterblich, das heißt: ihre denkende Kraft, ihre Vorstellungen und Empfindungen dauern auch nach dem Tode fort. Wer also in seinem Leben für seine Seele gesorgt, und sie mit vielen nützlichen Kenntnissen, mit dem Bewußtseyn vieler guten Handlungen bereichert hat, dem kömmt es auch noch nach dem Tode zu gute. O wohl den Menschen, die hier viel Gutes auf ihren Geist säeten, dann können sie den Tod gelassen erwarten 2) und dort werden sie die rechten Früchte erndten. Die heilige Schrift lehrt uns auch, daß wir dort einen verneuten Körper erhalten sollen, der aus der Verwesung des Grabes verklärt aufersteht. Sie macht uns aufmerksam auf das, was in der ganzen Natur 3) mit dem

1) v. Roch. Th. 1. Nr. 50, V. 5. 6. auch 4. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 295 — 303. 3) v. Roch. Th. 2. Nr. 92.

dem, was verneut werden soll, und besonders mit jedem Saamenkorn vorgeht. Erst verweset es. So soll auch unsre Verwesung der Uebergang seyn zum neuen Leben.

Von der Seligkeit.

Wenn wir hier gute Menschen werden und nach Gottes Willen leben; so kommen wir in jener Welt, nach den Verheißungen der Schrift, in einen höchst erfreulichen Zustand. Unsere ganze Natur wird da verherrlicht, das ist: zu größerer Vollkommenheit erhoben. Die Kräfte unsrer Seele werden da erhöht; unsere Kenntnisse von Gott und seinen Werken erweitert, und unsre Seele selbst mit einem bessern Leibe, als sie hier gehabt, vereinigt seyn. Reinigkeit und Heiterkeit unsers Gemüths wird uns, von allen Uebeln befreiet, erquicken. Mit Freuden werden wir dann die höhern Geschäfte, die Gott einem jeden anweisen wird, abwarten, und der angenehmste Umgang mit unserm Erlöser und lauter Rechtschaffenen wird uns beglücken 1). O wer wollte nicht gut seyn, um solche Belohnungen seines Fleißes in der Heiligung zu genießen!

Von der Selbstliebe.

Die Haupt- und Grundneigung des Menschen ist die Selbstliebe und der Wunsch seines Wohlseyns. Diese ist unüberwindlich und unveränderlich. Sie ist von einem unendlichen Nutzen, oder vielmehr, es fließt alles Gute aus derselben! denn alle Arbeit, alle Bemühun-

1) v. Röch. Kf. Th. 2. Nr. 94.

hungen des Menschen zielen dahin ab, sich angenehme Empfindungen zu verschaffen, und das Unangenehme zu vermeiden. Eben diese Neigung ists aber auch, die alles Böse erzeugt, was der Mensch thut. Der Säufer sucht im Saufen das Vergnügen, der Dieb im Stehlen und Reichthum. Die Selbstliebe treibt sie zu diesen Ausschweifungen, weil sie das Gute und Böse und ihr Maas nicht genug kennen. Wie wichtig ist gute Erkenntniß! Wie gut ists, wenn der Mensch Gottes Vorschriften lernt, und dann aus Liebe zu sich selbst sich nach denselben richtet!

Von der Aufmerksamkeit.

Der Aufmerksame hört und sieht das, was er hören und sehen soll, immer recht. Er richtet seine Sinnen und Gedanken stets auf das Geschäft, was er treibt; auf das Vergnügen, das er genießt. Ist er in der Schule, um zu lernen, so läßt er nichts unbemerkt, er faßt, so viel nur möglich ist, vest. Ist er im Garten, so richtet er seine Gedanken auf das, was zunächst um ihn ist, auf die Bäume, Blumen, Gräser, die um ihn wachsen, auf die Vögel, Schmetterlinge, Bienen, die um ihn fliegen ꝛc. Dadurch wird er denn nun täglich klüger und froher, weil er alles Nützliche und Schöne bemerkt 1). Er kann von allem Rede und Antwort geben, seine Kenntnisse auch andern mittheilen 2) und alle seine Geschäfte gerathen wohl. Darum kann man ihn brauchen 3), und er genießt viele Vortheile 4), die der Unachtsame nicht hat.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 77. 2) Nr. 20. 3) Nr. 64. 4) Nr. 5. Salzm. El. Th. 2. S. 27—31.

Von der Flatterhaftigkeit.

Der Flatterhafte hört und sieht alles obenhin, er hat seine Gedanken nie beysammen, und richtet sie nie auf das, was er vor hat. Dabey lernt er nichts, und hat immer den Kopf voll Verwirrung. Fragt man ihn etwas, so antwortet er unrecht; soll er etwas ausrichten, so hat er den Auftrag gleich wieder vergessen, und alles, was er thun soll, fällt übel aus. Er ist nicht einmal im Stande, Vergnügungen zu geniessen. Wie eine Blume aussieht, was in Gärten, Fluren und Wäldern für Schönheiten sind, wie eine Sache sich von der andern unterscheidet 1), weiß er nicht. Durch seine Flatterhaftigkeit bleibt er unverständig, und ist zu wenigem in der Welt zu gebrauchen, weil man sich fürchten muß, ihm etwas anzuvertrauen. Der Schaden, den der Flatterhafte leidet, ist also sehr groß 2). Er kann sich beßern, wenn er seine Gedanken 3) zusammennimmt, und sich in der Aufmerksamkeit übt.

Ordnung und Reinlichkeit.

Ordnung, sagt man, ist das halbe Leben und dies ist sehr wahr. Denn Unordnung in der Lebensart 1), und Unreinlichkeit ist der Gesundheit nachtheilig, deren Schwächung das Leben verkürzt. Durch Ordnung genießt und nutzet man aber auch die Zeit seines Lebens weit besser. Der Unordentliche muß gemeiniglich alles zweymal machen. Durch Suchen und in Ord-

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 20. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 30—33. 3) S. 30.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 35.

Ordnung bringen des Unordentlichen, verdirbt er manche Stunde. Wer Ordnung liebt, thut alles zur rechten 1) und bestimmten Zeit, wie es am besten auf einander folgt. Er braucht sich nicht lange zu besinnen, seine Geschäfte sind in einem gewissen Gleise, und alle Sachen, die er dazu braucht, weiß er gleich zu finden. Im Essen und Trinken, Wachen und Schlafen, Arbeiten und Erholen, kann und soll diese heilsame Ordnungsliebe sich zeigen. Am sichtbarsten ist sie an der so nützlichen 2) Reinlichkeit. Ein Unreinlicher schadet sich immer selbst.

Von der Mäßigkeit.

Mäßigkeit ist zuvörderst nöthig beym Essen und Trinken 1). Wer darin mäßig ist, sagt Sirach, bewahret dadurch seine Gesundheit 2), schläft sanft, ist des Morgens frühe heiter, hat Lust und Munterkeit zu seinen Arbeiten 3). Er kann auf ein höheres Lebensziel und glückliches Alter eher rechnen, als wer in Unmäßigkeit gelebt hat. Mäßige Menschen sind gesund und blühend, ihr Körper ist vest. Unmäßige, Gefräßige, Trunkenbolde werden früh an Leib und Seele schwach. Man kann aber auch unmäßig seyn in Arbeit und Vergnügungen 4), besonders in leztern. Leute, die des Vergnügens, Spielens und dergleichen nie genug kriegen können, schaden sich selbst, denn sie rauben sich den frohen Genuß für die Zukunft. Ein Verständiger hält daher Maas in allen Dingen.

1) v. Roch. Kf. Th. Nr. 59. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 45—51.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 34. Th. 2. Nr. 72. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 51. 3) S. 52. 4) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 12. Salzm. El. Th. 2. S. 12—17.

Von der Naschhaftigkeit.

Die Naschhaftigkeit wird oft nicht geachtet, weil sie nur bey Kleinigkeiten statt findet; es führt aber diese Untugend zu weit größern Lastern 1). Wer gern von allem lecken und kosten will und sich nicht überwinden kann, es zu unterlassen, wird bald nach mehrerem lüstern. Kann er dann das, was ihm gut schmeckte, nicht immer haben, so sucht er es sich gemeiniglich durch unerlaubte Mittel zu verschaffen. Mancher Dieb 2) würde nicht gestohlen haben, wenn er früh seine Begierde zum Naschen hätte unterdrücken können, auch würden der Bettler und Verschwender weniger seyn, wenn nicht Naschhaftigkeit den Grund zu ihrem Unglück gelegt hätte. Eine Untugend, die so schlimme Folgen hat, ist sehr strafbar 3). Niemand muß sie sich erlauben.

Arbeitsamkeit und Fleiß.

Nur diejenigen sind auf die rechte Art arbeitsam, die alle Arbeiten, welche ihr Beruf erfordert, oder durch welche sie ihren Nebenmenschen nützlich werden können, mit Bereitwilligkeit 1) und Vergnügen, mit Bedacht, anhaltendem Fleiße und unverletzter Gewissenhaftigkeit verrichten. Der Arbeitsame erkennet es mit frohem Dank als eine Wohlthat Gottes, daß er Kräfte, Gelegenheit und Ermunterung zur Arbeit hat 2). Er thut sie treu und ungezwungen; verschiebt; verschiebt,

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 7. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 59. 3) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 13.
1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 8. 2) Nr. 21.

schiebt, was er heute thun kann, nicht auf morgen; theilt seine Zeit klüglich ein, und meidet, was ihn an der Arbeit hindert. Diese Tugend bleibt niemals unbelohnt 1). Der Fleißige kommt zu Brod, Glück und Ehren. Sein Körper bekommt durch Arbeit Festigkeit und Stärke. Das Essen ist ihm angenehm und gedeihlich, der Schlaf 2) süß und erquickend. Er ist ein sich und andern nützlicher und eben dadurch froher Mensch.

Faulheit und Müßiggang.

Der Faule thut seine Geschäfte mit Trägheit, Zwang und Unwillen, er versäumt sie, so oft er kann, und niemals thut er sie recht. Was ihn an der Arbeit hindert, ist ihm angenehm; er geht gern müßig. Dabey ist er aber niemals recht froh, und hat kein wahres Vergnügen. Er wird oft von dem fürchterlichsten Uebel der Langenweile geplagt. Der Müßiggang entkräftet seinen Körper, und schwächt die Gesundheit; oftmals stürzt er in die äußerste Armuth und Schande 1). Immer ist der Müßiggang die Quelle vieler Sünden 2), die das Leben verbittern. Er verleitet zu Ausschweifungen, zur Ungerechtigkeit, zum Stehlen, und wenn man seine Absicht nicht anders erreichen kann, wohl gar zum Morden, zu Verrätherey und falschen Eiden, um sich ohne Arbeit zu nähren, oder das wieder zu gewinnen, was Müßiggang und Wollust verzehrten.

1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 63. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 17 — 21. S. 79 — 85.

1) Salzm. El. Th. 2. S. 86. 2) S. 89.

Bescheidenheit und Demuth.

Das beste Mittel, sich bey andern beliebt zu machen und in Ansehen zu setzen, ist Bescheidenheit und Demuth. Der Bescheidene spricht von seinen Vorzügen wenig, rühmt aber gern alles Gute, das er an andern bemerkt. Darum achtet man ihn desto höher. Denn alles Gute, das man an sich hat, verliert seinen Werth, so bald man es selbst lobt. Wozu ist auch das eigne Lob nöthig? Man braucht ja nur gut zu seyn, und seine Schuldigkeit zu thun, so erfahren es andere, ohne daß wir es ihnen sagen 1). Je mehr Vorzüge jemand vor andern hat, und je weniger er sich damit groß macht, je bescheidener und gefälliger er dabey ist, desto verehrungswürdiger ist er in den Augen anderer 2). Er braucht keine Ehre und Achtung zu suchen, sie bietet sich ihm von selbst dar. Ein jeder beweiset ihm freywillig die Hochachtung, die ein Hochmüthiger mit allen seinen Bemühungen nicht erpreßt.

Hochmuth und Bescheidenheit.

Ein Hochmüthiger bildet sich auf alles etwas ein, und mag gern hoch von sich sprechen. Dadurch macht er sich verächtlich und verhaßt. Sogar diejenigen, die dieses Laster an sich haben, können es an andern nicht leiden. Ein Hochmüthiger handelt also gerade gegen seine Absichten; er will Ehre und Hochachtnug haben, und erhält Verachtung und Haß. Selbst der Höch-

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 67. 2) Th. 2. Nr. 48. Salzm. El. Th. 2. S. 91 — 93.

Höchste und Vorzüglichste handelt allemal thöricht, wenn er auf seine Vorzüge groß thut, und sie seinen geringern Nebenmenschen zu sehr empfinden läßt. Man erweiset ihm freylich äußerlich die Ehre, die er fordert, weil man muß; aber man verachtet ihn in seinem Herzen. Und wehe einem solchen Menschen, wenn er in Umstände geräth, da er die Hülfe derer, die er vorher verachtete, bedarf 1).

Von der Beständigkeit.

Beständigkeit zeigt sich, wenn man bey einer guten Sache bleibt, die man sich vorgenommen hat, ohne verdrießlich und ungeduldig zu werden, wenn es nicht gleich geht. Durch Beständigkeit kann man unglaubliche Dinge möglich machen 1), und hat nach Vollbringung des Guten Ursach, sehr vergnügt zu seyn. Der Unbeständige kann sich nie recht freuen, denn er vollbringt wenig, und kommt selten zu dem erwünschten Zweck 2). Wer bald dies, bald jenes vornimmt, und nichts vollendet, muß immer an die Arbeit denken, die ihm von allen Seiten noch übrig ist, und wird dadurch unmuthig 3). Nach vollbrachter Arbeit ist gut ruhen und fröhlich seyn. Beständigkeit ist am nöthigsten und nützlichsten bey dem Vorsatz und der Ausübung des Guten. Darum seyd vest und unbeweglich, denn eure Arbeit ist nicht vergebens.

1) Salzm. El. Th. 2. S. 93—100.
1) Salzm. El. Th. 2. S. 65. 2) S. 71. 3) S. 68.

Von der Sparsamkeit.

Wer das Seinige zu rathe hält, und nicht mehr ausgiebt, als nöthig und zu seinem und andrer Besten nützlich ist, der ist sparsam. Eine vernünftige Sparsamkeit ist für alle Menschen, vom Fürsten an, bis zum geringsten seiner Unterthanen, eine nothwendige Tugend. Sie erhält jeden im Wohlstande; aber ohne sie kann der reichste arm werden. Wer üppigen Aufwand macht, unnütze und thörigte Ausgaben liebt, die sein Vermögen, Einnahme und Würde übersteigen, ist ein Verschwender, und geht zu Grunde. 1.) Von der Sparsamkeit macht sich aber mancher unrechte Begriffe 2.) Wer sich aus Geldgierigkeit nicht satt ißt, die Seinigen hungern läßt, keinem Armen ein Stück Brod giebt, mit List und Betrug sich Schätze zusammenscharrt, und nur denkt reicher zu werden, ist kein Sparsamer, sondern ein niederträchtiger Geizhals.

Vom Geize.

Der Geizige hat nie genug, und spart wo er nicht soll 1.). Von jeher ist der Geiz als eines der niederträchtigsten Laster angesehen worden. Und dafür müssen es selbst die halten, die es an sich haben, denn man wird, wenn auch viele mit Ruhmredigkeit von andern Lastern reden, nie hören, daß sich jemand des Geizes rühme. Ein Beweiß, wie sehr man

1.) Salzm. El. Th. 2. S. 113. v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 33.
2.) Nr. 36.

1.) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 34. Salzm. El. Th. 2. S. 107.

man Ursach habe, sich dessen zu schämen. Der Geizige ist übel dran, er raubt sich alle wahre Ruhe des Herzens, alles Vergnügen, welches uns Genügsamkeit verschafft, verliert seinen guten Namen und alles wahre Glück des Lebens. Sorgen, Unruhe, Kummer, Angst und Schrecken verbittern ihm das Leben, und machen ihm seinen Tod schrecklich, wenn er nun alles verlassen muß, woran allein sein Herz hieng.

Zufriedenheit und Genügsamkeit.

Wer zufrieden ist, hat immer genug. Sein zufriedenes Herz ist ihm mehr, als Reichthum 1.). Er kann viele Dinge entbehren und empfindet ihren Mangel nicht; denn er weiß: Zuwachs an Gütern ist nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit 2.). Er ist wahrhaftig reich, weil er nicht mehr begehrt, als ihm die Güte Gottes zugetheilet hat. Er vergleicht sich nie mit denen, die mehr, sondern die weniger haben, und findet sich glücklich 3). Und das ist die wahre Weisheit, das ist das rechte Mittel, ohne Murren stets vergnügt zu seyn. Der Unzufriedene hat nie genug, er schielt nur immer neidisch auf das, was er nicht hat. Sein Stand, seine Einnahme, seine Kleidung, seine Wohnung, sein Essen und Trinken, alles soll besser seyn, als es ist 4.), wenn andere es besser haben. Dadurch erlangt er nichts und bleibt in beständiger Unruhe 5.); nichts von dem, was sein ist, erfreuet ihn; der Unzufriedene stirbt unter Wünschen.

Ver-

1.) Noch. Kf. Th. 2. Nr. 20 2.) Nr. 35. 3.) Nr. 78. Th. 1. Nr. 39. 4.) Nr. 74. 49. Th. 2. Nr. 15. u. 51. 5.) Nr. 77.

Verschwiegenheit und Schwatzhaftigkeit.

Die Verschwiegenheit ist im geselligen Leben eine höchstnöthige und nützliche Tugend, und besteht darin, daß man nie aus bloßem Triebe, etwas zu schwatzen, das wiedersagt, was man von andern gehört oder gesehen hat, am wenigsten, wenn es was Böses ist, oder heimlich seyn soll. Solche Schwatzhaftigkeit richtet oft großes Unheil an 1.), erweckt Feindschaften und Verdruß; stürzt in viele Verlegenheiten, und entzweyet ganze Familien 2.). Junge Leute, die noch nicht recht überlegen, was sie reden, und was es nützen oder schaden kann, müssen sich insbesondere davor hüten, und verschwiegen seyn. Die Verschwiedenheit kann übrigens sehr wohl mit der Aufrichtigkeit bestehen, die man Vorgesetzten, Eltern und Obrigkeiten in jedem Falle schuldig ist. Aber nicht jeder hat das Recht, mich auszufragen, was ich weiß 3). Ich kann das nicht sagen, ist eine gute Antwort.

Nützliche und unnütze Reden.

Zu unnützen Reden, oder faulen Geschwätzen, gehören alle unverständige, leichtfertige, unzüchtige Worte, Flüche, Mißbrauch des Namens Gottes, verführerische und verleumderische 1.) Reden, närrische abergläubische Erzehlungen, grobe Späße und zweydeuti-

ge

1.) Salzm. El. T. 2. S. 119. — 123. 2.) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 67. 3.) Salzm. El. S. 115. — 119.
1.) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 67.

ge Scherze, wobey die Unschuldigen erröthen, und die Tugendhaften ihre Ohren hinweg wenden. Es ist nicht allein große Sünde, solche Reden und Gespräche zu führen, die oft so viel Schaden bringen, sondern es ist auch Sünde, so jemand Gefallen daran hat, und andere dazu reizet. — Der Mensch mißbraucht dadurch seine größten Vorzüge, Verstand und Sprache, und verschwendet die Zeit, das unersetzliche Gut! Darum was nützlich ist zur Beßerung, das redet. Und wie viel kann man nicht zu rechter Zeit 1.) sprechen, von Gott, seinen Wohlthaten und Werken; von seinen Geschäften, und der besten Art sie zu betreiben; von dem Nützlichen, was man gehört oder gelernt hat.

Wahrhaftigkeit und Lügenhaftigkeit.

Ein aufrichtiger wahrheitsliebender Mensch sagt nichts, was nicht wahr ist. Dadurch findet er bey jedem, der ihn kennet, Glauben 1), man trauet ihm, man liebt ihn, man hat gern mit ihm zu schaffen 2), und er findet auch bey begangenen Fehlern am ersten Verzeihung 3). — Der Lügner bringt sich um die Hochachtung, um die Liebe und das Zutrauen anderer. Er kann freylich wohl einige Zeit verdeckt bleiben, aber sicher kann er nie seyn. Gemeiniglich entdeckt und widerspricht er sich selbst, oder wird durch Umstände entdeckt, an die er gar nicht dachte 4). Und wer mag sich dann einem Lügner

v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 85.
1.) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 49. Salzm. El. Th. 2. S. 123. 2.) S. 129. 3.) S. 128. 4.) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 7.

ner noch anvertrauen? Wer mag gerne mit ihm zu thun haben? Er kommt in große Verlegenheit 1). Jeder nimmt sich in Acht, als vor einem Menschen, auf den man sich nicht verlassen kann.

Betheurungen.

Die Lügner haben die Menschen genöthiget ein Mittel zu ersinnen, sie glaubhaftig zu machen. Es besteht in starken Betheurungen. Wahrhafte Personen mögen sie nicht brauchen, ihr bloßes Wort gilt. Viele aber bedienen sich derselben alle Augenblicke aus Verwöhnung; sie sagen nichts, ohne es auf Treue und Ehre und Seele zu betheuern. Diese werden der Lüge verdächtig. Ein Mensch, denkt man, der nicht lügt, weiß, daß man ihm Glauben beymißt, weil ers verdient, und bleibt also bey der bloßen Aussage stehen, weil das Uebrige unnöthig ist. Dieser aber braucht Betheurungen, weil er fühlt, daß er keinen Glauben verdient, er muß sich der Lügen bewußt seyn, und will nur durch Betheurungen Glauben und Zutrauen erzwingen.

Von der Ehrlichkeit und Treue.

Die Ehrlichkeit zeigt sich auf sehr mannichfaltige Art, in Worten und Werken. Z. B. in der Zusage und in Haltung eines gethanen Versprechens; bey dem Rathe, den wir andern geben 1); in Verschwie-

1) Salzm. El. Th. 2. S. 134 — 136.
1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 50.

schwiegenheit; in unsern Berufsgeschäften 1); im Handel und Wandel, Kaufen und Verkaufen; in der richtigen Abtragung der Gaben und Zölle; in der bestimmten Wiederbezahlung des Geborgten; in der sorgfältigen Verwahrung des Anvertrauten; und Wiederherstellung des Verlohrnen 2). Der Ehrliche läßt und giebt jedem das Seinige. Dafür hat er immer ein gutes Gewissen vor Gott und auch vor Menschen 3). Er kann jedem getrost in die Augen sehen, und darf von niemand gerechte Vorwürfe oder gegenseitigen Betrug fürchten. Allgemeine Liebe, Achtung und Zutrauen werden ihm zu Theil, selbst von denen, die anders handeln, als er. Es geht ihm wohl.

Von der Wiedererstattung.

Alles Unrecht, das wir thun, verursacht nicht uns allein, sondern auch andern großen Schaden. Die Fortsetzung dieses Schadens ist in allen Fällen, wo es nur möglich ist, höchstwichtige Pflicht. Wer z. B. andere um das Ihrige brachte, muß es wiedergeben oder erstatten 1). Wer andere in Irrthümer und Laster stürzte, muß sie zum Guten zurückbringen. Wer andern ihre Ehre raubte, muß sie ihnen durch Wiederrufung der Verläumdungen wieder verschaffen. Dies fordert von uns die Bibel, unser eigenes beunruhigtes Gewissen, und die Beschaffenheit der wahren Be-

keh-

1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 23, 35, 45. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 136. 3) S. 150.

1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 86.

kehrung. Freylich ist die Ersetzung des Schadens oft schwer, oft unmöglich. Geraubte Gesundheit kann ich niemanden wiedergeben. Aber der veste Vorsatz muß doch dazu da seyn, wenn es möglich wäre. Dann nur können wir uns der Gnade Gottes und der Vergebung unsrer Sünden durch Jesum getrösten.

Unehrlichkeit und Betrug.

Der Dieb und Betrüger führt im Grunde ein trauriges Leben. Man bedenke die Unsicherheit, Gefahr und Furcht, in die er sich setzt und die ungemein große Behutsamkeit, die er anwenden muß, um nicht entdeckt zu werden; man bedenke den Verlust seines guten Namens, und manchmal so gar seiner Freyheit und seines Lebens, wenn er entdeckt wird; die unsägliche Mühe, Kunstgriffe, Arbeiten und Sorgen, die mit solchen mißlichen Unternehmungen verbunden sind: und man wird gestehen müßen, wenn man alle diese Gefahren, Mühe und Unruhe zusammennimmt, daß man sich immer auf eine weit leichtere Art ehrlich ernähren, als das Brod eines Betrügers essen könne, das noch dazu so wenig Segen zu haben pflegt 1).

Gefälligkeit und Dienstfertigkeit.

Ein gefälliger Mensch bemüht sich, andern auf alle erlaubte Art zu gefallen. Er ist zu dem Ende gegen jeden freundlich, höflich, bescheiden, nachgebend und

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 42. 47. 56. Th. 2. Nr. 32. Salzm. El. Th. 2. S. 157 — 160.

und zuvorkommend. Wovon er nur merkt, daß es andere wünschen, das thut er, wenn er kann, mit Freuden. Besonders ist er dienstfertig 1), er läßt sich nicht erst lange bitten, wenn er andern worin helfen, oder für sie etwas ausrichten kann, er thut es gleich. — Der Undienstfertige, Ungefällige ist von alle dem weit entfernt; mürrisch, unhöflich, eigensinnig, unbehülflich denkt er nie daran, andern zu gefallen, ob er es gleich gern sieht, wenn man ihm Dienste erweiset. Zu allem, was er für andere, zumal unentgeldlich, thun soll, läßt er sich treiben und stoßen. Welchen von beyden man lieber haben 2), welchem man, wenn ers nöthig hat, am liebsten wieder dienen wird, läßt sich leicht entscheiden.

Vom Gehorsam.

Es ist kein Mensch auf der Welt, der nicht gehorchen müßte. Selbst Könige sind davon nicht ausgenommen, sie müßen denen Gesetzen, die sie selbst gegeben haben, gehorchen. Wie gut ist es also für jeden, wenn er sich in jungen Jahren zum Gehorsam gegen Eltern, Lehrer und Vorgesetzte gewöhnt! dem wird es in der Folge nie sauer 1). Kein Gehorsam ist leichter als der gegen Eltern. Wie groß ist ihre Liebe gegen die Kinder! wie viel haben sie seit ihrer Geburt an ihnen gethan, sie zu erziehen, zu erhalten! — Schon aus Dankbarkeit müssen also Kinder ihren

1) v. Roch. Kinderf. Th. 1. Nr. 29. 40. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 160 — 168.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 64.

ren Eltern gehorsam seyn. Dies dient aber auch zu ihrem Besten 1), denn Eltern wünschen ihrer Kinder Wohl, und fordern von ihnen nichts als Nützliches. Forderte aber irgend jemand etwas Unrechtes und Verbotenes, so müssen wir Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Vom Ungehorsam.

Wer nicht gehorchen lernt, lernt auch in der Folge nicht auf eine vernünftige Art befehlen, und hat einmal keinen Gehorsam von andern zu erwarten. Ungehorsame Kinder werden gemeiniglich lange nachher erst wieder von ihren Kindern für den Kummer bestraft, den sie ihren Eltern machten. Wer in der Jugend halsstarrig und ungehorsam gegen Vorgesetzte ist, hat nicht allein sogleich, sondern besonders in der Zukunft, viel Verdruß und Unangenehmes zu fürchten 1), da er nie in eine Lage kommen kann, wo er nicht nöthig hätte, andern zu gehorchen. Der Ungehorsame thut sich also selbst den größten Schaden 2). Er verschlimmert sich auch durch Nichtbefolgung heilsamer Befehle, von Zeit zu Zeit mehr, und wird fürs ganze Leben ein elender mitleidenswürdiger Mensch.

Dankbarkeit und Undank.

Der Dankbare vergißt nie die Wohlthaten, die ihm

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 14. Salzm. El. Th. 2. S. 177—182.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 18. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 282—89.

ihm jemand erzeigt hat; er sucht sie, wenn es möglich ist, seinem Wohlthäter auf eine thätige Weise zu vergelten 1), und wenn er das nicht kann, so behält er doch in seinem Herzen den innigsten Trieb und Wunsch, die Gelegenheit dazu zu finden. Diese Gesinnung äußert er durch sein ganzes Betragen, und ist weit entfernt etwas zu thun, was seinem Wohlthun, was seinem Wohlthäter mißfallen könnte. Einen solchen Dankbaren hat man lieb, und erzeigt ihm gern von neuem Gutes. Der Undankbare vergißt bald, was man ihm gethan hat, er sieht die Wohlthat als Schuldigkeit an 2), und denkt nicht daran, sie zu vergelten. Er wird verachtet, und darf nie auf neue Wohlthaten rechnen.

Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit.

Unter allem Vergnügen ist das süßeste das Vergnügen des Wohlthuns. Einen Elenden errettet, den Hungrigen gespeiset, den Durstigen getränkt, den Nackten gekleidet, den Irrenden zurecht gewiesen, den Traurigen getröstet, den Verlegenen mit Rath unterstützt zu haben, das giebt unserm Herzen dann noch erquickende Freude 1), wenn andere Vergnügen uns nicht mehr reitzen. Der Barmherzige und Wohlthätige, — ein jeder kann das seyn 2) — kennt diese Freuden, genießt sie, und dankt Gott, wenn er Gelegenheit findet, Wohlthätigkeit zu üben, die sich

S im-

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr 27. Th. der 2. Nr. 24. Salzm. El. Th. 2. S. 189. 2) S. 194 — 202.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 26. 67. 2) Nr. 39.

immer selbst belohnt 1). Der Unbarmherzige weiß von alle dem nichts 2), und entbehrt die größte Wonne des Lebens. Wehe ihm, wenn er in Noth kommt 3). Er hat nichts, womit er sich tröstet, und kann weder Gott noch Menschen gefallen.

Sanftmuth und Friedfertigkeit.

Der Friedfertige wird keinen einzigen Menschen vorsätzlich kränken und beleidigen. Ist er je auf irgend eine Weise jemand zu nahe getreten, so thut er sogleich alles, es wieder gut zu machen 1). Ist er von andern beleidiget worden, so fährt er nicht auf, er kann seinen Unwillen mäßigen und ist sanftmüthig 2). Diese Sanftmuth ist das sicherste Mittel, allem Verdrusse auszuweichen, und den heftigsten Feind zum Freunde zu machen; so bald der andere Zeit erhält, sein Unrecht zu erkennen. Der Sanftmüthige und Friedfertige lebt daher in Ruhe; kein Zank, keine Schlägerey, keine gerichtliche Klage verbittert ihm das Leben 3). Er hat, so viel an ihm ist, mit allen Menschen Friede. Und was ist das für ein Glück!

Von der Rachsucht.

Der Rachgierige sucht alles von andern erlittene Unrecht sogleich zu erwiedern, und thut sich dadurch den

1) Salzm. Elem. Th. 2. S. 202. 210—219. 2) S. 219. 3] S. 222.
1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 38. 2] Nr. 55. Salzm. El. Th. 2. S 224—227. 3) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 30 und 52. Th. 2. Nr. 26. 29.

den größten Schaden. Er muß, wenn er seinem Feinde einen empfindlichen Streich gespielt hat, immer fürchten, daß man ihm mit eben dem Maaße wieder messen werde; also muß er stets auf seiner Hut seyn, weil er nicht wissen kann, von welcher Seite er wieder angegriffen werde; und immer auf Mittel denken, sich gegen diese Beleidigungen zu schützen. Das macht sein Leben unruhig, schadet seiner Gesundheit, hindert ihn oftmals in seinen Geschäften, und erfüllt sein Gemüth mit Verdruß, Sorge, Kummer und Furcht, und vielen unangenehmen Empfindungen, deren man bey einem friedliebenden, sanften und nachgebenden Gemüthe überhoben ist.

Vom guten Namen.

Das gute Urtheil anderer von uns, oder der gute Name, ist eins der wichtigsten Güter des Lebens. Guter Name kann, wenn wir ihn erhalten, uns mehr helfen, als Titel, Geld und Gut, welche man leicht verliert. Wer mit Recht ein gutes Lob hat, kommt bloß dadurch in der Welt fort, jeder hat ihn gern, jeder bemüht sich sein Freund zu seyn. Und jemehr wir Liebe bey andern haben, desto angenehmer wird unser Leben, desto leichter unser Fortkommen. Wie wichtig ist es also, daß wir schon in der Jugend durch Fleiß, Ordnung und Ehrlichkeit 1), und überhaupt durch lobenswürdige Aufführung uns einen guten Namen verschaffen, und ihn in der Folge sowohl uns als andern zu erhalten suchen. Wer kein gutes Lob mehr hat, hat seinen besten Schatz verlohren.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 69.

Von der Freundschaft.

Die Freundschaft, oder die herzliche Liebe und Zuneigung guter Menschen unter einander, ist ein sehr großes Glück des Lebens. Wer einen wahren Freund hat, hat einen großen Schatz; denn er hat einen Theilnehmer in seiner Freude, und einen Beystand in der Noth. Der wahre Freund wird in der Noth erkannt 1). Mancher hat viel Bekanntschaft, viele Gesellschafter, bey Spiel und Freuden, und doch vielleicht keinen wahren Freund, der auch im Leiden treu bleibt. Aechte Freunde sind selten. Dies kommt daher, weil so wenige sich bemühen durch thätige Liebe und Dienstfertigkeit die Freundschaft anderer zu verdienen. Mache dir durch Wohlverhalten und Rechtschaffenheit Freunde, und hast du einen, so suche ihn zu erhalten.

Vom Umgange.

Der Mensch ist zur Geselligkeit gebohren. Aber ein jeder muß wohl zusehen, mit wem er umgeht 1). Aus ihrem Umgange lernt man die Menschen kennen, denn wer sich auch noch so sehr verbirgt, den erkennt man aus seiner Gesellschaft. Wer mit Bösen viel umgeht, und sich an sie hängt, wird gewiß selbst böse, wenn er auch vorher gut war; denn böse Beyspiele verderben gute Sitten. Wer aber den Umgang mit guten Menschen sucht, die bey andern Liebe und Lob

1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 70. Salzm. El. Th. 2. S. 418.
1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 47.

Lob haben, der wird nach und nach durch ihr Beyspiel ermuntert, auch gut zu werden, und ihr gutes Lob wird ihm mit zu Theil. Der Umgang und die Freundschaft edler Menschen ist viel werth. Sey also behutsam im Umgange! Merke, ob deine Eltern und Lehrer deine Gesellschafter lieben, und folge gern, wenn sie dir rathen, ihren Umgang zu meiden. Es dienet zu deinem Besten.

Verläumdung und Tadelsucht.

Der Verläumder spricht von andern lieber Böses, als Gutes, wovon doch auch der Böseste noch etwas an sich hat. Er hat an jedem immer etwas zu tadeln, weiß immer ein — aber! Er schadet dadurch sich selbst. Indem er andern den guten Namen nehmen will, nimmt er sich seinen eigenen. Jedermann hütet sich vor ihm und fliehet seine Gesellschaft: selbst dem Bösewichte ist er verdächtig und abscheulich. Man hört ihn wohl manchmal mit Vergnügen an; aber jeder nimmt sich doch vor ihm in Acht, daß er ihm nicht zu nahe komme, und faßt gegen ihn ein unüberwindliches Mißtrauen. Ein jeder hält sich für berechtigt, wieder Böses von ihm zu reden. Und so geht sein guter Name, den er etwa noch hatte, verlohren. Aber wie groß und unersetzlich ist dieser Verlust! — Der gute Mensch kehrt alles zum Besten.

1) v. Roch. Kf. Th. 2, Nr. 67.

Geduld und Ungeduld.

Geduld überwindet alles. Durch Ungeduld aber macht man jedes Uebel ärger 1). Der Geduldige klagt nicht bey jedem Schmerze, den er tragen muß; murret nicht bey einer mühsamen Arbeit, die ihm sauer wird; wird nicht gleich aufgebracht, bey einer Unannehmlichkeit, die ihn trift. Er thut in der Stille, was er kann, das Unangenehme abzuwenden, und überläßt das Uebrige der Vorsehung und der Zeit, die einen jeden Schmerz am sichersten lindert. Am wenigsten erlaubt er sich ungeduldig zu werden, wenn er sich ein Uebel selbst zuzog, wie es bey den meisten Menschen der Fall ist. Durch Ungeduld wird man sich und andern Menschen zur Last. Nie ist Ungeduld thörichter, als wenn Gott aus weiser Güte uns unangenehme Schicksale erfahren läßt. Diese sind nie ein Uebel, sondern dienen zu unserm Besten 2). Denke dabey nur den Absichten Gottes nach.

Liebe und Haß.

Die Liebe zu unsern Nebenmenschen ist das wohlthätigste aller Gebote, welche der gütige Gott aus Liebe zu uns gab. O wie glücklich wird der Mensch durch menschenfreundliche liebevolle Gesinnung! Seine ganze übrige Wohlfahrt hängt davon ab. Seinen Nebenmenschen, wo er kann, auf alle Arten zu helfen, ist des Liebevollen innigste Freude. Dafür hat man

1) d. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 54. Salzm. El. Th. 2. S. 227—233. 2) S. 467. v. Roch. Th. 1. Nr. 22.

man ihn wieder lieb 1), und wo er Unterstützung bedarf, findet er sie leicht. Hätte er aber auch gar keinen äußern Lohn zu erwarten; so belohnt ihn schon das Bewustseyn seines Wohl und Rechtthuns. Wie elend ist aber der, der andere haßt; er hat in sich keinen Frieden, der Haß quält ihn, Unruhe und Streit 2) treiben ihn umher, er ist ohne Unterstützung, ohne Freund.

Vom Mitleiden.

Ein guter Mensch wird allemal mit betrübt, wenn er Betrübte sieht; das heißt; er hat Mitleiden. Er setzt sich da in seinen Gedanken an des Leidenden Stelle, und denkt: wie würde mir zu Muthe seyn, wenn ich mich in seiner Lage 1) befände? Gott pflanzt dieses Mitleiden aus weisen Absichten uns ein, und kein Mensch soll es unterdrücken. Es ist zwar wahr, daß uns das Mitleiden manche trübe Stunde macht, die wir nicht hätten, wenn wir uns um andrer Noth nicht bekümmerten; aber es treibt uns auch an, unsern betrübten Nebenmenschen zu helfen 2). So sind durch Mitleiden schon viele tausend Menschen gerettet 3) worden, die gewiß hätten verderben müssen, wenn sich andere nicht über ihr Leiden betrübt hätten. Ach, und einem Betrübten geholfen zu haben, thut uns so wohl! Auch böse Menschen verdienen Mitleiden 4).

1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 11, 12. Salzm. El. S. 233 — 240.
2) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 52. Salzm. El. S. 249 — 258.

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 39. 67. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 240. 3) S. 241. 4) S. 413.

Von der Freude.

Was Freude sey, weiß ein jeder; aber wenige wissen, wie man es anfangen müsse, um sie stets zu genießen. Die größte Freude über vergängliche Dinge, schöne Kleider, Essen und Trinken, und andere prächtige Sachen, hört auf, so bald die Sachen nicht mehr da sind, und kann oft hinterher schaden 1). Wenn wir uns also immer freuen wollen, müssen wir Freude an solchen Dingen haben lernen, die nicht vergehen. Die beste Freude ist die, über Gott und seine Werke, und über das Gute, was wir nach Gottes Willen thaten. Die Werke Gottes haben wir in unserm ganzen Leben vor Augen, und können und sollen immer mehr Gutes daran entdecken, dies setzen wir auch in der Ewigkeit fort. Die frohen Erinnerungen an das vollbrachte Gute kann uns niemand rauben, sie folgen uns in Ewigkeit nach.

Von der Hoffnung.

Die Hoffnung ist eine angenehme Vorstellung von dem Künftigen, und ist eine wohlthätige Gesellschafterin des Lebens. Sie tröstet uns im Unglück 1), und richtet uns durch die Erwartung, daß es besser werden wird, auf. Der Kranke hoffet auf die wiederkehrende Gesundheit; wer in Gefahr ist, hoft, daß sie vorüber gehe, wer mühsam arbeitet, hoft Ruhe und Lohn, und wird gestärkt. Man muß aber nichts

1) Salzm. El. S. 243 — 245.
1) Salzm. El. Th. 2. S. 245 — 247.

nichts unmögliches hoffen. Wer ohne Fleiß und Arbeit in der Jugend, einmal nützlich und brauchbar zu werden hofft, trügt sich. Wer da hofft, das Böse werde bey ihm keine bösen Folgen haben, ist thöricht. Die untrüglichste ist die Hoffnung des Lohns, den Gott für alles Gute, was wir thun, schon hier, noch mehr aber in der Ewigkeit verheißen hat. Dort werden wir ohne Aufhören erndten.

Von der Sehnsucht.

Das Verlangen nach abwesenden Personen, oder Sachen, nennt man Sehnsucht. Wer vergnügt leben will, muß die Sehnsucht nach Dingen, die er nicht hat, zu mäßigen wissen, sonst bringt er sich um viel Freude 1). Er genießt nicht das gegenwärtige Gute, was er hat, aus Verlangen nach dem, was er nicht hat, und bringt es doch durch die Sehnsucht nicht herbey. Darüber wird er dann oft traurig, und macht durch Klagen, Seufzen und Wimmern, sich und andern Verdruß. Wenn der müde Wanderer oder Arbeiter sich zu sehr nach der Ruhe sehnet, und sie doch nicht genießen kann, wird die Arbeit zehnmal schwerer. Manche Menschen sehnen sich sogar nach dem Tode. Solche wissen den großen Werth des Lebens nicht zu schätzen.

1) Salzm. El. Th. 2. S. 247 — 249.

Vom Neide.

Neid oder Mißgunst macht, daß wir uns nicht über das viele Gute freuen, das wir selbst haben, sondern uns ärgern über das Gute, das andere haben 1). Das ist ein häßliches Laster, und wer es an sich hat, wird nie froh. Man gewinnt durch Neid nicht allein gar nichts, sondern verliehrt auch noch das, was man hat, und bringt sich um Freude, Gesundheit und Schlaf. Der Neidische schadet also am ersten sich selbst 2). Oft aber verleitet ihn auch der Neid, andern boshaft zu schaden, und sie zu verleumden, denn Schadenfreude ist genau mit ihm verbunden. Ein jeder, der sich über das Glück anderer mit freuen lernt, hat es doch gewiß besser. Denn alles Gute, was seinem Nebenmenschen widerfährt, genießt er durch seine Theilnehmung mit.

Böse Laune und Eigensinn.

Die üble Laune ist ein Zustand der Schwachheit, wo das Geringste einen aufbringt, und wo man Gelegenheit zu zürnen zu suchen scheint. Der Eigensinn besteht aus unvernünftigen und veränderlichen Einfällen, mit dem Verlangen, daß andere sich darnach richten sollen. Wer üble Laune oder Eigensinn hat, ist sehr beschwerlich. Ersterer wird über die unschuldigsten Dinge empfindlich und mürrisch; Letzterer will, daß man seine Gedanken errathe, und zürnt, wenn man

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 28. 2) Salzm. Elementarb. Th. 2. S. 259.

man sie nicht recht trifft, oder nicht geschwind genug ausführt. Dies ist aber sehr schwer, weil er wetterwendisch ist. Die Kranken, und die verzärtelten Kinder 1), sind sehr zu übler Laune und Eigensinn geneigt. Beydes wird leicht zur nachtheiligsten Gewohnheit 2).

Von der Traurigkeit.

Der ist traurig, wer sich über irgend ein Uebel sehr betrübet. Es ist ein Elend, wenn man so ausschweifend trauert, daß man sich nicht zu fassen weiß. Denn man richtet dadurch nichts aus, und macht seinen Zustand noch immer schlimmer. Die Traurigkeit erschöpft die Kräfte, und macht untüchtig zu Geschäften. Mancher weint sich in der Einsamkeit die Augen roth 1), und ganz matt und elend, verwirft alle Aufmunterung, und vergißt darüber das zu thun, wodurch er die Ursach der Traurigkeit entfernen könnte. Dem Verarmten hilft ja nicht trauren, sondern zur Arbeit thätig zu seyn 2). Gram und Kummer bringen ja das Verlohrne nicht zurück 3). —

Von der Reue.

Wer das mißbilliget, was er gethan hat, hat Reue. Es ist ein Glück, etwas Unrechts sogleich zu bereuen, wenn man es noch ändern kann 1). Späte Reue ist schrecklich 2), denn durch diese macht man seine Fehler nicht wie-

1) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 25. 2) Salzm. El. Th. 2. S. 169 — 177.
1) Salzm. El. Th. 2. S. 247. 2) S. 260. 3) S. 263.
1) Salzm. El. Th. 2. S. 265. 2) S. 271.

wieder gut. Wer erst im dreyßigsten Jahre zu bereuen anfängt, daß er in der Schule faul war, ist übel daran. Denn nun ist nicht mehr Zeit zu lernen, nun soll ein jeder das Gelernte brauchen. Wahre Reue und Betrübniß über begangene Fehler, führt, wenn sie bald kommt, zur Besserung; kommt sie aber zu spät, so macht sie trostlos. Darum fordert Gott baldige Reue über unsere Sünden, weil sie bessert. Bloße Traurigkeit ohne Besserung hilft nichts. Es ist aber ein Kennzeichen eines guten Menschen, wenn ihm das Unrecht gleich leid ist.

Von der Scham

Wer mit Betrübniß fürchtet, daß andere nicht gut von ihm und seinen Handlungen urtheilen, der schämt sich. Gemeiniglich bringt die Scham Erröthen und Verlegenheit hervor. Haben wir die Personen recht lieb, die wir unsere Fehler sehen ließen: so ist die Scham desto größer. Wohl dem, der schamhaft ist, er wird nicht leicht in sehr große Fehler fallen, oder sie wenigstens gleich bereuen. Es ist daher ein Zeichen eines guten Menschen, wenn er Scham hat 1). Es giebt aber auch falsche Scham, wenn man über Handlungen erröthet, deren man sich nicht zu schämen hat. Mancher Vornehme schämt sich, mit einem Geringern zu reden. Mancher schämt sich, vor andern etwas Gutes zu thun.

Vom

1) Salzm. El. Th. 2. S. 274.

Vom Zorne.

Der Zorn ist die heftigste und schrecklichste Leidenschaft. Wenn der Mensch zornig wird, so handelt er nicht mehr klug, denn er weiß nicht mehr, was er thut 1); und wenn der Zorn vorüber ist, so reuet ihn sein Betragen allemal. Der Zorn macht den Menschen, wenn er ausbricht, einem wilden Thiere gleich, entstellt seinen Körper, und raubt ihm die Gesundheit. Wie vieles Unglück ist durch ihn schon entstanden! Mancher hat schon in Schlägereien, die der Zorn veranlaßte, sein Leben verlohren 2). — Darum sey langsam zum Zorn, denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Suche jede Gelegenheit, die dich dazu bringen könnte, zu vermeiden 3).

Furcht und Schrecken.

Die Furcht entsteht aus Verwöhnung oder Weichlichkeit. Alles, was nur den geringsten Schein der Beschwerde und Gefahr hat, erschreckt den Weichling 1). Die Finsterniß preßt ihm Angstschweiß aus; ein kleines Geräusch, ein Blitz benehmen ihm das Bewußtseyn. Ein solcher Mensch ist sehr zu beklagen, denn es geschiehet alle Augenblicke etwas, das ihn erschrecken kann; das Licht geht aus, man klopft an die Thüre, eine Katze kommt die Treppe herunter, ein Bal-

1) Salzm. El. Th. 2. S. 282 — 285. 2) v. Roch. Kf. Th. 2. Nr. 27. 3) Th. 1. Nr. 65.

1) Salzm. El. Th. 2. S. 285.

Balken kracht, eine Fledermaus stößt gegen das Fenster, immer erschrickt er. Dies nimmt stets zu, denn ein schreckhafter Mensch kann durchaus die Wahrheit nicht mit Gewißheit erfahren. Die Furcht umnebelt ihm die Augen 1). Er handelt unklug 2). Ist wirklich Gefahr da, so ist er verlohren. Er schreit und läuft, denkt aber über Mittel zu seiner Rettung nicht nach 3).

Verdacht und Argwohn.

Wer von andern immer Böses fürchtet, ist argwöhnisch. Der Argwöhnische denkt stets, daß man was wider ihn habe, ihn verachte, oder seiner spotte. Taube haben besonders diesen Fehler an sich. Wenn ihre Freunde oder Bekannte sie im geringsten vergessen, so finden sie sich als durch eine Verachtung beleidigt, sie sind unzufrieden und zornig. Der Argwohn beunruhigt und ängstet. Er ist mit beständigem Mißtrauen verbunden. Wer immer Böses fürchtet, muß stets suchen auf seiner Hut zu seyn, um sich dagegen zu schützen; er ist im stetem Kriege. Der Argwöhnische wird menschenfeindlich, und niemand geht gern mit ihm um.

Ueber Freude und Leid.

Die Freude und Glückseligkeit des Menschen ist zwiefach. Einmal giebt es äußere Freuden, die durch

1) v. Roch. Kf. Th. 1. Nr. 32. 2) Nr. 71. Salzm. El. Th. 2. S. 290. 3) S. 286.

durch die Sinne genossen werden. Zu diesen gehört alles, was den Augen, den Ohren, dem Geschmack, dem Geruch und dem Gefühl angenehm ist. Z. B. Putz, schönes Hausgeräthe, Musik, gutes Essen und Trinken, Wohlgerüche und kitzelnde angenehme Gefühle ꝛc. Dann giebt es aber auch Freuden der Seele, z. B. die, welche aus nützlicher Erkenntniß, Einsicht und Wissenschaft aus Rechtthun und dem Bewußtseyn, recht gethan zu haben, entspringen. Diese nennt man innere Freuden, weil hauptsächlich die Seele und der Verstand sie genießt. Beyderley Freuden haben bey weitem nicht einerley Werth, und es ist sehr wichtig, ihren Unterschied recht zu kennen, um die große Wahrheit einzusehen: Der Mensch kann nur in dem Maaße wahrhaftig glücklich seyn, als er rechtschaffen und gut gesinnt ist.

Werth der sinnlichen Freude.

Der Genuß sinnlicher Dinge ist sehr eingeschränkt. Denn die Sinne und Nerven des Leibes werden natürlicher Weise stumpf, die Lust nimmt ab, man wird unempfindlich und satt. Die sinnliche Lust ist mit dem Augenblicke des Genusses vorüber, und die Erinnerung derselben ein bloßer Schatten und Traum. Man kann der sinnlichen Lust leicht zu viel thun, und sich durch ihren Reiz zum größten Schaden verleiten lassen, Gesundheit und Kräfte zu schwächen, Wohlstand und Ehre zu kränken, und dadurch Schmerz,

Un=

Unlust, Reue und Scham auf sich zu laden. Die sinnliche Lust erfordert viele äußerliche Dinge, Ort, Zeit, Gelegenheit, Gesellschaft, Geld; sie will bloß durch eine Ermüdung von Geschäften schmackhaft gemacht seyn, und niemand kann sie genießen ohne gesunden Körper.

Werth der geistigen Freuden.

Die Freuden der Seele, Erkenntniß und Bewußtseyn des Guten, leiden keine Einschränkung. Hievon kann die Seele immer mehr vertragen, und jemehr sie erhalten hat, zu desto mehrerm wird sie fähig und begierig. Die Lust daran nimmt nicht ab, sondern wächst ohne Aufhören. Die Freuden sind bey der Erinnerung so lebhaft, als da wir sie zuerst empfanden. Das Vergnügen an Erkenntniß, und das Bewustseyn, recht gethan zu haben, begleitet uns bis an den Tod, ja es geht mit uns in die Ewigkeit hinüber. Das Vergnügen an Erkenntniß und Rechtthun kann sich ein jeder verschaffen, der Arme sowohl als der Reiche. Es hängt nicht so von äußern Umständen ab, die Seele macht es sich selbst, durch Nachdenken, durch Betrachtung der Natur, durch Lesung eines guten Buchs ꝛc. und wenn nur des Leibes Schwachheit nicht allzugroß ist, ist sie dazu auch jederzeit fähig.

Vergleichung der sinnlichen und geistigen Freuden.

Wenn wir die äußern Güter, Geld, hohe Titel und Ansehen, vornehmen Stand, herrliches Essen und Trinken, schöne Wohnung, Kleidung und prächtigen Hausrath, in Vergleichung stellen mit den Vorzügen der Seele, mit der Erkenntniß von Gott und seinen weisen und gütigen Einrichtungen in der Welt, mit der Erkenntniß des wahren Guten, und dem Bewußtseyn es geübt zu haben, mit einem ruhigen und zufriedenen Gemüth; so sehen wir leicht ein, daß diese weit bessere und dauerhaftere Freuden geben, als jene, und daß ein verständiger Armer mit einer frohen Seele weit glücklicher sey, als der Reichste und Mächtigste ohne dieses Gut. Hieraus fließen von selbst viele Regeln der Klugheit, bey dem Bestreben nach Glück und Freude. Wohl dem, der sie recht merkt und darnach sich richtet.

Klugheitsregeln.

Strebe nach den besten Freuden, und ziehe Vervollkommnung deiner Seele allen Freuden der Sinne vor. Reichthum an guten Gesinnungen sey dein höchstes Gut, ein gutes Gewissen dein bester Schatz. Bezähme deine Sinnlichkeit, daß sie dich nie an höhern Freuden hindere. Versage dir, dich besiegen zu lernen, auch erlaubte Freuden. Traue nicht ihrem äussern Scheine; die reizendsten Dinge sind den Unvor-

sichtigen oft süßes Gift. Halte Maas in allen Dingen, aber dem Bemühen, immer tugendhafter und in dir selbst glücklicher zu werden, setze keine Grenzen. Denn wer nicht besser wird, wird schlimmer. Wache über dich selbst, halte deine Begierden in Ordnung. Nutze hiezu die besten Gelegenheiten und Mittel. Um in allen Guten standhaft zu seyn, übe dich stets, dich zu verleugnen.

Von der Selbstverleugnung.

Sich selbst verleugnen, heißt, ein kleineres Gut, das wir gern hätten, fahren lassen, sobald es uns an einem größern hindert; — und auch ein geringeres Uebel gern übernehmen, sobald wir ein größeres dadurch verhüten können. Wohlschmeckende Speisen z. B. und Getränke, sind ein kleines Gut, dauerhafte Gesundheit ist ein größeres. Sobald ich fürchten darf, daß mehrerer Genuß jener Speisen und Getränke meiner Gesundheit schadet, muß ich mich verleugnen, und mir den Genuß versagen. — Bittere Arzeneyen sind ein kleines Uebel; Krankheit ist ein größeres; um dies zu heben oder zu vermeiden, muß ich mich nicht weigern, mich dem Gebrauch der Arzneymittel zu unterwerfen. Diese Selbstverleugnung ist der erste Schritt zur Besserung. Ein jeder muß darum sich gerne darin üben.

Von äußern und innern Leiden.

So wie die Freuden des Menschen äußere und innere sind, so giebt es auch äußere und innere Leiden. Krankheit z. B., Schmerzen, Hunger und Blöße treffen zuerst den Körper; böses Gewissen, Angst, Furcht treffen zuerst die Seele. Welche von beyden werden am meisten zu fürchten seyn? gewiß die innern. Sie sind weit gefährlicher, und ziehen gemeiniglich auch äußeres Leiden nach sich. Ein böses Gewissen trägt der Mensch zeitlebens mit sich herum, und wird dabey nicht froh; Krankheit und Mangel aber gehen vorüber, und man genießt dann seines Lebens von neuem. Wider die äußern Uebel giebt es gemeiniglich Mittel, aber was kann der Mensch geben, womit er seine Seele von peinigenden Vorwürfen befreye?

Vom Uebel überhaupt.

Was eigentlich Uebel für uns sey, kann kein Mensch bestimmen, dies müssen wir Gott überlassen. Oft gereichte unter seiner Leitung das größte anscheinende Uebel zu des Menschen größtem Glück. Armuth führte schon manchen zur Gemüthsruhe, die er bey Reichthum nicht fand, und Gewissensbisse brachten viele zum Besinnen und zur Besserung. Da wir dies selbst nicht vorhersehen, lehrt uns Jesus blos beten: erlöse uns vom Uebel; ohne etwas zu bestimmen. Die meisten Uebel verursacht der Mensch sich selbst, und zwar durch Mißbrauch und unrechte An-

wendungen des Guten. Ein gutes scharfes Messer schneidet ihm die tiefste Wunde. Das uns so nöthige Feuer schadet am unrechten Orte. Appetit oder Lust zum Essen ist sehr gut, wird aber bey unmäßiger Befriedigung desselben die Quelle der Krankheit. Hüte dich vor jedem Misbrauch des Guten, so wirst du viele Uebel vermeiden. Jedes aber, das dich trift, dienet nach Gottes Absicht zu deinem Besten. Lerne es ertragen.

Von der Gesellschaft der Eltern und Kinder.

Die erste Gesellschaft ist die Gesellschaft der Eltern und Kinder. Sie zweckt auf Erziehung und Bildung der Menschen ab. Ohne Erziehung und Unterricht würden die Menschen den Thieren ähnlich seyn. Eltern und Lehrer sinds, die die Kinder sprechen, arbeiten und denken lehren, und sie anweisen, Gutes vom Bösen zu unterscheiden. Diese Bildung macht den unumschränkten Gehorsam der Kinder nothwendig, denn es ist unmöglich einen zu lehren, der nicht anhören will, oder den zu bilden, der nicht thut, was man ihm sagt. Darum will Gott den Vater von den Kindern geehrt haben. Wohl den Kindern, die sich hiernach richten.

Ver-

Verbindung der Lehrer und Lernenden.

Lehrer haben mit denen, die unterrichtet werden, viele Mühe. Es gehöret viele Sorge und Arbeit dazu, ehe besonders Kinder das Nöthige lernen, ehe sie verständig werden, und wissen Gutes vom Bösen zu unterscheiden. Diese Arbeit können sie Lehrern nie ganz vergelten. Desto mehr müssen sie sich bemühen, ihnen durch Folgsamkeit und Fleiß Freude zu machen. Dies ist auch ihr eigener Nutzen. Wer gernt lernt, wird desto eher verständig. Wer gern folgt, wird vor vielem Schaden bewahrt. Die Seufzer, welche Kinder den Lehrern auspressen, machen ihnen in der Folge viele Gewissensbisse und Unruhe, und alle haben es noch in ihrem Alter mit Thränen bereuet, die ihre Lehrer kränkten.

Die eheliche Verbindung.

Die eheliche Verbindung zweckt auf die Fortpflanzung, Erhaltung und Erziehung des menschlichen Geschlechts ab, und ist die weiseste Absicht Gottes. Sein Wille ist: daß Eheleute sich eheliche Treue und aufrichtige Liebe beweisen; Liebe und Leid, Glück und Unglück mit einander theilen. Wer ein tugendhaftes Weib findet, sagt Salomo, der findet einen großen Schatz. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist. Lieblich

und schön seyn, ist nichts; ein Weib aber, das den Herrn fürchtet, soll man loben. Sie wird gerühmet werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben. Die sich an Hurer oder Huren hängen, kriegen Motten und Würmer zum Lohn. Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.

Vom Verhalten der Herrschaft.

Schön und anständig für jede Herrschaft ist die Gesinnung und das Beyspiel Davids, welche der 101. Psalm zur Nachahmung empfiehlt. Ich handle, sagt er, vorsichtig und redlich bey denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause. Ich nehme mir keine böse Sache vor, ich meide den Uebertreter, und lasse ihn nicht bey mir bleiben. Ein verkehrtes Herz muß von mir weichen, den Bösen leide ich nicht. Meine Augen sehen nach den Treuen, daß sie bey mir wohnen; und ich habe gern fromme Diener. Falsche Leute habe ich nicht in meinem Hause, und die Lügner gedeihen nicht bey mir. — Herrschaften, die auch so denken und handeln, werden gutes Gesinde haben, und das wird Ruhe und Zufriedenheit und Wohlstand in ihrem Hause befördern.

Guter Rath für Dienstboten.

Denke zuerst, daß Gott es ist, der dich in deinen Stand gesetzt hat. Erinnere dich, daß du deiner Herrschaft um Gottes willen Gehorsam schuldig bist

bist, und daß Fleiß und Arbeit eines jeden Menschen Pflicht ist. Schäme dich keiner zu deinem Dinste gehörigen Arbeit. Kehre dich nicht daran, wenn ähnliches Gesinde anderer Herrschaften etwas nicht thut; laß dich nicht von ihnen aufwiegeln. Verrichte deinen ganzen Dienst pünktlich, das heißt: genau nach der Vorschrift, die du empfiengst; genau zu der Zeit, da es deine Herrschaft erwartete, mit ganzer Seele und Aufmerksamkeit. Thue auch alles binnen der Zeit, in welcher es gethan werden kann, damit du nicht länger zubringst, als nöthig ist. Entferne daher alle andere Dinge, die dich in deinem Dienst hindern, und vermeide viele Bekanntschaft und zeitverderbende Geschwätze.

Fortsetzung.

Thue alles, was dir befohlen wird, gern und willig; so wird dirs leicht. Thue alles mit möglichster Freundlichkeit und Ehrerbietigkeit; so dankt man dirs doppelt. Sey stets gefällig, und denke darauf, deiner Herrschaft auch Dienste zu leisten, ehe sie dieselben fordert. Suche deine eigne Freude darin, ihre Wünsche voraus zu errathen, und komme ihnen zuvor, so machst du ihnen manche Befehle entbehrlich. Sey unbestechlich treu und ehrlich in allem, was sie dir anvertrauet. Nimm ohne ihr Vorwissen auch nicht die geringste Kleinigkeit. Es erweckt Mißtrauen, und du verlierst Freiheit und Liebe. Verhüte auch mit möglichster Aufmerksamkeit, daß andere Menschen deine Herrschaft nicht bestehlen oder übervortheilen können.

nen. Sey wachsam auf alles, was nicht genug verwahrt ist, und laß deine Unachtsamkeit nie an Schaden schuld seyn.

Fortsetzung.

Sey verschwiegen, das heißt: sprich nie von Dingen, von welchen du nicht reden mußt. Sprich also nie von dem, was deine Herrschaft vor hat; von ihren Reden, und besonders von ihren Urtheilen über andere, von ihren Geschäften, und der Art, wie sie dieselben verrichtet, von den Fehlern und Zwistigkeiten deiner Herrschaft, von ihren Vermögensumständen, ihrer Art zu leben, im Essen, Trinken und dergleichen. Vermeide es, Geheimnisse zu erfahren, und gehe weg, wo andere im Hause etwas heimlich reden oder thun, was dich nicht angeht. Dies alles erwirbt dir Vertrauen und Liebe. Sey genügsam mit dem Lohne und der Kost. Schwerlich bekommst du es einmal in deiner eigenen Wirthschaft so gut, als du es jezt hast. Befleißige dich endlich der höchst nützlichen Ordnung und Reinlichkeit, sowohl an den dir anvertrauten Sachen, und sey des Lohns von Gott für alles, was du Gutes thust, schon in dieser Welt, noch mehr aber in der Ewigkeit gewiß. Matth. 25. v. 21.

Vom Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft.

Es ist eine große Wohlthat für jeden, in Gesellschaft anderer Menschen zu leben, wo viele tausende täglich etwas beytragen ihm zu dienen. Dies bedenken Wenige. Man überrechne aber nur, wie viel Menschen arbeiten müßten zu einem Brode. Nicht allein der Ackermann, der Müller, der Becker, sondern auch alle, welche diesen die zur Arbeit nöthigen Werkzeuge machten. Wie viel gehört zu einem Pfluge! durch wie viele Hände gieng das Eisen an demselben vom Bergmanne an! was gehört zum Bau einer Mühle 2c. — Wie wenn nun jeder für sein Brod ackern, Mühlen bauen, mahlen und backen sollte? — So ists mit allen Dingen. Wie viele tausend Menschen arbeiten an einem Hemde, ehe die Leinwand auf dem Stuhle gewebt, und mit der Nadel geneht werden konnte! — —

Von bürgerlichen Gewerben.

Ein jeder muß etwas lernen, der Gesellschaft, in der er lebt, nützlich zu werden; denn es arbeiten auch für ihn sehr viele Menschen. Für den Aermsten arbeiten viele tausend andere. Welch eine Schande, wenn jemand ein unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft ist, und auf keine Art nützen kann. Ein jeder, der in der Folge brauchbar werden will, muß zuvörderst in der Schule fleißig seyn, und da das

Nöthige recht lernen, dann kommt er bey jedem Gewerbe fort. Es giebt verschiedene Gewerbe: Bäcker, Fleischer, Brauer, Gerber, Maurer, Zimmerleute, Schuster, Schneider, Weber, Tischer, und viele andere, die mit den Händen arbeiten. Andere arbeiten mit dem Kopfe. Ein jeder muß wohl prüfen, zu welchem Gewerbe er sich schickt.

Vom Nutzen der Rechts-Obrigkeit.

Jede Stadt, jedes Dorf sogar, hat seine Obrigkeit, die in zwey verschiedenen Abtheilungen die Gerechtigkeitspflege und die Polizey verwaltet. Der Richter besorgt die Gerechtigkeit. Er darf nicht anders als nach den Gesetzen richten, die er verstehen muß. Aus Furcht vor Ueberraschung muß der Kläger seine Klage, der Beklagte seine Antwort, und der Richter seine Untersuchung und seinen Bescheid schriftlich abfassen. Weil nun nicht alle Parteien schreiben können, oder ihre Sache recht vorzustellen wissen, so sind Männer bestellt, sie abzuhören, ihre Klagen und Schutzreden niederzuschreiben, und sie dem Richter vorzutragen. Solche heissen Justizkommissarien oder Advocaten. In jedem wohleingerichteten Staate kann der Geringste gegen den Größten, ja gegen die Regierung selbst, Gerechtigkeit verlangen und erhalten. Jede Obrigkeit hat eine andere über sich. Das Collegium der Richter heißt die Regierung.

Vom

Vom Nutzen der Polizey-Obrigkeit.

Die Polizey sorgt für die Ordnung und Sicherheit, für das Leben und die Gesundheit der Bürger. Sie stellt zur Vorsicht Wachen aus, sucht Feuersgefahr abzuwenden, und sorgt, wenn sie entstanden, fürs Löschen, und für die Erhaltung der Güter. Die Polizey sorgt für den Unterhalt des Volks; daß die Märkte mit Fleisch, Früchten, Korn, Holz, überhaupt mit allem Nothdürftigen versehen werden; und bestimmt die Preise durch Taxen. Sie sieht auf die Eßwaaren, damit keine verdorbene oder schädliche verkauft werden. Sie sucht den Bürgern sichern Absatz ihrer Arbeiten zu verschaffen, und verbietet deshalb die Einführung fremder Waaren. Sie besorgt die Wässerung der Städte und des Landes durch Plumpen, Canäle und Wasserkünste. Sie nimmt sich der Armen an, und sorgt für ihre Erhaltung 2c. Das allgemeine Polizeygericht heißt die Kammer.

Von den Pflichten der Unterthanen.

Da jede Obrigkeit allein das Beste der Unterthanen zur Absicht hat, so ist es eines jeden guten Menschen Pflicht, sich nach den Gesetzen der Obrigkeit, die sie auch zu seiner Sicherheit gemacht hat, zu richten. Dies ist Gottes Wille. Auch muß sich keiner weigern die Abgaben zu geben, die zur Erhaltung der Ordnung nnd zur Belohnung derer, die dafür sorgen, nöthig sind. Es kommt ihm wieder zu gute. Der Zoll ist eine gewisse Abgabe, die man von

von Waaren und Reisenden auf gewissen Wegen nimmt, die der Staat auf seine Kosten gemacht hat, z. B. bey Brücken, Schleusen und Dämmen. Die Accise ist eine Abgabe von allen Waaren. Diese Auflage hat den Vortheil, daß sie die Abgaben nach dem Aufwand, und also nach dem Vermögen der Bürger bestimmt. Niemand darf Unterschleife machen, oder er wird bestraft.

Von den bürgerlichen Strafen.

Die Strafen der Vergehungen sind nicht in allen Ländern gleich. Allgemeine Strafen sind Geldbuße, Gefängniß, Schande, der Schandpfahl, Schläge, Ketten, und der Tod. Räuberey, Todschlag, Mordbrand und Landesverrätherey sind Hauptverbrechen, und werden mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafen sind nach Beschaffenheit der Verbrechen verschieden. Man hat die Strafe des Schwerdts, des Galgens, des Räderns und des Verbrennens. Nichts ist schrecklicher, als wenn Menschen ihrer Bosheit wegen aus der Zahl der Lebendigen vertilgt werden müssen. Wohl dem, der so lebt, daß er keine Strafe fürchten darf.

Vom Soldatenstande.

Vor Alters diente jeder Bürger im Kriege, ohne Besoldung zn empfangen; er mußte seine Arbeit versäumen, und sich noch dazu mit Waffen und Lebensmit-

mitteln selbst versehen. Jezt bekommt der Soldat seine Löhnung, und macht einen besondern Stand. Dieser ist sehr ehrwürdig, weil er die Sicherheit eines jeden befördert. Der Soldat vertheidiget im Kriege den Staat gegen die Eingriffe der Fremden, mit Aufopferung seines Lebens. Während des Friedens bietet er der Obrigkeit die Hand, stillt Zänkereyen, arbeitet und wacht für die öffentliche Ruhe. Indessen, daß wir sicher schlafen, wachen eine Menge Menschen zu unserm Dienst, und ertragen in der finstern Nacht Kälte, Sturm und Regen. Die Ordnung ist im Soldatenstande sehr genau, und die Strafe streng, daher sich viele vor ihm scheuen. Wer aber darin mit Treue seine Pflicht thut, hat nichts zu fürchten.

Von der Ungleichheit der Stände.

Daß nicht alle Menschen gleich sind, ist eine sehr wohlthätige Einrichtung Gottes. Wenn jeder gleichviel hätte, wer wollte dem andern dienen? Ein jeder müßte alles, was er brauchte, für sich selbst arbeiten, ohne Hülfe und Unterstützung. Wie würde es ihm da gehen! Der Arme hält sich oft für unglücklich, aber ihm schmeckt oft geringe Kost besser, als den Reichen die köstlichsten Gerichte. Mancher Reiche hat weit mehr Sorge und Angst, als ein Armer. Er hat weit mehr zu verlieren. Mancher Reiche ist schwächlich, der Arme stark und gesund. Der Reiche hat viel zu verantworten, der Arme genießt die größte

Ruhe des Gemüths. Auch ist die Verschiedenheit der Fähigkeiten weise Fügung Gottes. Wenn jeder so klug wäre als der andere, würde niemand des andern Rath und Beystand suchen. Die gegenseitigen Bedürfnisse aber ketten die Menschen an einander, und lehren sie, sich zu lieben.

Vom Aberglauben.

Der Aberglaube besteht überhaupt darin, wenn man etwas übernatürliches oder außerordentliches entweder ohne allen Grund, oder doch ohne hinlänglichen Grund als wahr annimmt. Er zeigt sich hauptsächlich auf zweyerley Art. Erstlich darin, daß man Wirkungen behauptet oder erwartet, dazu die Ursachen fehlen. Jede Wirkung, oder alles, was in der Welt geschiehet, hat eine natürliche Ursache, und diese Ursache steht mit der Wirkung stets in genauer Verbindung. Wer nun Wirkungen ohne natürliche Ursachen glaubt, der ist abergläubig. Jener glaubte, er wäre behext, als er sich in warmen Klößen krank gegessen hatte. Zweitens nimmt der Aberglaube Dinge an, die gar nicht sind, die blos die kranke Einbildung ängstlicher Gemüther geschaffen, oder die aus Neigung zum Wunderbaren und aus Einfalt auf das bloße Wort anderer angenommen sind. Beyspiele werden dies erläutern.

Vom Glauben an Undinge.

Alle jene seltsamen Mährchen von Wärwölfen, von dem ewigen Jäger, vom Reuter ohne Kopf, von

von unterirrdischen Menschen, oder, wie sie auch genannt werden, Unnererschen, von der weißen Frau, und dem Mönch, von Wechselbälgen, vom Nix im Wasser, sind Erdichtungen. Alle diese und mehr dergleichen Dinge sind in der ganzen Schöpfung nirgends anzutreffen. Thörichte Leute haben sie aus Unverstand erdacht, um Kinder dadurch zu schrecken. Wollte man z. B. ein Kind abhalten im Finstern an Orte zu gehen, wo es Schaden nehmen konnte, so sagte man bloß, bleib hier, da ist der Mönch, und das Kind fuhr zurück. Um ein Kind am Wasser behutsam zu machen, sagte man, der Nix ist darin, und zieht dich hinein ꝛc. Kinder erzehlen sich dergleichen wieder, und so hat sich der Glaube an viele Undinge bey vielen Menschen erhalten.

Vom Glauben an Gespenster und Erscheinungen.

Unsichtbarkeit ist eine Eigenschaft der Geister; ein Gespenst soll ein Geist seyn, folglich kann ein Gespenst nicht gesehen werden. Dies ist ein richtiger Schluß. Der Glaube an Erscheinungen und Gespenster ist also höchst ungereimt. Nie haben auch verständige und herzhafte Leute etwas von Gespenstern erfahren, wohl aber schwache und furchtsame. Diese halten gern ein Fleckchen Mondschein, ein Irrlicht, ein Stück verfaultes Holz für ein Gespenst, und das Gepolter einer Ratze ꝛc. für Wirkung eines Geistes. Gespenster sind Einbildungen. Alle Geschich-

schichten, die man davon erzehlt, sind entweder Erfindungen, oder Betrug der Einbildungskraft und der Sinne, oder auch Betrug von Menschen. Wer in jedem Falle recht zusieht, wird immer etwas natürliches finden.

Von natürlichen Gespenstern.

Verschiedene im Dunkeln leuchtende Dinge, Irrthum des Gesichts und Gehörs, können den Furchtsamen leicht bethören, und ihn glauben machen, er sehe und höre Gespenster. Zuweilen kann es auch mehr seyn als Irrthum. Oft schon haben Betrüger ganz seltsame Schauspiele gemacht, um sich durch die Furcht anderer zu sichern. Entweder sie giengen aufs Stehlen aus 1), oder suchten ihre nächtlichen verbotenen Zusammenkünfte zu begünstigen, oder hatten nur die Absicht, Leute entweder aus bloßem Muthwillen, oder aus einer Art von Rache, oder aus andern Ursachen zu erschrecken. Auf diese Art hat sich schon manche Gespenstergeschichte zur Beschämung derer, die daran glaubten, entwickelt, und man würde viel dergleichen Erfahrungen machen, wenn man sich entschließen könnte, solche verdächtige Begebenheiten näher zu beleuchten.

Vom Alp.

Unter die Gespenstergeschichten gehören auch die Erzehlungen vom Alp. Dieser soll sich durchs Schlüssel:

1) v. Rochow. Kf. Th. 2. Nr. 82.

selloch einschleichen, und die Leute gewaltig drücken, daß man die Wahrzeichen davon noch lange nachher sehen kann. Das Drücken und die Beängstigungen, die man dabey empfindet, ist das einzige Wahre bey dieser ganzen Begebenheit, und nichts mehr oder weniger als ein schwerer Traum, der von dicken stockendem Blute erzeugt wird. Alle übrigen Umstände sind Zusätze, die man erfunden hat, um die Geschichte damit auszuschmücken, und nach dem Geschmack der Zeiten, in welchen sie erfunden worden, desto wunderbarer zu machen. Wer des Nachts etwa beängstigendes Drücken hat, der trinke fleißig Wasser und mache sich öfter Bewegung; es vergeht gewiß.

Von Wahrsagerey der Zukunft.

Kein Mensch kann künftige Dinge vorher wissen. Die Zukunft hat Gott aus den weisesten Absichten unsern Augen verborgen. Folglich kann mir auch kein Mensch meine künftigen Schicksale vorhersagen, weder aus Sternen, noch aus dickem Kaffee, noch aus Charten; weder aus den Linien in der Hand, noch aus den Runzeln meiner Stirn. Und doch giebt es Betrüger, die dies zu können vorgeben, und Leichtgläubige, die es für wahr halten. Solche Betrogene bezahlen oft ihren Aberglauben theuer, mit ihrer Ruhe und mit ihrem Beutel. Andere Thoren achten auf das Geschrey der Thiere. Ein schreyendes Käuzchen, oder ein heulender Hund, soll anzeigen, daß ein Mensch, der krank ist, stirbt. Wer mag doch

U aber

aber einem Käuzchen oder Hunde das gesagt haben? Wie steht mein Leben oder Tod mit diesen Thieren in Verbindung?

Von der Wahrsagerey des Vergangenen.

Kein Mensch kann vergangene Dinge wissen, er habe sie denn gesehen, oder gehört, oder von andern auf eine natürliche Weise erfahren. Es giebt aber doch Betrüger, die durch geheime Künste das Vergangene erfahren zu können vorgeben, um Abergläubigen das Geld abzulocken und sie oft in große Verdrießlichkeit zu stürzen. Welches sind denn ihre schönen Künste? Aus einer Tasse mit dickem Kaffee, durch einen Erbschlüssel, durch ein Erbsieb rc. wollen sie z. B. erfahren, wer der Dieb sey, der etwas gestohlen. Woher sollte wohl dicker Kaffee die Kraft bekommen, das zu wissen, was ein Mensch nicht weiß? Wie steht ein Sieb mit einem Diebe in Verbindung? Wie in aller Welt hängen hier Ursache und Wirkung zusammen?

Von den Träumen.

Träume sind Vorstellungen der Seele von Dingen, die sie vorher gesehen, gehört oder empfunden hat, und deren sie sich nachher wieder erinnert, aber so, daß sie zu denselben bald etwas hinzusetzt, bald wegläßt. Oft kann ein einziger Umstand, der ihr etwa den Tag vorher vorgekommen, Gelegenheit zu einer ganzen Geschich-

te

te werden, die sich die Seele so lebhaft vorstellt, als wenn sie auch würklich geschehe; oft kann auch eine dunkle Empfindung, die sie des Nachts hat, die Ursach eines Traums werden. Z. E. man hört des Nachts halb wachend eine Glocke schlagen, man denkt sich die Sturmglocke. Dieser Gedanke führt die Seele auf eine Feuersbrunst, die sie sich dann nach allen ihren Umständen und Folgen vorstellt.

Vom Glauben an Träume.

Träume gehen, wie man aus der Beschaffenheit derselben siehet, nie auf zukünftige, sondern stets auf vergangene Dinge. Deutungen, die man daraus auf die Zukunft machen will, sind nichts als Erdichtungen, und alle Traumbücher Beweise vom Aberglauben unwissender Menschen. Unter so vielen hundert Träumen, die man hat, kann wohl zuweilen einer eintreffen; allein dies ist ein bloßes Ohngefehr, aus welchem man eben so wenig etwas Sicheres schließen kann, als aus den Träumen, wodurch Gott sonst einmal in außerordentlichen Fällen, nach dem Zeugniß der Bibel, Menschen zukünftige Dinge geoffenbaret hat. Dergleichen können wir jezt eben so wenig erwarten, als die Wunderwerke, so ehemals geschahen.

Natürliche Traumdeutungen.

Es ist ausgemacht, daß Träume aus vorhergehabten Vorstellungen entstehen, und da können uns manche Träume allerdings auch für die Zukunft lehrreich werden,

wenn

wenn wir auf die Vorstellungen, zu welchen unsere Seele geneigt ist, merken. Wer im Traume oft wollüstige Vorstellungen hat, der hat sie gewiß auch gern wachend. Er kann hieraus die Nothwendigkeit einsehen, über sich zu wachen. Wer im Traum oft Zank und Streit hat, ist gewiß auch wachend dazu geneigt und muß ihn fliehen. Wer träumend oft mit Geld, Putz und schönen Sachen zu thun hat, hat Ursache, sich vor Geldgeiz und Hochmuth zu hüten. Wer im Schlafe Ungerechtigkeit und Betrug begehen kann, würde auch im Stande seyn, sie bey vorkommender Gelegenheit wirklich zu begehen, und muß ja die Veranlassung dazu meiden. Solche Deutungen sind die einzigen wahren, die man von Träumen machen kann.

Von Ahndungen.

Ahndungen sollen Anzeigen oder Empfindungen dessen seyn, was sich mit uns oder andern in der Ferne oder in der Zukunft zuträgt. In so weit dieses durch natürliche Gründe znweilen vermuthet werden kann, giebt es freylich Ahndungen, sonst nicht. Ein abwesender Sohn z. B. hat zu Hause einen alten schwächlichen Vater, den er herzlich liebt, und dessen Tod er schon lange befürchtet. Nun läuft am Abend eine Katze über den Boden, und des Nachts träumt er, sein Vater sey gestorben. Ists nun ein Wunder, wenn dies wirklich zusammentrift? Am öftersten ahndet oder fürchtet man das Uebel. Furcht macht schreckhaft. Bey jedem zufälligen

fälligen Schreck erinnert man sich an das, was man gefürchtet. Kann nun dergleichen, wenn es wirklich geschieht, nicht leicht mit einem solchen beängstigenden Schreck zusammentreffen? Dies ereignet sich oft. Ist nun die vermeinte Ahndung nicht ganz natürlich?

Vom Glauben an Hexerey.

Wenn ein Mensch hexen oder zaubern zu können, oder selbst behext oder bezaubert zu seyn vorgiebt, so ist ein solcher Mensch abergläubig. Denn entweder heißt hexen und zaubern gar nichts, oder es heißt, ohne Ursache Wirkungen hervorbringen, welches wieder so viel als nichts heißt, denn ohne Ursach sind auch keine Wirkungen. Nun soll aber die Hauptsache der Hexerey und Zauberey darin bestehen, daß man z. B. auf den Körper eines entfernten Menschen schädlich wirken kann, ohne dazu Mittel zu gebrauchen, die mit seinem Körper in Verbindung kommen. Z. E. durch bloßes Ansehen oder Worte ein Kind krank zu machen rc. Da nun dergleichen ganz unmöglich ist, so ist der abergläubig, der es für wahr hält.

Unmögliche Hexerey.

Wer kann folgende Dinge glauben? Pferde sollen lahm werden, wenn man einen Nagel in ihre Fußtritte schlägt. Menschen sollen mit Nägeln und Nadeln angefüllt, krank und gesund gemacht werden können, durch Zeichen und Worte, welche entfernte Menschen über sie sprechen, ohne ihnen etwas einzugeben, oder sie zu be-

rühren. Einen unbekannten Dieb soll man durch Zaubermittel dahin bringen können, daß er entweder die gestohlnen Sachen wieder bringt, oder daß ihm ein Auge ausfällt. Das Fieber soll vergehen, wenn der, welcher es hat, sein Strumpfband an einen Galgen bindet, oder wenn er sich einen mit gewissen Zeichen bemahlten Zettel an den Hals hängt. Kann ein Hungriger wohl satt werden, wenn er statt des Essens nur ein Stückchen beschriebenes Papier an den Hals hängt? So unmöglich dies ist, so unmöglich ist alles vorige.

Von der Sympathie.

Durch so genannte Sympathie wollen viele Leute Krankheiten heilen. Sympathetische sogenannte Mittel sind aber solche, bey welchen Ursache und Wirkung in gar keiner Verbindung steht, folglich können sie unmöglich helfen. Man nimmt z. B. mit dem Blute, dem Schweiße, dem Speichel und andern von Kranken genommenen Dingen allerley vor, und dies soll dann auf ihren Körper wirken. Dies klingt eben so, als wenn man einen Mann prügeln wollte, der in Amerika wäre, indem man auf sein Bild, oder ein altes Kleid, das er zurückgelassen, losschlüge. Sympathetische Curen gehören also zu abergläubischen Dingen. Wenn dergleichen auch zufällig half, so kam es nicht von den Mitteln, sondern von gewissen andern Ursachen her. Leichtglaubigkeit thut viel, eben so viel bey manchen Kranken Veränderung oder Aussetzung der Arzneien.

Es

Es giebt keine Zauberer.

Wer kann alle Thorheiten nennen, die man durch Zauberey für möglich hält? Einer will dadurch Schätze haben, ein anderer Geister bannen, ein dritter Krankheiten heilen. Und doch hat es zu keiner Zeit Zauberer gegeben. Alle diejenigen, deren die heilige Schrift erwähnt, waren entweder Leute, die eine große Fertigkeit in natürlichen Künsten hatten, wie die Zauberer des Pharao, oder es waren solche Betrüger, vor welchen Jeremias 27, v. 9. 10. warnet, die das Volk irre zu führen und zu hintergehen suchten, um dabey zu gewinnen. Es giebt freylich Leute, die durch bloße Geschwindigkeit, wie die Taschenspieler, oder durch wirkliche Naturkenntniß, sehr befremdende Dinge hervorbringen können, die der Unwissende anstaunt und für Wunder hält, die aber ganz natürlich zugehen, wie mehrere Beyspiele lehren.

Natürliche Künste.

Man kann machen, daß aus Menschen, oder andern Dingen, ja so gar aus dem Wasser, große Feuerfunken herausfahren, so bald man daran rührt; man darf sie nur electrisiren. Man kann jemanden, den man anfaßt, durch die Electricität einen heftigen Schlag beybringen, der ihm durch alle Glieder fährt, ohne daß er merkt, woher es komme. (Ohne Instrumente läßt sich dieses nicht beschreiben.) Man kann Wasser über glühenden Kohlen in Eis verwandeln, wenn man auf dieselben einen zinnernen Teller mit geschabtem Eise oder Schnee, so mit Salpeter oder Küchensalz vermengt worden, und

in diese Vermischung einen andern Teller mit Wasser setzt. Das Salz nemlich zieht die Feuertheilchen, sobald das Eis auf dem Teller zu schmelzen anfängt, aus dem Wasser, und verursacht dadurch, daß es friert.

Natürliche Künste.

Man kann sehr schnell alle Farben der Blumen verwandeln, so daß eine weiße Blume gelb, eine dunkelrothe schwarz, eine violette grün, eine rosenfarbige hellgrün wird, und doch ihre vorige Gestalt und den Geruch behält. Man nimmt hierzu 2. Loth Salmiac und 1. Loth Potasche, thut es in ein Glas, und hält die Blume hinein. — Man kann ein Ey in eine enghalsige Bouteille bringen, wenn man es einige Tage in sehr scharfen Essig legt. Man kann sehr bald etwas hervor bringen, das wie Eis aussieht, wenn man Seife in Weingeist oder Spiritus auflöst. Man kann einen Eiszapfen am warmen Ofen an den Tisch frieren lassen, wenn man ihn am dicken Ende glatt schabt, mit Salpeter bestreut, und an den Tisch hält. Man kann für den Unwissenden, durch Hülfe eines verborgenen Kastens mit Schattenspiel an der Wand, Geister erscheinen lassen, wenn man die Bilder aus dem verborgenen Kasten in einem gemachten Rauche sich präsentiren läßt, die sonst an die Wand fallen. Wahrscheinlich betrog auf diese Art die Hexe zu Endor den König Saul 1. Sam. 28. Durch Phosphorus kan man eine des Nachts leuchtende Schrift machen. Durch den Magnet, welcher das Eisen an sich zieht, kann man Dinge bewirken, die sich der, welcher die Wirkung desselben nicht kennt, gewiß nicht erklären kann. Wenn man z. B. einen Magnet an einen noch so muntern Aal hält, so liegt er auf einmal ganz ruhig. Wer nun solche und tausend andere natürliche Wirkungen deshalb für Hexerey oder Zauberey hält, weil er sie nicht erklären kann, der wird auf mannichfaltige Art theils in Furcht und Schrecken gesetzt, theils betrogen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klinger, Johann Siegmund

Nützlicher Stoff zur Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens an sinnlichen und moralischen Gegenständen mit Sprach- Les- und Schreibeübungen verbunden ; Eltern, Lehrern und Kindern gewidmet
Bd.: [1]

Hof 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.26(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108525-2
VD18 80251560-001